43533 B

The Library of the
Wellcome Institute for
the History of Medicine

FROM THE LIBRARY

OF

DR. WALTER PAGEL

1898-1983

Accession Number
341554
Press Mark

2 vols
not uniform

mostly written
by Keil

BEYTRÄGE

ZUR

BEFÖRDERUNG

EINER

KURMETHODE

AUF

PSYCHISCHEM WEGE

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHANN CHRISTIAN REIL

UND

JOH. CHRIST. HOFFBAUER

PROFESSOREN ZU HALLE

ERSTER BAND

HALLE

IN DER CURTSCHEN BUCHHANDLUNG

1808.

341554

INHALT.

Erſtes Stück.

I. Ueber den Zweck dieſer Zeitſchrift, mit Bitten an Aerzte und Pſychologen. Von den Herausgebern S. 1

II. Einige Parallelen zwiſchen Seele und Leib, ſomatiſchem und pneumatiſchem Kopfe, Gehirn und Denkvermögen, Behufs der Diagnoſis der Aſthenie des letztern, vom Prof. Reil. 33

III. Bourbier's ſchwermüthiger Wahnwitz, beſonders nach ſeiner glücklichen und unglücklichen Behandlung betrachtet. Vom Prof. Hoffbauer. 55

IV. Krankheitsgeſchichte des Chevalier de Q. ., ehemaligen Sp. Geſandten in D. Vom Hrn. Dr. Gregorini. 89

V. Bemerkungen über die Geſchichte des Chevalier de Q. . . Vom Prof. Hoffbauer. 101

VI. Ueber die pſychologiſchen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die pſychologiſche Benutzung der Sprachen, vom Prof. Hoffbauer. 112

VII. Anzeigen. 141

VIII. Nachſchrift der Herausgeber. 153

Zweytes Stück.

I. Ueber den Begriff der Medicin und ihre Verzweigungen, beſonders in Beziehung auf die Berichtigung der Topik der Pſychiaterie, vom Prof. Reil. 161

II. Ueber den Wahnwitz, ſeinen Unterſchied vom Wahnſinn, der Dummheit und dem Blödſinn, und ſeinen Zuſammenhang mit dem Wahnſinn, vom Prof. Hoffbauer. 280

III. Ueber die ſcheinbare Manie, nebſt einigen Bemerkungen über die Behandlung der wahren Manie, vom Prof. Hoffbauer. 295

Drittes Stück.

I. Marlow's Schwärmerey, und Anfälle vom Wahnſinn, und Wiederherſtellung, meiſtens nach ſeiner eigenen glaubwürdigen Beſchreibung derſelben, vom Prof. Hoffbauer, 321

II. Eine Krankheitsgeſchichte, vom Hrn. Landchirurgus Harsleben mitgetheilt. S. 411

III. Scheinbar freye und doch ganz unfreye Handlungen, auf Veranlaſſung des vorigen Falls, auch in Rückſicht auf die ſogenannte Medicina forenſis, vom Prof. Hoffbauer. 415

IV. Ueber die pſychologiſchen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die pſychologiſche Benutzung der Sprachen, von ebendemſelben. Fortſetzung und Beſchluſs. 442

V. Pſychiſche Heilung einer Taubheit, von Ebendemſ. 470

VI. Anzeigen. 478

Viertes Stück.

I. Marlow's Schwärmerey und Anfalle vom Wahnſinn und Wiederherſtellung, meiſtens nach ſeiner eigenen glaubwürdigen Beſchreibung. Vom Prof. Hoffbauer. Fortſetzung und Beſchluſs. 490

II. Eine Verſchiedenheit zwiſchen der Zerſtreuung, als einem Heilmittel und andern Heilmitteln. Vom Prof. Hoffbauer. 512

III. Ueber die Neigung Wahnſinniger und ähnlicher Kranken für ſich zu reden, beſonders in noſologiſch-ſemiotiſcher Hinſicht, mit beyläufigen Bemerkungen über die Sprache der Taubſtummen. Vom Prof. Hoffbauer. 515

IV. Das Zerfallen der Einheit unſers Körpers im Selbſtbewuſstſeyn. Vom Prof. Reil. 550

V. Geſtändniſſe eines ſogenannten Hypochondriſten, von Z. 586

VI. Nachſchrift des Herausgebers des Prof. Reil. 591

VII. Anzeigen. 594

I.

Ueber den Zweck dieſer Zeitſchrift, mit Bitten an Aerzte und Pſychologen.

In der Anzeige von dieſer Zeitſchrift haben wir uns zwar über den Zweck und Inhalt derſelben erklärt; allein über dieſen oder jenen Punkt derſelben haben wir noch das Eine oder Andere hinzuzufügen, das ſich nicht in den engen Raum, auf welchen wir uns bey unſerer Anzeige einſchränken mufsten, zuſammendrängen liefs. Wir thun es um ſo lieber, weil der Plan, den wir mit unſern Mitarbeitern vor Augen zu haben wünſchen, wenn auch vielleicht nicht weſentlicher Verbeſſerungen, doch noch mancher Er-

weiterungen und nähern Beſtimmungen fähig iſt. Auf dieſe von den Freunden unſeres Unternehmens geführt zu werden, dürfen wir um ſo mehr hoffen, je genauer wir ſie mit demſelben bekannt machen.

Die Zeitſchrift ſoll

I. Beyſpiele von pſychiſchen, wenn auch nicht Curen, doch Heilungen mit Verſuchen, dieſe zu analyſiren, enthalten;

II. Verſuche in den zum Behufe der pſychiſchen Medicin noch mehr zu bearbeitenden Fächern der Pſychologie liefern;

III. Beobachtungen über die Einwirkung äuſserer Urſachen auf den Körper, in ſo fern ſie pſychiſch ſind; und

IV. Verſuche einer pſychiſchen Therapeutik mittheilen, und aufserdem

V. von den neuern pſychologiſchen und mediciniſchen Schriften, in ſo fern ſie für die pſychiſche Medicin wichtig ſind, Nachricht geben, und auf das Wichtige in ihnen aufmerkſam machen, auch von allen Ereigniſſen, die für die pſychiſche Medicin wichtig ſind, Bericht erſtatten.

I. Bey den Beyſpielen einer pſychiſchen Heilung

kommt es vornehmlich auf die hiſtoriſche Wahrheit der Erzählung von denſelben an. Erzählungen von Aerzten, welchen dieſe gelar

gen, oder welche ſie zu beobachten, oder auch nur über alles, was dabey in Betrachtung kommt, an Ort und Stelle glaubhafte Erkundigung einzuziehen, Gelegenheit hatten, würden daher ſchon aus dieſem Grunde vor allen zu wünſchen ſeyn. Noch intereſſanter würde eine ſolche Erzählung ſeyn, wenn die Heilung, welche ihr Gegenſtand iſt, der Erfolg einer glücklichen Cur geweſen wäre. Die Geſchichte einer ſolchen Cur würde in vielen Fällen die lehrreichſte Analyſe von der Heilung der Krankheit enthalten, oder doch meiſtens darauf führen. Denn die Analyſe einer ſolchen Heilung ſoll eben die Urſache der Heilung in den Umſtänden, unter welchen ſie erfolgt iſt, nachweiſen oder die Heilung aus ihnen begreiflich machen. Daſs unter den und den Umſtänden dieſe oder jene Krankheit geheilt ſey, lehrt die Erfahrung; ob aber, und in wie fern jene Umſtände etwas dazu thaten, kann nur ein Raiſonnement lehren, das den beobachteten Erfolg aus Naturgeſetzen der Seele, des Körpers oder beider zu erklären ſucht. Jenes Raiſonnement muſste aber den Arzt bey ſeiner Cur leiten, wenn er bey ihr nicht nach bloſser Empirie, die einen ähnlichen Fall nach dem andern, ohne weitere Einſicht der Gründe, behandelt, verfuhr. Wäre aber der Arzt bey einer Cur, die er in der ſichern Erwartung ihres Erfolgs unternommen, auch bloſs empiriſch verfahren, ſo daſs er unter

gewiffen Umftänden den Erfolg, welchen er bey feiner Cur beabfichtigte, hätte eintreten fehen, und bey diefer feiner Cur jene Umftände in der Erwartung diefes Erfolgs veranlafst hätte, ob er gleich den Zufammenhang zwifchen diefen Umftänden und jenem Erfolge nicht einfahe: fo ift es doch wahrfcheinlich, dafs die Umftände, von welchen er den beabfichtigten Erfolg erwartete, diefen entweder hervorbrachten, oder mit der wirkenden Urfach deffelben in irgend einem urfachlichen Zufammenhange ftanden. Diefe Wahrfcheinlichkeit wird um fo gröfser feyn, je mehr ähnliche Fälle jener Arzt vor fich hatte. Die Vergleichung derfelben unter fich wird den Forfcher, wenn auch nicht immer zum Ziele führen, doch öfter auf eine Spur bringen, die ihm weiterhin längft gewünfchte Auffchlüffe giebt.

Die Liebe zum Wunderbaren z. B. hat unftreitig viele fympathetifche Curen in Curs gebracht. Der Philofoph, der feines Berufs, alle Wunder aus der Natur zu verbannen, eingedenk war, eiferte gegen den Aberglauben und fpottete darüber, erfuhr aber, dafs Thatfachen fich nicht wegfpotten und eben fo wenig wegraifonniren laffen. Der Schwärmer und der Pöbel triumphirte kürzer oder länger, bis die Philofophie über beide Theile fiegte, und dem Philofophen zum Trotze jene Thatfachen zugab; dem Pöbel und Schwärmer zum Trotze fie einleuchtend erklärte und das angeftaunte Wunder vernichtete. Was

der Philoſophie gelang, hätte der Philoſoph gern gethan; er hätte es vielleicht vorbereitet, wenn er, anſtatt vorſchnell zu entſcheiden, erſt beſcheiden gezweifelt und dann ruhig geprüft hätte [a]).

---

a) Sympathetiſche Curen? — Der Ausdruck bedarf unſtreitig einer nähern Erklärung, und verdient ſie. Unter Sympathie alſo iſt hier nicht die Urſach ſo vieler Anfangs befremdenden, aber pſychologiſch wohl zu erklärenden Erſcheinungen, wo ein Zuſtand eines Menſchen auf andere ſich verbreitet, wo z B. epileptiſche Anfälle durch den Anblick gleichſam anſtecken (Hoffbauer Unterſuchungen über die Krankheiten der Seele, 2r Th. S. 333. u. f.) zu verſtehen; ſondern ein Einfluſs, den eine Sache auf eine andere, und zwar auf eine an ſich unerklärliche und unerforſchliche Art, haben ſoll. Soll, muſs man hier ſagen, da dieſe Sympathie ein Unding, ob wohl das Idol des rohen Verſtandes iſt, der lieber anſtaunt als begreift, und daher die Natur aus der Natur verbannen mögte. Das noch warme Blut eines Gladiators, der eben getödtet, ein Stück von der Leber deſſelben, neunmal genommen, hielt man für ein Mittel wider die Epilepſie. (Falkoner über den Einfluſs der Leidenſchaften auf die Krankheiten des Körpers, aus dem Engl. S. 84. 85.). Ob dieſe oder andere ihnen ähnliche höchſt widrige Mittel wirkſam ſeyn konnten, kann hier die Frage nicht ſeyn. Es mag immer ſeyn, daſs der erſte, der auf ſolche Mittel fiel, aus dem Grunde, in welchem Falkoner ihre Wirkſam-

So haben wir Hoffnung, dafs die Zufammenftellung mancher Fälle uns wenigftens eine Spur zeige, der wir nur folgen dürfen, um weiterhin zur Kenntnifs eines Gefetzes zu gelangen, von welchen eine nicht blofs empirifche, fondern eine, ganz von einer Theorie geleitete, Cur ausgehen kann.

Wie die Spur, welche die Zufammenftellung von Thatfachen der erwähnten Art zeigt, zu verfolgen fey, braucht dem Beobachter, den feine Beobachtungen zur Kenntnifs des Allgemeinen, was fich gleichfam in den einzeln beobachteten Fällen abfpiegelt, bringen follen, nicht gefagt zu werden. Denn er ift fchon gewohnt, wenn er mehrmals unter ähnlichen Umftänden ähnliche Erfolge wahrgenommen hat, durch Abftraktion die Punkte, in welchen jene Umftände auf der einen Seite, und fo auch die Punkte, in welchen

---

keit fetzt, und den er mehr dunkel fühlte, als deutlich dachte, darauf geführt wurde: fo hat doch zuverläffig ein folches Mittel hiedurch nicht erft Eingang gefunden, und ift dadurch nicht in Curs gekommen. War man einmal, durch welchen phantaftifchen Grund es auch fey, auf diefes Mittel gefallen, hatte man hie oder da einen Erfolg — Wirkung oder nicht Wirkung — jenes Mittels gefehen: fo fchrieb man ihn auf Rechnung jener Sympathie. Je wundervoller, defto beffer; es verfteht fich, in den Augen des rohen Menfchen.

dieſe Erfolge auf der andern Seite ähnlich ſind, auszuheben. Dem geübten Beobachter fällt dieſe Abſonderung nicht ſchwer; aber nicht jedem iſt es leicht, was er ſo aus der Beobachtung gewonnen hat, mitzutheilen. Wir würden daher viel verlieren, wenn der Arzt, der geneigt wäre, uns Curen, bey denen er bloſs empiriſch verfahren iſt, mitzutheilen, davon abgehalten würde, weil es ihm an Zeit und Luſt fehlte, uns mehr, als die Erzählung des Falls und ſeiner Behandlung deſſelben zu geben. Die Analyſe eines ſolchen Falls mögte alsdann ein Anderer verſuchen. Vielleicht würden beider Gedanken, die Gedanken des Arztes und desjenigen, der die Analyſe der von jenem bewirkten Heilung verſuchte, in vielen Fällen zuſammentreffen. Fände alsdann jener Arzt hierin eine Veranlaſſung, die Betrachtungen, zu welchen ihn eine glückliche Cur geführt, mitzutheilen; ſo wäre hierdurch um ſo mehr gewonnen.

Wäre der Arzt in der Behandlung ſeines Kranken nicht von bloſser Empirie geleitet, ſondern von einer Theorie; ſo würde, wie ſchon geſagt iſt, die Geſchichte der ihm gelungenen Cur die lehrreichſte Analyſe derſelben enthalten. Noch lehrreicher müſste eine ſolche Geſchichte werden, wenn der Arzt uns nicht allein die glücklichen Schritte, ſondern auch die Fehltritte, die er gethan, und eben ſo offenherzig nicht allein, was er in der ſichern Erwartung eines glücklichen

Erfolgs, ſondern auch dasjenige, was er nur als einen Verſuch unternommen habe, erzählte. Der groſse Arzt wird hierin gerade der offenherzigſte ſeyn, da ſein anerkanntes Verdienſt ihn vor der Gefahr, ungerecht oder unbillig beurtheilt zu werden, am ſicherſten ſchützt.

Kranken- und Heilungsgeſchichten, deren Erzählung wir unſern Zeitgenoſſen verdanken, würden unter übrigens gleichen Umſtänden unſtreitig die lehrreichſten ſeyn, oder es leicht werden können; nicht allein, weil die Erzählung derſelben mehr hiſtoriſche Zuverläſſigkeit hätte, ſondern auch aus noch einem andern Grunde. Denn geſetzt auch, dafs eine Krankheits- oder Heilungsgeſchichte, die uns in Schriften verſtorbener Aerzte aufbewahrt iſt, bis auf den kleinſten Umſtand hiſtoriſch gewifs wäre: ſo verläſst ſie uns doch vielleicht in einzelnen Umſtänden, die dem Erzähler zu unbedeutend ſchienen, als dafs er ſie uns hätte mittheilen ſollen; die aber dennoch in pſychiſch-mediciniſcher Hinſicht gerade am wichtigſten ſind. Solche Umſtände können freylich auch in der Erzählung einer Heilungsgeſchichte, die uns ein Zeitgenoſſe giebt, übergangen ſeyn; allein der Mangel kann hier leicht ergänzt werden. Hierzu kommt noch, dafs Undeutlichkeiten in der Erzählung eines Zeitgenoſſen leicht, in der Erzählung eines Andern oft gar nicht, gehoben werden können. Solche Dunkelheiten ſind in der Erzählung pſychologiſch-

wichtiger Thatſachen nur zu leicht möglich. Denn wer weiſs nicht, wie unbeſtimmt viele pſychologiſche Ausdrücke, beſonders diejenigen, welche Krankheiten der Seele bezeichnen, gebraucht werden? Man nehme z. B. die Tollheit und Raſerey, ſo auch den Wahnſinn und die Verrückung: wie wenig beſtimmtes ſagen ſie uns in dem Munde der Meiſten, die ſich ihrer bedienen, wenn wir nicht etwan aus den Umſtänden, die ſie von einem Wahnſinnigen, Tollen u. ſ. w. anführen, beſtimmter abnehmen können, von was für einer Perſon eigentlich die Rede iſt? Sollten wir mit den lateiniſchen, oder vielmehr griechiſchen Wörtern: Manie, Melancholie, die längſt ſchon als Kunſtwörter eingeführt ſind, viel beſſer daran ſeyn? — Wenigſtens müſſen wir es bezweifeln, wenn wir an die mannigfaltigen Beſtimmungen zurückdenken, welche man daran verſucht hat b).

Unter dieſen Umſtänden iſt der Wunſch natürlich, daſs in jeder Krankheits- und Heilungsgeſchichte Kranke aus einer jener Klaſſen uns nicht ſchlechthin mit deren Nahmen: Melancholiker, Raſende u. ſ. w. kenntlich gemacht wer-

b) Man findet ſie ziemlich vollſtändig in Arnold's Beobachtungen über die Natur u. ſ. w. des Wahnſinns 1. Th. III. Abſchnitt. — Sollten ſie etwan hier nicht ſehr vollſtändig angegeben ſeyn: ſo würde das noch mehr für unſere Behauptung, auf welche ſich dieſe Note bezieht, beweiſen.

den, ſondern vielmehr durch Umſtände, welche auf die Natur ihrer Krankheit hinweiſen. Man erzähle uns nur, was der Kranke geſagt und vorgenommen hat, und, wo möglich, auch, wer, und was er vorhin geweſen iſt. In dieſer Rückſicht wenigſtens ſind Haslams Beobachtungen über den Wahnſinn lehrreicher, als manches gelehrte Werk, das über dieſe oder ähnliche Gegenſtände geſchrieben ſeyn mag, ſo wenig auch aus ſeinen Raiſonnements zu holen iſt. Noch ſchätzbarer ſind Pinels Memoires c), in welchen wir die Krankheiten, von welchen er redet, oft, von ihrem erſten Anfange an, ſehen. Jener beſchreibt uns den Kranken und durch ihn die Krankheit; dieſer läſst vor unſern Augen die Krankheit ausbrechen, und ſie vor unſern Augen ſich entwickeln.

Wie viel Unterricht müſste nicht die Heilungsgeſchichte einer einzigen, ſo geſchilderten Krankheit geben! Der Wunſch und die Bitte, daſs die Freunde unſeres Unternehmens nach dieſem Muſter das Entſtehen und den Fortgang einer von ihnen geheilten Krankheit von der erwähnten Art erzählen mögen, iſt zu natürlich, als daſs wir ihn nicht laut äuſsern ſollten. So ſehr, der angegebenen Gründe wegen, Krankheits- und Heilungsgeſchichten, die wir der Er-

c) In den Memoires de la Societé medicale d'emulation. Troisième année. Paris.

zählung jezt lebender Aerzte verdanken, in der Regel den Vorzug vor denen haben, die uns in Schriften verſtorbener Aerzte aufbewahrt ſind; ſo dürfen wir die letztern doch gar nicht verſchmähen. Denn zu geſchweigen, daſs ſie vielleicht, einen Fall zu beobachten und zu behandeln, die glückliche Gelegenheit hatten, die uns abgeht: ſo kann die Erzählung, welche ſie uns von einem ſolchen Falle aufbewahrt haben, vielleicht ſo beſtimmt und in jeder Rückſicht ſo brauchbar ſeyn, daſs uns in ſo fern nichts zu wünſchen übrig bleibt. Warum ſollten wir alsdann das Alte dem Neuen nachſetzen? Hierzu kommt noch, daſs der Erzählung eines ſolchen Falls von ihrem Verfaſſer eine mehr oder minder befriedigende Analyſe deſſelben beygefügt ſeyn könnte. Wäre auch nur das letzte: ſo fände ein pſychologiſcher Arzt hierin doch vielleicht eine Spur, die ihn auf den rechten Weg führte, und der wir zuletzt eine Analyſe verdankten, die nichts Erhebliches zu wünſchen übrig lieſse. Ueberhaupt würde es zu wünſchen ſeyn, daſs, wenn gleich in unſern Blättern die Analyſe einer Heilung verſucht, dieſe Analyſe aber Einem oder dem Andern nicht befriedigend wäre, jeder, der etwas Genugthuendes glaubte zu dieſem Ende ſagen zu können, uns dieſes nicht vorenthalten mögte. Am beſten würde es in dieſem Falle ſeyn, ſich lediglich an die Erzählung des vorgegebenen Falls zu halten, und die erſte Analyſe, als gar nicht vorhanden, zu be-

trachten. Denn alsdann wäre nicht zu beſorgen, daſs in einen ſolchen Streit ſich Perſönlichkeiten miſchen werden, bey welchen die Sache ſelbſt, über welche geſtritten wird, gerade am meiſten verliert.

Aber nicht bloſs Curen eigentlicher Aerzte, wenn der Arzt nur derjenige iſt, der ſeines Berufs wegen den Kranken zu heilen ſucht, ſondern auch glückliche oder unglückliche Curen von Andern verdienen unſere Aufmerkſamkeit. — Gegen Trübſinn und Schwermuth iſt öfter gewiſs die theilnehmende und unverdroſsne Liebe eines Freundes, oder wohlwoliend-geſinnter Verwandten wirkſamer geweſen, als die angeſtrengteſten Bemühungen des Arztes. Warum ſollen wir das, was ſie thaten und veranſtalteten, um die Leiden eines Unglücklichen zu mildern, nicht eben ſowohl, als eine Cur betrachten, als wenn es auf Verordnung eines Arztes veranſtaltet wäre? — Geſetzt auch, der Zweck, der dabey beabſichtigt wurde, wäre verfehlt, oder man hätte zu verkehrten Mitteln gegriffen, die das Uebel nur vergröſsert, oder vielleicht wohl gar zu dem ſchrecklichen Ziele, zu welchem es hinſtrebt, gebracht hätten: warum könnten ihre Fehlgriffe uns nicht eben ſo lehrreich werden, als miſslungene Curen des eigentlichen Arztes? — Einen wichtigen Fall dieſer Art hoffen wir unſerm Leſer ſchon in dieſem Stücke vorlegen zu können. —

Aus dem bisherigen könnte man vielleicht schliefsen, dafs wir unsern Lesern nur die Analyse psychischer Heilungen und gelungener oder mifslungener Curen von Krankheiten der Seele mitzutheilen wünschen. Allerdings werden wir hierauf um so mehr unser Augenmerk richten, da gegen psychische Uebel wohl am natürlichsten psychische Mittel anzuwenden sind, und alle somatischen Mittel, welche sich gegen sie mit Erfolg gebrauchen liefsen, nur auf eine, wenn auch unbeachtete Art, psychisch, oder durch Erregung eines Seelenzustandes wirken könnten. Hierzu kommt noch, was die Hauptsache ist, dafs das Psychische in diesen Curen noch lange nicht genug beachtet ist. Allein eben so, wie Mittel, welche zunächst somatisch wirken, mittelbarer Weise auch psychisch, d. h. auf die Seele wirken können, oder auf eine gewisse Art vielmehr wirken müssen: eben so müssen auch Zustände, die, aus welchem Grunde es auch sey, in der Seele erregt sind, Veränderungen im Körper hervorbringen, oder den Zustand desselben verändern. Da eine Krankheit des Körpers, als ein Zustand desselben, nicht anders, als durch die Erregung des entgegengesetzten Zustandes gehoben oder geheilt werden kann: so erhellet im Allgemeinen, wie durch die Erregung dieses oder jenes Seelenzustandes einer körperlichen Krankheit entgegengewirkt werden kann, dadurch nehmlich, dafs mit einem solchen Seelenzustande ein körperli-

cher Zuſtand erregt wird, der der Krankheit entgegengeſetzt iſt. Die Möglichkeit, wie eine körperliche Krankheit pſychiſch geheilt werden kann, iſt alſo eben ſo offenbar, als die Möglichkeit, gegen Krankheiten der Seele mit Erfolg ſomatiſche Mittel anzuwenden. Den Aerzten iſt es auch bekannt, daſs z. B. durch Furcht, Schreck, Zorn u. ſ. w. das Podagra geheilt ſey, und befremdender kann das wohl um nichts ſeyn, als wie dieſe oder andere Gemüthszuſtände Krankheiten des Körpers herbeyführen können.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daſs wir pſychiſche Curen, die man gegen Krankheiten des Körpers angewendet, und Fälle, in welchen körperliche Krankheiten auf pſychiſchen Wegen geheilt ſind, der Aufmerkſamkeit eben ſo werth halten, als die Krankheiten der Seele, in ſo fern ſie einer pſychiſchen Behandlung fähig ſind. Allein, ob wir, wenn auch unterſtützt von den ſcharfſinnigſten Freunden unſers Unternehmens, hier eine Analyſe ſolcher Fälle verſprechen können, die ſo befriedigend iſt, als ſie bey Krankheiten der Seele, der Natur der Sache nach, im Allgemeinen zu hoffen iſt, daran müſſen wir zweifeln.

Der Fleiſs gelehrter Aerzte hat zwar eine beträchtliche Menge von Fällen geſammelt, in welchen körperliche Krankheiten pſychiſch geheilt ſind, und vielleicht iſt der Vorrath geſammelter Erfahrungen hier ohne Vergleich gröſser,

als derjenigen, die man über die pſychiſche Heilung von Seelenkrankheiten hat d). Allein, ſo natürlich dieſes auch iſt, da die körperlichen Krankheiten, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, mehr in die Augen fallend ſind, als die Krankheiten der Seele: ſo iſt es dennoch ſehr begreiflich, wie wir uns die pſyſiſche Heilung einer Seelenkrankheit (vorausgeſetzt, daſs wir ſie ihrem Weſen nach kennen, und von den Umſtänden unterrichtet ſind, unter welchen ſie bewirkt wurde) in der Regel weit leichter werden erklären können, als unter eben denſelben Umſtänden die pſychiſche Heilung einer körperlichen Krankheit. Denn zu jener wird nichts weiter erfordert, als die Einſicht, wie ein Seelenzuſtand den andern aufhebt; zu dieſer hingegen müſſen wir wiſſen, wie ein körperlicher Zuſtand durch dieſen oder jenen Zuſtand der Seele aufgehoben wird. Bey jener dürfen wir uns nur an die Kenntniſs der Seele für ſich allein halten; bey dieſer hingegen müſſen wir aus der Kenntniſs beider, der Seele und des Körpers, oder vielmehr aus der Kenntniſs ihres gegenſeitigen Einfluſſes

d) S. William Falkoner's Abhandlung über den Einfluſs der Leidenſchaften auf die Krankheiten des Körpers, aus dem Engliſchen, von Chriſt. Fr. Michälis, wo aus den Schriften der ältern und neuern Aerzte das Wichtigſte über dieſen Gegenſtand geſammelt iſt.

auf einander ſchöpfen. Nehmen wir die Seele für ſich und den Körper für ſich; ſo mag allerdings unſere Kenntniſs von denſelben bereits nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht haben. Allein was wiſſen wir von dem gegenſeitigen Einfluſſe beider auf einander in Vergleichung mit jenem? Unſere Erkenntniſs von dem gegenſeitigen Einfluſſe zwiſchen Seele und Körper bedarf noch vieler Erweiterungen, mit unter auch näherer Beſtimmungen, wenn uns die Analyſe auch nur des zehnten Theils der pſyſiſchen Curen oder Heilungen körperlicher Krankheiten, die uns in den Schriften der Aerzte aufbewahrt ſind, gelingen ſoll. Doch Verſuche dieſer Art mögen für jezt noch ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, ſo haben ſie doch einen ſchätzbaren Nutzen. Denn mit der Zeit wenigſtens werden ſie die Lücken der Pſychologie, welche zum Behufe der pſychiſchen Heillehre auszufüllen ſind, beſtimmter anzeigen. Wir werden daher, ſo weit es in unſern Kräften ſteht, bemühet ſeyn:

II. Die Theile der Pſychologie, welche in mediciniſcher Hinſicht noch eines weitern Anbaues bedürfen, mehr zu bearbeiten.

Wir haben zu dieſem Behufe in unſerer Anzeige zwiſchen der innern Pſychologie, welche die Seele für ſich, oder noch nicht im Verhält-

hältnifs zum Körper, und der äufsern, welche Körper und Seele im Verhältnifs zu einander betrachtet, unterschieden. In Anfehung der innern Pfychologie mögten die Gefetze, nach welchen die einzelnen Seelenvermögen, die Einbildungskraft, das Gedächtnifs, das Begehrungsvermögen u. f. w. für fich wirken, mit ziemlicher Genauigkeit angegeben feyn. Weniger hingegen fcheint die Abhängigkeit des einen vor dem andern diefer Vermögen in feinen Aeufserungen unterfucht zu feyn. So viel auch für die Kenntnifs der einzelnen Seelenzuftände an fich und die Erklärung der Erfcheinungen in denfelben gethan feyn mag; fo ift doch noch vieles über den Zufammenhang diefer Zuftände, wie einer in den andern übergeht, durch denfelben unterhalten oder unterdrückt wird, zu beftimmen übrig. Und diefes ift für die pfychifche Medicin gerade ein Hauptpunkt. Denn diefe fucht eben die Erregung eines Seelenzuftandes, als ein Heilmittel anzuwenden.

Für die äufsere Pfychologie ift noch weniger, und nicht viel mehr, als gar nichts gefchehen. Man hatte bald gefunden, dafs von äufsern Gegenftänden die Empfindungen durch die Nerven, fo zu fagen, in die Seele übergehen, und dafs durch diefe Nerven die Entfchlüffe der Seele in willkührliche körperliche Handlungen ausbrechen. Man verfolgte diefe Entdeckung vielleicht

zu eifrig, indem man alles auf sie zurückführen, jeder Vorstellung, z. B. eine besondere Bewegung eines Nerven oder einer Nervenflüssigkeit (fluidi nervei) anweisen, und jede willkührliche Bewegung des Körpers aus eben solchen Bewegungen erklären wollte. Man sprach von dem Verhältnifs des Körpers zu der Seele, wie der Uhrmacher von seinem Werke, dessen Mechanismus er durchschaut, und übersahe, indem man sich so mit nichts erklärenden Hypothesen, die den Mangel an Erfahrung oder einer gut begründeten Theorie unmöglich ersetzen konnten, täuschte, die wichtigsten Erfahrungen, die jedem sich aufdringen mufsten, die aber deshalb noch nicht von jedem sofort so klar aufgefafst waren, um zu den Induktionen zu führen, die sie darbieten.

Wer hat z. B. nicht die Bemerkung gemacht, dafs die Freude sich in lebhaften Bewegungen Luft zu machen sucht, dafs der Umlauf des Bluts durch sie beschleunigt wird, und umgekehrt, dafs lebhaftere körperliche Bewegungen, ein beschleunigter Umlauf des Bluts, zur Freude stimmt? Die Seele theilt hier, wie es scheint, dem Körper ihren Zustand, und der Körper der Seele den seinigen mit. Die Art, wie die körperlichen Veränderungen erfolgen, ist der Art, wie die Seelenveränderungen erfolgen, in ihren Zeitverhältnissen ganz ähnlich. Dasselbe bietet sich bey allen übrigen Affekten, oder allgemeiner, bey allen Seelenzuständen zu bemerken, dar. Die Trau-

rigkeit, der Schreck, Zorn, und wie ſie ſonſt heiſsen mögen, ſcheinen auf eben die Art den Körper der Seele zu verähnlichen, und körperliche Zuſtände, die mit jenen Zuſtänden, als Folgen, verbunden ſind, führen dieſelben gleichfalls herbey, wenn ſie durch anderweitige Urſachen erregt ſind. Dieſe Bemerkung wird ſchwerlich jemanden entgehen, der auf ſich ſelbſt einigermaſsen achtet; ja, ſie wird ſich immer mehr beſtätigen. Eine lebhafte, aber nicht zu heftige Freude, ſcheint z. B. eben ſo wohlthätig auf die Verdauung zu wirken, als auf die Seele. Die zu heftige Freude hingegen, welche eben durch ihre Heftigkeit der Seele ſchmerzlich fällt, und alle Vermögen derſelben ins Stocken bringt, wird eben ſo nachtheilig auf die Verrichtungen des Körpers wirken. Dieſe und jene ähnliche Bemerkungen ſind freylich von dem Arzte nicht ganz überſehen, von dem Pſychologen hingegen faſt ganz aus der Acht gelaſſen. Denn von der Einwirkung der Seele auf den Körper, oder des Körpers auf die Seele, findet man in den Schriften der Pſychologen faſt nichts, als daſs aus Eindrücken, welche äuſsere Gegenſtände auf den Körper machen, in der Seele Empfindungen jener Gegenſtände, und daſs aus Entſchlieſsungen der Seele willkührliche Handlungen im Körper entſtehen.

Allein wenn der Arzt auch jene Bemerkungen machte und anzuwenden ſuchte; ſo war er meiſtens zu wenig Pſychologe, aus ihnen das wichtige Geſetz zu abſtrahiren, das dem Pſychologen nicht hätte entgehen können, wenn ſeine Bemühungen ſich nicht faſt einzig auf die innere Seelenlehre eingeſchränkt hätten.

Auſser dieſer gegenſeitigen Mittheilung des Zuſtandes zwiſchen Körper und Seele, verdient noch das Vermögen der Seele, ſich den Zuſtand des Körpers vorzuſtellen, und eine Gewalt, die ſie, ohne es zu wiſſen, willkührlich auf den Körper ausübt, eine nähere Betrachtung. Man hat z. B. längſt bemerkt, daſs gewiſſe Wirkungen, die man von einem Arzneymittel erwartet, um ſo eher eintreten, mit je mehr Zuverſicht man ihnen entgegenſieht, ja, daſs gewiſſe Wirkungen eintreten, die ſonſt nicht erfolgt ſeyn würden, wenn nicht ein Irrthum in Anſehung des Arzneymittels ſie herbeygeführt hätte. Mittel z. B., die ſonſt anhalten, laxiren, wenn der Kranke ſie als Laxirmittel anwandte. Man nennt das eine Wirkung der Einbildung. Einbildung kann hier aber nichts anders als Irrthum heiſsen, wenn man aus jener Beobachtung nicht mehr ſchlieſsen will, als daraus zu ſchlieſsen iſt. Wie kann aber der Irrthum ſo wirken? —

Unſtreitig nicht anders, als in ſo fern er uns eine gewiſſe Wirkung, und zwar eine beab-

ſichtigte Wirkung zu erwarten, veranlaſst. Ohne dieſe Erwartung wäre gerade die entgegengeſetzte Wirkung erfolgt, und ganz unwillkührlich. Hier hingegen ſcheint ein unſichtbarer Einfluſs der Willkühr auf den Körper im Spiele zu ſeyn; ein gewiſſer Erfolg tritt ein, weil er eintreten ſoll. Dieſes iſt aber nicht möglich, wenn die Seele nicht eine, wenn auch noch ſo unentwickelte Vorſtellung von dem Körper hat, ſo wenig, als es möglich iſt, mit der Hand willkührlich nach einem Gegenſtande zu greifen, ohne irgend eine Vorſtellung von der Lage der Hand gegen dieſen Gegenſtand zu haben.

Dieſer Einfluſs der Seele auf den Körper zu charakteriſiren und ſeine Grenzen genau zu beſtimmen, ſcheint für die pſychiſche Medicin von der gröſsten Wichtigkeit zu ſeyn.

Bey dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft kann uns hierüber zunächſt nur die Beobachtung belehren. Sie wird uns bald Fälle zeigen, in welchen ein ſo beabſichtigter Erfolg eingetreten iſt, und Fälle, in welchen er ſich nicht zeigte. Die Vergleichung der erſten unter ſich, und der letzten unter ſich, und die Zuſammenſtellung beider wird uns weiter führen, als zu ſchnell gewagte Hypotheſen. Die Beobachtung und jene Vergleichungen und Zuſammenſtellungen ſagen uns freylich nicht, warum das Beobachtete ſey; ſie führen aber zur phyſiſchen Gewiſsheit eines Naturgeſetzes, das uns vieles erklärt, und nach

welchem wir zu unſern Zwecken die Natur in Wirkſamkeit ſetzen können. In der erſten Rückſicht iſt ſie unſerm theorétiſchen, und in der letzten unſerm praktiſchen Intereſſe, das wir in ſo fern haben, als wir zur Erreichung gewiſſer Zwecke handeln, beförderlich. Eine zu voreilig gewagte Hypotheſe hingegen, auch wenn man ſie mit dem beſcheidenen Vorbehalt, ſie nöthigen Falls mit einer andern zu vertauſchen, verſucht, geht vielleicht auf die Erklärung von etwas, was nicht zu erklären iſt, aus. Nicht etwan, weil irgend etwas Wahres an ſich unerklärbar wäre; ſondern weil das, was man erklären will, nicht ſo allgemein wahr iſt, als man es bey der Hypotheſe vorausſetzt, wenn man den Weg der Beobachtung zu früh verlaſſen hat.

Vielleicht wäre es zu wünſchen, daſs in den hier noch zu machenden Beobachtungen ſich der Arzt, oder genauer, der Phyſiologe und der Pſychologe theilen, und dann erſt die Ausbeute ihrer Beobachtungen gemeinſchaftlich bearbeiten wollten. Wenn z. B. der Phyſiologe alles, was pſychiſch wichtig im Körper iſt, ſeiner Beobachtung unterwerfen, und z. B. den Geſetzen, nach welchen die einzelnen Theile des Nervenſyſtems in einander wirken, der innern Verſchiedenheit des einen Theils deſſelben von dem andern, oder in wie fern der eine Theil in ſeinem Bau und ſeiner Materie von dem andern verſchieden iſt, nachforſchen wollte; ſo würde unſtreitig der Theil

der Phyſiologie, der zunächſt an die Pſychologie grenzt, und durch dieſen die Pſychologie eine Vollkommenheit gewinnen, von der ſie noch weit entfernt zu ſeyn ſcheint; ſo wie umgekehrt vieles, was bis jezt für die Pſychologie geſchehen ſeyn mag, auch für die Phyſiologie Ausbeute verſpräche.

Für den Arzt würde die genauere Kenntniſs von dem gegenſeitigen Einfluſſe zwiſchen Seele und Körper um ſo brauchbarer ſeyn, da er vermittelſt ihrer von der Seele auf den Körper, oder von dieſem auf jene mit Sicherheit wirken könnte. Auf die Seele kann eine äuſsere Urſache nur durch den Körper wirken. Auch nur vermittelſt des Körpers kann der Arzt alſo diejenigen Zuſtände der Seele, deren er ſich als eines pſychiſchen Heilmittels bedienen will, erregen. Es kann hier der Ort nicht ſeyn, die verſchiedenen Arten, durch den Körper auf die Seele zu wirken, zu unterſcheiden. Nur das kann hier füglich bemerkt werden, daſs es eine Einwirkung äuſserer Urſachen auf den Körper gibt, die rein phyſiſch, oder rein organiſch genannt werden kann: phyſiſch, in ſo fern ſie ſchon nach Geſetzen der Körperwelt erfolgt, und organiſch, in ſo fern ſie nach jenen Geſetzen, es ſeyen nun allgemeine Geſetze der Materie, oder beſondere Geſetze organiſcher Körper, aus dem Organismus des Körpers und ſeinem jetzigen Zuſtande hervorgeht. Dieſer Einfluſs iſt entweder ein allge-

meiner, oder ein ſpecieller; jenes, wenn durch ihn der Körper als ein Ganzes, und dieſes, wenn er zunächſt nur in einem einzelnen Theile in ſeinem Zuſtande verändert wird. Rauſchende Dinge äuſsern einen ſolchen allgemeinen Einfluſs auf den Körper, der ſich von ihm auf die Seele fortpflanzt. Alle natürliche, und alle Lebensverrichtungen gehen in dem Rauſche, wenigſtens in einer Periode deſſelben, ſchneller von Statten; eben ſo folgen auch die Vorſtellungen des Menſchen einander ſchneller, und ſeine Entſchlieſsungen ſind raſcher. Vielleicht, daſs alle Speiſen und Getränke einen ſolchen allgemeinen Einfluſs auf den Körper und durch dieſen auf die Seele äuſsern.

Wer ſich ſelbſt zu beobachten gewohnt iſt, wird ſich anders nach dem vollen, wenn auch nicht gerade unmäſsigen, Genuſſe vegetabiliſcher, und anders nach dem Genuſſe von Fleiſchſpeiſen, anders nach dem Genuſſe von Hülſen- und anders nach dem Genuſſe anderer Früchte geſtimmt finden. Dieſe Verſchiedenheit in den Stimmungen ſetzt eine Verſchiedenheit in der allgemeinen Einwirkung auf den Körper voraus.

Eine genauere Beobachtung dieſer allgemeinen Einwirkung äuſserer Urſachen auf den Körper, würde zum Behufe der pſychiſchen Medicin um ſo mehr zu wünſchen ſeyn, weil ſie uns in den Stand ſetzen würde, beſtimmte Seelenzuſtände, wenn auch nicht zu erregen, doch vorzubereiten, oder eine Stimmung zu ihnen zu bewir-

ken. Denn was ist eine Stimmung anders, als eine einstweilige Disposition? Wir sind z. B. zur Freude gestimmt, wenn wir uns in dem Zustande befinden, dass uns etwas leicht Freude verursacht. — Noch mehr! Einen Seelenzustand, den man aus irgend einem Grunde erregen, und auf einem andern Wege erregen wollte, würde man auf diese Art um so sicherer herbeyführen. Denn zwischen Seele und Körper ist nicht allein ein beständiger gegenseitiger Einfluss, sondern auch eine beständige Zurückwirkung, durch welche jeder Zustand des einen Theils durch den gleichnahmigen Zustand des andern Theils verstärkt wird, wenn nicht eine anderweitige Ursach demselben entgegen wirkt. Der Rausch z. B. stimmt zur Freude, zur Gesprächigkeit und zur Zanksucht. Es ist hier nicht der Ort, diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen; allein eine lebhafte Freude, die jemand im Rausche hatte, würde die Wirkung des Weins, oder wovon der Rausch sonst herrühren mögte, auf den Körper bald verstärken. Dasselbe sieht man, wenn der Rausch die Zanksucht oder die Redseligkeit aufregt. Wer z. B. im Anfange des Rausches am meisten redet, wird, unter übrigens gleichen Umständen eher zum Ziele gelangen, als derjenige, den er nicht zu Worte kommen lässt, gesetzt auch, dass dieser es ihm im Trinken weit zuvor thäte.

Die Anwendung hievon ist leicht. Eben jenen Seelenzustand, dessen sich der Arzt, wenn er auf psychischem Wege die Heilung einer Krankheit versucht, als eines Mittels bedienen will, kann er in einem um so höhern Grade hervorbringen, wenn er ihn durch den gleichnahmigen körperlichen Zustand veranlasst oder unterstützt, seine Bemühungen mögen nun gegen eine Krankheit der Seele oder des Körpers gerichtet seyn.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, wie wichtig auch in psychisch-medicinischer Hinsicht die Einwirkung, welche äussere Ursachen unmittelbar auf den Körper, und durch diesen auf die Seele äussern, sey.

Wir wünschen daher, recht viele

III. Beobachtungen über die Einwirkungen äusserer Ursachen durch den Körper auf die Seele

mittheilen zu können, und hoffen hierin von den Freunden unseres Unternehmens um so mehr unterstützt zu werden, da es dem Arzt mit psychologischen Blicke nicht an Gelegenheit dazu fehlen kann.

Alles Bisherige gibt nur mehr oder minder zu bearbeitende Materialien zur

IV. Theorie der psychischen Therapie, oder psychischen Therapeutik.

Wie ohne alle Materialien kein Bau angefangen werden kann, so kann ohne sie auch nichts

für die pſychiſche Therapeutik geſchehen. Indeſs ſo ſehr es uns auch bis jezt an jenen Materialien fehlen mag; ſo gehen ſie uns doch nicht gänzlich ab, und man kann den Bau anfangen, wenn man auch nicht alle Materialien hat, die zur Vollendung deſſelben erfordert werden. Die einzelnen Materialien werden vielleicht auch um ſo ſorgfältiger behandelt, je weniger man eilen darf, die letzte Hand an ſie zu legen, um ſie dem Werke einzufügen. Sollte vielleicht auch noch mehr, als ein Menſchenalter verflieſsen, ehe wir zu einer pſychiſchen Therapeutik, die den Anforderungen entſpräche, zu welchen man an eine vollendete Theorie berechtigt iſt, gelangen; ſo mögen immer Verſuche, die auf ſie zunächſt abzielen, vorhergehen. Haben wir in ihnen gleich nicht das ganze Werk, ſo haben wir in ihnen doch den einen oder andern Theil deſſelben, mehr oder minder vollkommen. Auch der ſchwächere Verſuch dient, wenigſtens zu ſeiner Zeit, dazu, das Intereſſe an der Sache zu erhalten und zu befördern.

Um unſers Theils hierzu möglichſt mitzuwirken, werden wir in

V. Anzeigen,

was in neuern mediciniſchen und pſychologiſchen Schriften des Innlandes und des Auslandes für die pſychiſche Medicin wichtig iſt, zur Kenntniſs unſerer Leſer zu bringen ſuchen. Nicht minder werden wir von allen andern Unternehmungen und

Vorfällen, die für die pſychiſche Medicin wichtig ſind, oder für ſie wichtig zu werden verſprechen, Nachricht geben. Unſere Anzeigen von jenen Schriften ſollen die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ſie mehr reitzen, als ſättigen; und, wenn es nach unſerm Wunſche geht, jene Werke für ihn noch um ſo lehrreicher machen. Findet ſich in denſelben Stoff zu pſychiſch-mediciniſchen Unterſuchungen; ſo wird er uns und unſern Mitarbeitern hierzu eine erwünſchte Veranlaſſung geben.

Jene Unterſuchungen und ihre Reſultate werden wir unſern Leſern mehr in Aufſätzen, die ihnen beſonders gewidmet ſind, als in der Anzeige derjenigen Schriften, welchen wir die nähere Veranlaſſung dazu verdanken, mittheilen. Rückſichten, welche wir unſern Leſern, und Rückſichten, die wir den Verfaſſern jener Schriften ſchuldig ſind, verpflichten uns hiezu. Denn einmal würde, wenigſtens in vielen Fällen, die Mittheilung einer ſolchen Unterſuchung zu weitläuftig werden, als daſs wir ſie ſchicklicher Weiſe der Anzeige eines ſolchen Buchs einverleiben könnten; denn dieſe ſoll doch zunächſt dem Leſer nur ſagen, was er ſich von dem Buche zu verſprechen hat, und ſeine Aufmerkſamkeit auf daſſelbe reitzen. Zweytens auch, je vortrefflicher und reichhaltiger ein Buch iſt; je weniger iſt man im Stande, ſchon bey der Anzeige deſſelben, mit der man doch immer, wenn auch mit gehö-

riger Weile, zu eilen hat, auch nur mit den wichtigſten Unterſuchungen, zu denen es einladet, hervorzutreten. Zuletzt drittens, was ſelbſt in der Anzeige eines Buchs geſagt wird, berührt immer mehr oder minder die Perſon des Verfaſſers, und gewinnt zu leicht das Anſehen, als ob es dabey auf das Lob oder den Tadel deſſelben abgeſehen ſey, ſo wenig es auch ihm, und ſo ſehr es auch der Sache gelten ſoll.

Am Schluſſe dieſes Aufſatzes ſehen wir uns noch zu zwey Bemerkungen veranlaſst.

Erſtens; wenn unſere Zeitſchrift gleich den vorhin beſchriebenen Gegenſtänden gewidmet ſeyn ſoll; ſo ſind doch keineswegs Abhandlungen und andere Aufſätze über nahe verwandte Gegenſtände davon ausgeſchloſſen. Es giebt z. B. eben ſowohl eine pſychiſche Diätetik, als pſychiſche Therapeutik, und eine pſychiſche Diät, als pſychiſche Heilung. Allein ſo genau die Diät von der Heilung im Allgemeinen unterſchieden werden kann, ſo flieſsen beide in der Wirklichkeit doch oft in einander. Die Diät zweckt darauf ab, den geſunden Zuſtand zu erhalten, oder richtiger, den kranken Zuſtand entfernt zu halten; denn auch dem Kranken und dem unheilbar Kranken wird eine Diät vorgeſchrieben, die doch nur dahin wirken kann, den Fortgang ſeiner Krankheit zu hemmen; die Heilung ſtellt den geſunden Zuſtand wieder her. Alles, was zur Wiederherſtellung

des gesunden Zustandes wirkt, wirkt auch zur Entfernung des kranken, und was dem Fortgange der Krankheit Einhalt thut, befördert natürlich die Heilung, wo diese möglich ist. Was für die psychische Diätetik gewonnen wird, scheint also auch ein Gewinn für die psychische Therapeutik zu seyn, oder doch zum Gewinn für dieselbe zu führen. Noch mehr: es gibt eben sowohl eine psychische als somatische Semiotik, oder vielmehr ein grosser Theil der medicinischen Semiotik ist psychisch. Mit gewissen körperlichen Krankheiten sind Launen, ist die Verstimmung oder Unterdrückung einzelner Seelenvermögen, oft eine Disharmonie in den Aeusserungen derselben verbunden. Das Gedächtniss und die Beurtheilung des Vergangenen zeigt sich vielleicht ungeschwächt, vielleicht selbst erhöhet; indess das Urtheil über das Zukünftige und andere Dinge, die nicht in die Vergangenheit fallen, sichtbar leidet. Wenigstens hat man das in hitzigen, mit Nervenzufällen verbundenen, Fiebern bemerkt. Hat man diese oder ähnliche psychische Symptomen bey gewissen Krankheiten immer bemerkt; so weiss man freylich, dass sie Zeichen einer körperlichen Krankheit sind; allein, weiss man auch sofort, in welchem Zusammenhange das Zeichen mit dem Bezeichneten stehet? Diesem ernstlich nachzuforschen, ist auch in unserer Absicht um so mehr jeder Mühe werth, da man, wenn jener Zusammenhang gefunden ist,

ſogleich eine Ausſicht für die pſychiſche Therapeutik gewonnen hat. Denn in allen Fällen dieſer Art iſt mit einer Krankheit des Körpers eine Krankheit der Seele verbunden, dieſe ſey nun in jener, oder jene in dieſer gegründet. Iſt man ſo glücklich, der einen von beiden Krankheiten auf pſychiſchem Wege beykommen zu können; ſo hat man eben dadurch auch ſchon gegen die andere gewonnen. Denn alles, was der einen Krankheit Einhalt thut, wird auch gegen die andere wirkſam ſeyn. Hierzu kommt noch, daſs die Cultur der pſychiſchen Semiotik, wenigſtens der pſychiſchen Semiotik körperlicher Krankheiten, zu Aufſchlüſſen für die äuſsere Pſychologie führt, die doch für die pſychiſche Heilkunſt ſo ſehr zu wünſchen ſind. Nicht etwan, weil die äuſsere Pſychologie auf dieſer Semiotik beruhte; ſondern vielmehr, weil dieſe Semiotik ganz auf ihr beruhet, und man daher, um in ihr alles auf ſeine erſten Gründe zurück zu führen, zur Erörterung dieſes oder jenes, vielleicht bisher ganz überſehenen Punkts der äuſsern Pſychologie geführt wird. Zu alledem muſs die pſychologiſche Semiotik auch noch mehr kultivirt werden, um von dem, was unmittelbar für die pſychiſche Therapeutik gewonnen werden mögte, um ſo ſichrer Anwendung machen zu können.

Zweytens müſſen wir noch bemerken, daſs wir die Gegenſtände, welche von uns oder Andern in dieſen Beyträgen zur Sprache gebracht

werden, nicht blofs der Aufmerkſamkeit des Arztes, oder Pſychologen, ſondern leider empfohlen zu ſehen wünſchen. Um die Aufmerkſamkeit beider mit Billigkeit in Anſpruch nehmen zu können, werden die Verfaſſer der Aufſätze, in unſerer Zeitſchrift hie oder da etwas ſagen müſſen, was ſie füglich übergehen könnten, vielleicht übergehen müſsten, wenn ſie entweder für den Arzt allein, oder allein für den Pſychologen ſchrieben. Der Arzt, der in denſelben auf Dinge, die ihm längſt bekannt ſind, und ihm nicht erſt geſagt zu werden brauchten, ſtöſst, vergeſſe nicht, daſs dieſe Aufſätze nicht ihm allein, ſondern auch dem Pſychologen beſtimmt ſind; und der Pſychologe — — Wie ſehr würden wir uns freuen, wenn des gröſsten Theils der Aerzte wegen wir uns einer ähnlichen Bitte an den Pſychologen überhoben zu ſeyn glauben dürften!

Die Herausgeber.

II.

Einige Parallelen zwiſchen Seele und Leib,

ſomatiſchem und pneumatiſchem Kopf, Gehirn und Denkvermögen, Behufs der Diagnoſis der Aſthenie des letztern;

vom Profeſſor Reil.

In der Natur gehört kein Ding dem Lichte oder der Schwere allein an; nirgends kommt Seele oder Körper in abſoluter Geſchiedenheit vor. Werden und Seyn, Handeln und Leiden, Begriff und Object, Lebensproceſs und Organ ſind überall in ihr zugleich und ohne Cauſalität, als Attribute einer Ur-Subſtanz. Der Lebensproceſs iſt ein aufgeſchloſſener Leib, und der Leib ein verkörperter Lebensproceſs; die Metamorphoſe des Stoffs das ſichtbare Wandeln des Geiſtes. Jedes Thätige hat im Hemmenden ſeinen Reflex, das Ganze wie das Einzelne ſeine Phyſiognomie, die Seele im Körper ihren Spiegel, von dem ihr Bild wiederſtrahlt. Die Succeſſio-

nen des Thätigen repräſentiren ſich in den Umwandlungen des Stoffs, beide verändern ſich in vollkommen-gleicher Parallele, als ſimultane Effecte eines Grundes, deren einer nicht ohne den andern ſeyn kann. Daher iſt das Materielle Zeichen des Immateriellen, jenes, als Symbol von dieſem aufgefaſst, Princip aller Semiologie. Die Kunſt, das zu entdecken, was im Körper unter der Rinde deſſelben geſchieht, beruht auf ganz andern Grundſätzen. In der Mannigfaltigkeit der Bildung der Menſchenracen, der Geſchlechter und Alter, der beſonders temperirten Individuen und ihrer tranſitoriſchen Zuſtände in Krankheiten, Leidenſchaften u. ſ. w. ſprechen ſich eben ſo mannigfaltige Nüancen der Seele aus. Die Parallele geht durch den ganzen Organismus. Auf der einen Seite ſteigt das Thätige von ſeiner oberſten Potenz im Denken und Empfinden, durch die Bewegungen in der Muskelaktion, Aſſimilation und Decompoſition zu der tiefſten Stufe herab, wo nur noch Schwere, Cohäſiv- und Expanſivkraft ſind. Der Mechanismus richtet dieſe Kräfte auf beſtimmte Zwecke. Dem Thätigen gegenüber ſtellt ſich das Somatiſche, und wiederholt die Handlungen des Thätigen durch Metamorphoſen des Stoffs, die theils als äuſsere, theils als innere Bewegung des Stoffs ſichtbar werden. Bald erſcheint die Maſſe, im Zuſammenhange, äuſserlich bewegt, in den Aktionen der kontractilen Faſer, die

durch Muskelbewegung, Geberden, Sprache u. ſ. w. zum Vorſchein kommen, nach galvaniſch-elektriſchen Geſetzen, die durch das Princip der Leitung, Halbleitung und Iſolirung im Nervenſyſtem beſtimmt werden, welches aber unbekannt iſt. Bald metamorphoſirt ſich das Körperliche durch innere Bewegung ſeiner Beſtandtheile, mittelſt des Bildungsproceſſes, nach chemiſchen Geſetzen, wohin die Vorgänge der Aſſimilation, der Sekretion u. ſ. w. gehören. Ueberhaupt iſt der Organismus nichts als Lebensproceſs in doppelter Geſtalt, als Bildendes und Bewegendes, nach der Differenz und Syntheſis der Organe, in welchen er angeſponnen iſt. Er ſchafft ſich ſelbſt ſein Subſtrat, und iſt wiederum nur in dieſem Subſtrat und durch daſſelbe. Krankheit, als ein Inneres der Organiſation, kann alſo auch nichts anderes, als ein anomaler Lebensproceſs ſeyn, und bloſs durch Lebensaktionen, als den eigentlichen und einzigen Symptome derſelben, ſich offenbaren. In einer vollendeten Parallele zwiſchen dem Somatiſchen und Pneumatiſchen würde daher das ganz Sichtbare, als Symbol, dem Unſichtbaren gegenüber geſtellt und beſonders die Gallſche Organenlehre erörtert werden müſſen. Allein ich ſpreche gegenwärtig bloſs von der Symbolik der Pſyche, und zwar der kranken Pſyche. Gall exponirt den normalen, ich den abnormen Zuſtand, er die urſprünglichen Bildun-

gen des beharrlichen Stoffs, ich die tranſitoriſchen Metamorphoſen deſſelben, die wahrſcheinlich von der Volubilität des Inponderabeln abhangen. So übergehe ich auch den Ausdruck der Seele überhaupt in der Totalität des Individuums, die Parallele zwiſchen Gemüth und Körper, und den Ausdruck, den der Charakter, das Temperament und die Leidenſchaften, unter dem Nahmen der Phyſiognomik, im Aeuſsern haben.

Es hat ſeine Schwierigkeit, jene Parallele zwiſchen dem Somatiſchen und Pneumatiſchen zu geben. Wo der Stoff in der todten Natur vorwaltet, als Subſtanz erſcheint, und die gefeſſelten Kräfte nur durch ein Aeuſseres lebendig gemacht werden können, erſcheint das Thätige bloſs als mitgetheilte Bewegung der Körper und als innere Emotion ihrer Beſtandtheile, und wird von den cosmiſchen Bewegungen verſchlungen. Hingegen tritt in der organiſchen Natur der Stoff immer mehr als Accidenz zurück, das Thätige wird das Beſtimmende, ſteigt zur Spontaneität auf, bis am entgegengeſetzten Extrem die gröſsſte Mannigfaltigkeit und der ſchnellſte Wechſel des Pſychiſchen, faſt ohne Gegenbild des Somatiſchen, und bloſs durch äuſsere Bewegung deſſelben erſcheint. Doch iſt jede Action der Seele mit einer unfaſsbar-raſchen Metamorphoſe des Gehirns, z. B. beym Hören eines Concerts, wenn nicht des ponderabeln, doch des

inponderabeln verbunden, das die Blitze des Jupiters trägt, als Phänomen der Erregbarkeit zwiſchen Seele und Leib liegt, den Geſetzen des Inponderabeln in der anorganiſchen Natur gehorcht, von der Vegetation abhängig iſt, und durch ſeine Quantität und Vertheilung die Normalität der Gehirnfunctionen beſtimmt. Dann hat unſer Sinn theils keinen Zugang zum Gehirn des lebenden Menſchen, theils iſt er nicht im Stande, die leiſen Metamorphoſen des Objectiven wahrzunehmen. Auch fehlt dem Materiellen ein Mittel zu ſeiner Offenbarwerdung, was im Pneumatiſchen iſt, wo nehmlich der Geiſt ſich ſelbſt im Bewuſstſeyn kund wird, und ſeine eigenen Handlungen mittelſt des inneren Sinnes ſich vorſtellt. Endlich iſt es eben ſo ſchwer, einzelne Gruppen der Aſthenie des Denkvermögens als dieſelbe ganz und in ihrem Zuſammenhange zu geben. Das letzte wäre das ideelle Gemählde des geſammten pathologiſchen Zuſtandes der Seele, von ihrer leiſeſten Verletzung an, bis zur Acme ihres gänzlichen Verſchwindens, das aber theils nur ſtückweiſe objectivirt werden kann, theils nie als ſolches erſcheint. Das Concrete berührt bald nur die Endpunkte, ſpringt über alle Mittelglieder zur Acme fort, und kehrt von da mit einem Schlage zur Geſundheit zurück, z. B. in der Ohnmacht; bald durchläuft es zwar die Bahn ſucceſſiv, aber durch ſo unendlich verſchiedene Wege, zur gänzlichen Bewuſstloſigkeit, daſs

kein concreter Verlauf dem andern gleich ist. Die einzelnen Gruppen wollen sich nicht trennen, weil uns das nosologische An-sich, die specifische Differenz der Processe, unbekannt ist, dieselben auf der Gränze wahrscheinlich in einander fliessen und in der Seelenlehre auf jedem besonderen Punkte das Ganze uns entgegen kommt, das Einzelne nicht ohne das Ganze verstanden und kein Theil der Seele verletzt wird, ohne dass es durch die Totalität geht. Der eine Geist spricht sich als Individuum im Ganzen des Körpers aus; daher auch jede Krankheit, selbst die höhern Anomalien der Psyche durchs Ganze wiederhallen, und oft noch auf den untersten Stufen der Körperlichkeit, in den Absonderungen, sichtbar werden.

Die absolut-äussern Eindrücke erreichen das Subjekt des Organismus nicht unmittelbar, sondern afficiren es mittelbar durch seine eigene Objektivität. Es ist sich selbst, als Subjekt-Objekt, Medium seiner Affektionen und bildet sich seine Welt in sich nach dem Maassstabe seiner individuellen Perception. Durch die fünf Sinne nehmen wir die Welt ausser uns, und unsere eigene Materialität, als ein Fremdes, durchs Gemeingefühl unsere Objektivität; und zwar mit dem eigenen Gefühl wahr, dass es die unsrige sey. Jene Sinne sind dem Aeussern zugekehrt, hingegen schliesst sich das Innere, nehmlich der Begriff von uns und allem, was

aufser uns ist, im innern Sinn auf. Mittelst desselben bekommt auch der gleichzeitige äufsere eigentlich erst im Bewufstseyn seine Existenz. Die denkende Seele ist aufs Gehirn beschränkt, die empfindende durch die ganze Materialität zerstreuet, und wird durch das Leitungsvermögen der Nerven im Gehirn, als ihrem Centrum, gesammelt. Jeden Schmerz empfinden wir in dem gereizten Nerven, und zwar in allen Verzweigungen desselben. Aber das Bewufstseyn unserer eigenen Objektivität und unsers Verhältnisses zur Aufsenwelt, das uns durch den äufsern Sinn offenbar wird, kann nur im Kopfe seyn. Erst hier wird die Empfindung Empfindung für unsern Geist; an sich bleibt sie, was sie ist, blofser Zustand des Materiellen. Daher ist das Denkvermögen blofs vom Kopf, hingegen des Gefühlsvermögen vom ganzen Körper abhängig, welches für die Theorie der Gefühle nicht gleichgültig seyn kann.

Was Asthenie des Denkvermögens an sich seyn möge, lasse ich dahin gestellt seyn. Dafs sie ein blofses quantitatives Misverhältnifs zwischen Incitament und Erregbarkeit, zwischen Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit sey, sind theils leere Tautologien, theils Hallucinationen des siechen Brownianismus, die gerade hier am wenigsten ihre Bestätigung finden. Oft wohnen blöde Seelen in athletischen Körpern, und durch asthenische Vegetationen blühen mächtige Geister

auf. Im gesunden Zustande soll der Mensch seinem Begriffe gemäfs sich bilden und erhalten, und als besondere Idee in die Idee aller Ideen eingreifen, von der er und alles, was ist, ausgebohren ist. Durch diese Approximation des Körpers an seinen Begriff, vermittelst der organischen Thätigkeit, die eben in einem Bestreben der Natur besteht, überall Begriff und Objekt gleich zu setzen, tritt der Mensch mit der allgemeinen Spannung des Universums in Einklang, wiederholt dessen Oscillationen in sich, und wird dadurch vollendetes Organ der Weltanschauung und seiner eigenen Selbstbeschauung. Denn dies ist gerade die prästabilirte Harmonie des Ganzen, dafs kein besonderes Ding von dem andern abhängt, sondern alle aus einem gemeinschaftlichen Grunde fliefsen, und blofs verschiedene Formen einer Thätigkeit sind. Diese, dem Mannigfaltigen eingebohrne Einheit, äufsert sich im Materiellen als normale Leitung der Erregbarkeit. Hingegen entfernet sich der kranke Mensch von seinem Begriffe, tritt in dem Maafse, als dies geschieht; aus dem Verhältnifs mit dem Universum, das ihn als bestimmten Organismus trägt, wird ärmer an organischer Selbstbestimmung und dem Anorganischen verwandter, bis das letzte ins Uebergewicht kömmt und ihn in sich verschlingt. Allein wir sind immer noch genöthigt, den Begriff des Lebensprocesses so allgemein zu geben, dafs von ihm zum besondern

die Brücke fehlt, und das, was durch ihn wirklich werden kann, die ganze Unendlichkeit der Formen dieſes einen Proceſſes in den zahlloſen Thier- und Pflanzenarten und ihren Krankheiten bis auf den heutigen Tag noch von keinem Menſchen verſtanden iſt.

Bey einer leiſe eintretenden Aſthenie des Denkvermögens, die langſam durch ihre Stadien zur Acme der gänzlichen Bewuſstloſigkeit fortrükt, z. B. in der Ohnmacht, erlöſcht zuerſt im Bewuſstſeyn die Aufsenwelt, dann die eigene Objectivität und zuletzt das Bewuſstſeyn ſelbſt, oder die Subjectivität. Die Aufsenwelt ſchwindet zuerſt in ihren fernſten Regionen, wohin nur das Auge und Ohr dringen, in der Form düſter und dicker Nebel, die das Geſicht und Gehör umlagern; dann ſchwindet das Bewuſstſeyn der eigenen Objektivität im Erlöſchen des Gemeingefühls, bis keine Vorſtellung von Körperlichkeit mehr in uns iſt, aufser der, die uns das Gedächtnifs dunkel darbietet, welche aber ohne jene innere Ueberzeugung der Wahrheit iſt, durch welche ſich das eigene Empfinden vom Wiſſen, die Geſchichte Roms von der Anſchauung deſſelben, Traum von Realität unterſcheidet. Die Sphäre zieht ſich immer enger um das ſich bewuſste Ich zuſammen; ein Gegenſtand ſchwindet nach dem andern aus dem dämmernden Lichtkreiſe, bis es, ohne Welt und eigenen Körper, nur noch als einziger lichter, aber ganz leerer

Punkt, als leeres Anſchauen des Anſchauenden ſelbſt, in der ewigen Nacht hängt. So bildet ein flammender Brand um ſich weite Kreiſe; aber in dem Maaſse, als ſein Licht ſchwindet, wogt die Finſterniſs ſtärker zu, bis zuletzt bloſs noch die glühende Schnuppe eine Exiſtenz und nur die ihrige in dem öden Raum bezeichnet. Endlich löſcht auch dieſe hier, wie dort das Bewuſstſeyn des Ichs aus, in verſchiedener Geſtalt, mit Fallſucht, Starrſucht, Ohnmacht oder Schlag. Zwiſchen jenen beiden Endpunkten liegen nun zahlloſe Modifikationen der Aſthenie, die in verſchiedenen Graden als Anomalien bald aller, bald beſonderer Gruppen einzelner Seelenvermögen hervortreten, und in dem nehmlichen Maaſse tritt das Individuum auf die unter ihm liegenden Stufen der Thierheit zurück, durch welche ſich der allgemeine Weltgeiſt vom Zoophyten zur Menſchheit aufgeſchloſſen hat.

Im geſunden Zuſtande iſt unſer Kopf leicht, die Exiſtenz deſſelben uns nicht fühlbar. Das Gemeingefühl iſt ein beſonderer Sinn. Es bewirkt ein ſo eigenthümliches Bewuſstſeyn des Seyns unſeres Körpers, als wenn er doch auch kein Körper und ohne Schwere wäre, und doch dabey eine ſo volle Ueberzeugung, daſs er iſt und der unſrige iſt, daſs wir um nichts in der Welt ſo gewiſs, als um dieſes wiſſen. Es vermittelt dies Bewuſstſeyn des Seyns unſerer Objektivität durch ein vollkommen leeres Gefühl,

das ſich aber doch von der Vorſtellung eines eingeſchlafenen Gliedes unterſcheidet, welches auch negativ iſt. In dieſem Werkzeuge wirkt die Seele, ohne die Anſtrengungen der Kraft zu empfinden, durch welche ſie wirkt; ſie wirkt durch alle Zweige deſſelben vollkommen frey, ohne irgendwo auf einen Widerſpruch zu ſtoſsen. Das Werkzeug iſt, wie ſein Begriff, jenes in dieſem verklärt, gleichſam durchſichtig für den Begriff geworden. Wo hingegen dieſe Harmonie zwiſchen Innerem und Aeuſserem geſtört iſt, entſteht Stumpfheit des Denkvermögens und gleichzeitige Schwere des ſomatiſchen Kopfs. Den normalen Zuſtand hat man von jeher Offenheit, Hellheit, Leichtigkeit; den abnormen Dumpfheit, Eingenommenheit, Verſchloſſenheit, Düſterheit des Kopfs genannt, und in jenen Bezeichnungen ſchon längſt die dunkle Ahndung des Gegenſatzes zwiſchen Licht und Schwere ausgeſprochen. Bald kömmt dieſe Aſthenie für ſich, oder in Geſellſchaft mit Fallſucht, Hypochondrie und andern Nervenkrankheiten, bald tranſitoriſch oder anhaltend in dummen Menſchen vor, die immer verſchloſſen ſind, ohne es zu wiſſen, weil ſie nie das Licht ſahen. Im Pneumatiſchen äuſsert ſich dieſe Aſthenie durch ein läſtiges Gefühl der Anſtrengung, Trägheit der Perception und Beſonnenheit, Dunkelheit und Ferne der ſinnlichen Eindrücke, Zweifel an Perſönlichkeit und eigner Exiſtenz, ſchwe-

re Faſſung der Begriffe, Adiaphorie, Schwierigkeit in der Entdeckung der Verhältniſſe und mangelhafte Gegenwart der Zeichen und Sprache für Gegenſtände, Begriffe und ihre Verhältniſſe. Im Somatiſchen iſt der Kopf ſchwer wie ein Bleyklumpen, leidet an Druck in der Stirn, der Schlaf- und Wirbelgegend; alſo da, wo über die im Grunde der Hirnſchale hingelagerten Organe des ſenſitiven Lebens eine Markdecke von vorne nach hinten hinüber geworfen iſt, die wahrſcheinlich den innern Sinn in körperlichen Organen darſtellt. Oft iſt auch die Temperatur verändert, ein Drängen gegen den Kopf vorhanden, und ein dickes ſummendes Weſen liegt vor den Ohren. Ueberſpanntes Anſtrengen der Seele, Mangel des Schlafs, Debauchen am Abend, übermäſsiger Beyſchlaf erregen dieſe Aſthenie tranſitoriſch; und Ruhe auf dem Sofa, friſche Luft, ein Schluck Wein, das Riechen an flüchtige Geiſter, das Waſchen des Kopfs mit Brandtwein, und andere den Urſachen entſprechende kleine Hülfen, vertreiben ſie meiſtens bald. Einer meiner Bekannten verfiel augenblicklich in dieſen Zuſtand, wenn ſeine Stube nur um ein Paar Grade überhitzt war, oder er im Sommer in einem vollen Auditorium mit geſchloſſenen Fenſtern las. Aber die Stumpfheit verſchwand in einem Nu, ſo bald er das Fenſter öffnete, und der erſte kühle Luftſtoſs auf ſeinen Wirbel fiel. Wie das in unreiner Luft verſiegende Licht mit einem Schlage wieder in helle Flam-

men ausbricht, wenn man es in Sauerſtoffgas taucht, ſo der umnebelte Kopf, wenn er aus der mephitiſchen Atmoſphäre plötzlich in eine reine kam.

Bey zunehmender Aſthenie wächſt die Dumpfheit des Kopfs, hindert im Empfinden, Denken und Reden. Die Sinnorgane, durch welche das Aeuſsere uns anſpricht, ſind umgewandelt; und dieſer Metamorphoſe proportional, ſtehen wir mit der Welt in einem getrennten und fremden Zuſammenhange, als wenn wir in eine andere Welt verſetzt wären. Das Wirkliche erſcheint uns als Traum, der Traum als Wirklichkeit; wir empfinden das Nahe als aus der Ferne, das uns Angehörige als ein Fremdes. Dafür wirkt die Phantaſie mit deſto mehr Lebhaftigkeit, und giebt ihren Geburten ein ſo grelles Colorit, daſs ſie im Scheine der Wirklichkeit als Viſionen hervortreten. Die Beſonnenheit wankt, die Aufmerkſamkeit hält keinen Gegenſtand feſt, und das Gedächtniſs verſagt uns Minuten lang den Dienſt. Wir können zu den bekannteſten Gegenſtänden und Begriffen die Worte nicht finden, oder ſprechen ganz andere Worte aus, als wir im Sinne haben. Wir faſſen noch Gegenſtände, aber keine Begriffe und Verhältniſſe mehr, die Gegenſtände zwar noch, beſonders durch's Geſichtsorgan, aber nicht mehr die Bedeutung ihrer Nahmen. Der Sinn der gemeinſten Rede iſt uns fremd, wir ſehen noch die Bewegungen des Red-

ners, aber hören ihn nicht mehr. Artikulirte Töne flieſsen in ein verworrenes Geſumm zuſammen, das uns ein widriges Gefühl erregt. Das Bewuſtſeyn der Spontaneität und Perſönlichkeit wankt, man wird zweifelhaft, ob unſere Glieder zu uns gehören, unſere Gefühle und Gedanken die unſrigen ſind, müſſen uns darauf erſt beſinnen, ob wir wirklich ſind, und ob das, was geſchieht, wirklich geſchehe, oder ein Traum ſey, ob es in und durch uns, oder durch einen andern geſchehe. Der Schall unſerer eigenen Worte iſt uns zweifelhaft, ob er Wirklichkeit oder Traum, von uns oder einem andern ſey. Es iſt, als wäre unſere Sprache von uns getrennt, als hörten wir einen andern reden und beobachteten ihn, ob er recht ſpreche. So hört der Epileptiſche beym Umfallen oft noch ſein eignes Gebrüll, aber wie einer, der im Schlaf donnern hört und am Morgen nicht weiſs, ob er dies geträumt, oder wirklich gehört habe. Selbſt die Sicherheit und der Mechanismus im Handeln, den wir durch die Aſſociation erwerben, geht verlohren. Wir ſind ungewiſs im Gebrauch unſerer Glieder, rühren den Fuſs, wenn wir die Hand geben, ſetzen ungewiſs alle Glieder in Thätigkeit, wenn wir eins bewegen wollen, ziehen die Zunge mit den Fingern hervor, ſtatt ſie durch ihre Muskeln heraus zu ſtrecken, und müſſen es erſt durch Verſuche und Ueberlegung ausmitteln, was unſere rechte oder linke Hand iſt. Dieſem füge ich

noch ein Paar entgegengeſetzte Phänomene der Aſthenie der Seele zu, nehmlich Starrſucht des Denkvermögens und Ideenflucht. In jener iſt die Seele zum Theil oder ganz angeheftet, ohne Mobilität und Succeſſion. Sie iſt ohne alle Aktion im momentanen Staunen und im Erſtarren vor Schreck. In gelindern Graden wiederholt der Kranke ein Wort oder eine Phraſe ununterbrochen, oder ſtarrt auf ein wirkliches oder eingebildetes Objekt hin, wie, wenn er das Haupt der Meduſa anſchaute. Die Sinne ſind zwar offen, aber ihre Eindrücke werden nicht wahrgenommen. Es iſt hell und hörbar um uns, doch ſehen und hören wir nicht; wir ſchwimmen als ein finſterer Punkt in einem lichten ununterſcheidbaren Raume, da hingegen in dem oben angeführten Falle, wo Gemeingefühl und Sinne erloſchen ſind, das Licht in uns iſt und uns noch als einen glimmenden Funken in der äuſsern Nacht trägt. In den mannigfaltigſten Geſtalten kömmt dieſe Starrſucht vor, als Staunen, Erſtarren, Verliehren in Gedanken, Viſion, Entzückung, Vertiefung und Geiſtesabweſenheit e). In der Ideenflucht keimen Bilder der Erinnerung, neue Schöpfungen der Phantaſie und tolle und verwirrte Raiſonnements, theils ohne normale Aſſociation, theils ſo ſchnell auf, daſs die Seele ſie weder fixiren noch lenken kann. Ihre eignen

e) Reils Rhapſodien S. 125.

Aktionen ſpielen mit ihr, wie die Meereswogen mit einem Schiffe, das Ruder und Maſt verlohren hat. Die Phantaſie treibt mit wilder Schnelligkeit Bild auf Bild hervor; Ideen und Gedanken drängen ſich ungerufen zu, abenteuerliche Geſtalten ſteigen aus der Tiefe der Seele auf, treiben loſsgebunden umher und fliehen mit einer Eile vorüber, wie Hecken und Hügel beym ſchnellen Fahren. In der Narrheit, Tobſucht, Phreneſie, Hyſterie und Raſerey der Fieberkranken kommt dieſe Ideenflucht vor. In ihr bewegt ſich wahrſcheinlich der galvaniſche Strom blitzſchnell und regellos, ſtockt aber in der Starrſucht. Daher auch beide Zuſtände in einem Individuum, dieſe ideellen mit körperlichen, Starrſucht der Ideen mit Starrſucht der Muskeln, Ideenflucht mit Convulſionen alterniren, oder dieſe pſychiſchen Krankheiten nicht eher aufhören, als bis ſie in Muskelkrämpfe ausſchlagen. Dabey wankt auch der Verſtand, oder hält noch in höherern Regionen das Ruder feſt, prognoſticirt die Folgen des Sturms, ordnet gar Mittel zur Rettung an. Dieſe Syndrome pneumatiſcher Symptome ſymboliſirt ſich im körperlichen beſonders durch anomale Erſcheinungen im Gemeingefühl, dem Compaſs der Seele auf dem Meere des Mannigfaltigen, durch welches ſie ſich mit ihrem Körper als Eins anſchaut, ſich in der Sinnenwelt fixirt, als überwiegende Subjectivität

ihren

ihren Körper beherrſcht und in ihre normalen Verhältniſſe zur Körperwelt tritt. Mit der Commotion deſſelben verlieren wir den freyen Gebrauch unſerer Glieder, können ſie nicht finden, nicht zuſammenhalten, fühlen uns und einzelne Theile doppelt, glauben an Metamorphoſen und Desorganiſationen derſelben. Es entſtehen Miſsgefühle, Formikation, Einſchlafen, Taubheit derſelben. Die Schwere laſtet entweder zu ſehr auf uns, Kopf und Glieder ſcheinen von Bley zu ſeyn und drücken uns in die Erde hinein; oder ſie laſtet zu wenig, macht uns zu locker und leicht, daſs wir alle Stabilität verlieren, uns einbilden, von der Erde zu ſteigen und in den Lüften zu ſchweben, bis endlich alles Gefühl der Schwere verlohren geht, und wir gleichſam bodenlos nur noch als unkörperliche Lichtpunkte in der leeren Nacht hängen. Die ideelle Starrſucht ſymboliſirt ſich durch eine ihr gleiche Einförmigkeit und Immobilität des Körperlichen. Das Auge iſt ſtier und auf einen Punkt geheftet. Manche Verrückte bewegen ſich nicht von ihrem Orte, ändern ihre Stellung nicht, und behalten, als wächſerne Bilder, jede bey, die man ihnen mittheilt, ſtampfen mit den Füſsen, hämmern mit den Händen auf einen Fleck, ſchlagen einförmig mit den Ketten, und in der Entzückung iſt der ganze Körper ſtarr, wie eine Statue. Das Gegentheil findet in der Ideenflucht ſtatt. Das Ru-

hende ſcheint ſich zu bewegen, das Stehende zu fallen, das Feſte ſich zu drehen. Wir verlieren unſere Stabilität, taumeln, wanken, ſchwindeln, glauben zu fallen, zu fliegen, in den Lüften zu hangen. Es kommt uns vor, als ſey der Körper auseinander gefallen, als läge jeder Theil für ſich, und wir in der Mitte derſelben, als ſtöben die Glieder auseinander und flögen allen Weltgegenden zu. Die Kranken, beſonders die Narren, haben nirgends Ruhe, laufen, ſpringen, rücken zwecklos alle Meublen von der Stelle, befaſſen Tiſche und Stühle mit den Händen, heben ſie auf, ſchleppen ſie von einem Orte zum andern, räumen im Freyen Steine weg, raufen Kräuter aus, werfen ſie hin, kommen, gehen, kehren wieder. Beſonders wichtig iſt das Auge, deſſen Blick ſich richtet, ruht und bewegt in gleicher Parallele mit den Aktionen der Seele. In der Starrſucht des Denkvermögens, z. B. beym Staunen, fixem Wahnſinn, der Tollheit und Entzückung fehlt auch dem Blicke alle Mobilität, und das Auge ſteht ſtier; hingegen wälzt es ſich bey dem Blödſinn, der Ideenflucht und der Narrheit unſtätt umher. Es iſt flatterhaft, haftet nirgends, ſondern irrt bedeutungslos und mit groſser Eile von einem Gegenſtande zum andern. Das Auge iſt ungewöhnlich geſpannt, glänzt mit phosphoriſchem Lichte, der Blick brennt; oder es iſt matt, glanzlos, ſtaubigt, trübe und ſomnolent. Der Kranke ſchwimmt in einem blendenden Licht-

himmel; oder Nebel und Finſterniſs ziehen ſich immer enger um ihn zuſammen. So leidet auch das Ohr, die Pforte, durch welche die Geiſter mit einander in Gemeinſchaft treten. Es gellt, ſummt, ſauſt, knallt in demſelben, ein dicker Fluſs legt ſich vor daſſelbe, der Schall iſt dumpf, fern, und doch das Gemeingefühl ſo erhöht, daſs Schall und Ton uns empfindlich werden, in einander flieſsen und uns in einen rauſchartigen Zuſtand verſetzen. Die Sprache wird ſchwer, die Zunge lallt, wir müſſen die Worte langſam artikuliren. Merkwürdig, aber zu wenig ihrer Natur nach bekannt, ſind noch die Blutanhäufungen und Temperaturveränderungen, die den Lebensproceſs im Materiellen begleiten. Nach hydrauliſchen Geſetzen beſtehen die Congeſtionen nicht, da der Stoſs des Herzens das Blut durch offene Kanäle gleichmäſsig treiben muſs. Allein die nehmliche Spontaneität, die die Leitung in einerley Organen bald unterbricht, bald wieder herſtellt, und die Lebensproceſſe da und dort anſpinnt und wieder abbricht, beſtimmt auch die Congeſtionen und Temperaturveränderungen. Wohin das Leben geht, folgt das Blut ihm nach, und die Materie wird unter dem Phänomen der Temperaturveränderung vergeiſtiget, wo Action Statt findet. Mit gleichmäſsiger Leitung iſt gleichmäſsige Blutvertheilung verbunden. Wo aber die Erregbarkeit in einzel-

ne Organe gesperrt wird, da sammelt sich das Blut an, die Wärme wächst, und die überladenen Organe brechen in Phrenesien, Convulsionen, oder in andere gewaltsame Erregungen aus, die ihrer Natur entsprechen. Das Blut drängt gegen den Kopf, mit Steifheit des Halses, Hals- und Schlafarterien und die Gefäfse des Ohrs pulsiren stark, der Kopf brennt, die Füfse sind kalt. Einzelne Theile, die Stirn, der Wirbel, und besonders das Ohr, schwellen an, werden feuerroth und so heifs, dafs sie wie Kohlen brennen. Die leichteste Bedeckung, eine Mütze, oder ein Büschel Haare, der übers Ohr fällt, vermehrt die Gluth. Im entgegengesetzten Falle entstehen allgemeine oder örtliche Frostgefühle, in der Peripherie, oder im Innern, im Rücken oder an andern Orten. Die Theile sind wirklich kalt und blafs, oder erregen blofs das Gefühl einer Eisscholle. Dann äufsert sich noch die Anomalie des Lebensprocesses in der Ausdünstung und dem Lebensturgor. Jene stöfst die Residuen aus; dieser ist Produkt der überwiegendem Expansion mittelst des Lebens. Die Haut ist nafs oder trocken, und was verdunstet, ist abnorm. Daher der eigne Geruch der Narren, und jene zahllosen Modifikationen eines widrigen Gefühls, das solche Kranke bey ihrer Berührung in uns erregen, das Gefühl der beifsenden Hitze, der nassen todtenartigen Kälte, der Derbheit, Schlaffheit, Welkheit u. s. w., was sich nur empfinden, aber

nicht beſchreiben läſst, und von der Temperatur, dem Turgor, und der Qualität der Ausdünſtung entſteht. Endlich erwähne ich noch der charakteriſtiſchen Haltung des Ganzen, die von der Stellung der Muskeln durchs Nervenſyſtem entſpringt. Jeder Nervenkranke hat ſeinen eignen Umriſs, Gang, Poſition. Jeder beſondere Narr trägt ſich auf ſeine Art, kukt in die Erde, oder flattert in der Luft, bewegt ſich mit geſpannten und zuckenden Gliedmaſsen, oder ſchlottert mit Kopf und Füſsen. Bis zu den letzten Beſtimmungen des Stoffs dringen die leiſen Diſſonanzen der Seele, vermöge der Einheit des Begriffs, der das Ganze trägt. Die Abſonderungen der Eingeweide und Drüſen ändern ſich, die Excretionen verhalten ſich wie die Proceſſe, deren Reſiduen ſie ſind; Aſſimilation und Desaſſimilation, kurz alles, was zum vegetativen Leben gehört, leidet. Haare und Nägel bekommen auf der Seite des leidenden Gehirns Eindrücke, Flecke, wachſen langſamer. Das Haar entfärbt ſich, wollt ſich in einander, ſträubt ſich, verliert ſeine Kräuſelung, wird dürre und ſpaltet ſich an den Spitzen.

Im höchſten Grade der Aſthenie des Seelenvermögens ſchwindet mit dem Gemeingefühl das unmittelbare Bewuſstſeyn der Exiſtenz unſers Körpers, mit den Sinnen alles Bewuſstſeyn der Welt. Die Nebel umziehen das Geſicht und Gehör dicker und enger. Die Welt iſt ſtumm und unſichtbar, der eigne Körper unſichtbar und un-

fühlbar geworden. Abſolute Finſterniſs und Stille des Todes umgeben uns. Das Subjekt-Objekt iſt auf den engſten Raum des Punkts zuſammengezogen, wo das Bewuſstſeyn nur noch um ſich ſelbſt weiſs, und hängt als Fünkchen in der leeren Nacht, bis auch dies in vollkommene Bewuſstloſigkeit untergeht. Im Materiellen ſymboliſirt ſich dieſer Zuſtand als Ohnmacht, Schlag, Katalepſie, Fallſucht, je nachdem das Lebensprincip überall erſtickt, oder vom Gehirn in das Muskelſyſtem übergetreten iſt, und daſelbſt in Gichtern um deſto wilder tobt.

(Die Forſetzung folgt.)

III.

Bourbier's

ſchwermüthiger Wahnwitz,

beſonders nach ſeiner glücklichen und unglücklichen Behandlung betrachtet.

Ueber die Aufſchrift dieſes Aufſatzes, oder vielmehr über einen Ausdruck in derſelben, über den „ſchwermüthigen Wahnwitz“ werde ich mich am Ende deſſelben erklären. Denn was für eine Krankheit ich darunter verſtehe, wird ſich aus der nachfolgenden Erzählung von ſelbſt ergeben. Die Frage kann alſo wohl nur ſeyn: warum ich die Krankheit ſo und nicht anders benannt wiſſen will, und die Antwort kann füglich bis zu allerletzt verſpart werden. Wenn der Fall auch nicht ſo merkwürdig wäre; ſo würde die Erzählung deſſelben, die ich aus Herrn v. Schlözers Autobiographie mittheile, ſchon deshalb alle Aufmerkſamkeit verdienen, weil ſie ſich durch eine zweckmäſsige Vollſtändigkeit auszeichnet, die dem Pſychologen wenigſtens faſt über alles, was ihm dabey wichtig ſeyn kann,

Licht gibt. Nur hie und da mögte der Pſychologe nach dieſem oder jenem Umſtande fragen, den die Erzählung übergeht, weil er dem auch hier hellſehenden Erzähler unbekannt war. In Anmerkungen, welche ich der Erzählung beyfügen werde, werde ich jedesmal darauf aufmerkſam machen.

„Der Hetman der Koſaken und Präſident „der Akademie, Graf Razumovsky“ (zu Petersburg) ſagt Herr v. Schlözer, „hatte eine Menge „Kinder, worunter drey Söhne ſchon 13, 11 „und 8 Jahre alt waren. Er wollte ſie gut erzo„gen haben, denn er war ein guter Mann; ſie „ſollten früher kultivirt werden als er: das Ver„mögen dazu hatte er, man ſchätzte damals die „Hetmans-Einkünfte auf 600,000 Rubel jährlich. „Aber die Mama, ſagte man, mache eine gute „Erziehung dieſer heranwachſenden Söhne ſchwer. „Alſo rieth ein geſcheuter Mann (vermuthlich „Taubert) dem Vater, ſie von der Mutter weg„zuthun, ohne ſie doch aus Petersburg zu laſſen. „Nun ward ein groſses neues pallaſtmäſsiges „Haus, dieſſeits der Neva auf Waſili-Oſtrov in „der zehnten Linie — — gemiethet und ausmeu„blirt. Hieher wurden die drey Grafen Alexej, „Peter und Andrei gebracht: noch kam ein „junger Teplov hinzu, ein Genie, das da„mals ſchon niedlich Violine ſpielte; dann ein „eben ſo junger Olſufjew, und ſpäter noch „ein vierzehnjähriger Kozlov.

„Alle dieſe Eleven hatten zum Gouverneur „Mr. Bourbier, einen weiland franzöſiſchen „Laquais, aber einen gebildeten Laquais, der „ſeine Sprache völlig orthographiſch und gram- „matiſch richtig ſchrieb, weil er viel geleſen hat- „te. Neben ihm waren drey Lehrer, die im „Hauſe wohnten und ſpeiſeten: ein halbgelehrter „Jeſuiterſchüler aus Wien; dann zwey Gelehrte, „der akademiſche Adjunkt Rumovsky, als Ma- „thematiker, und ich. Die übrigen Maitres ka- „men nur ins Haus und wurden für ihre Lektio- „nen Stundenweiſe bezahlt. Wir Ausländer „muſsten alle in franzöſiſcher Sprache dociren; „denn Deutſch verſtanden die Eleven noch „nicht. — Die ganze Oekonomie beſorgte ein „Dvoretzky (Haushofmeiſter,) ein junger ver- „ſchlagener Deutſcher, der aber, weil ſeine Rech- „nungen unleidlich wurden, bald verabſchiedet „ward. — Die Tafel war gräflich. In den „Faſtenzeiten war ſie getheilt: die eine Hälfte war „für die Rechtgläubigen; hier ſtunden nur Fa- „ſtenſpeiſen, nichts von Fleiſch, von Butter, von „Milch, von Eyern. Aus Muthwillen oder Ex- „perimentirſucht ſetzte ich mich einſt an dieſe „Hälfte und wollte die ganze Ruſſiſche Faſte mit „durch halten. Es brauchte keiner Kaſteyung: „delicieuſe Fiſche auf die verſchiedenſte Art zuge- „richtet, Gebackenes mit Provencer- oder gar „Lucca-Oehl bereitet; Mandelmilch zum Kaffee „ſtatt Kuhmilch; alles konnte dem Leckerſten

„behagen. Und dennoch bekam ich den fünften „Tag ein Fieber, ſo, daſs ich die Poſſe aufgeben „muſste.“ — Und Bourbier? — Wo bleibt denn der Bourbier? — höre ich den ungeduldigen Leſer fragen. Allein erſt muſs er wiſſen, wo und in welchen Verhältniſſen dieſer Bourbier lebte. Daher: „Zwey Equipagen,“ fahre ich mit Herrn v. Schlözers Worten fort, „ſtunden immer be„reit: ein Staatswagen für die Grafen und ein an„derer für uns Lehrer; doch muſsten wir immer „der guten Ordnung wegen den Gouverneur (wohl bemerkt, Bourbier war der Gouverneur) „erſt darum anſprechen.“ — — „Dieſes ganze „Inſtitut ſollte, wie ich hörte, jährlich 10,000 „Rubel koſten; aber ich begreife nicht, wie dieſe „Summe habe zureichen können.“

„Und für allen Genuſs, den ich in dieſem „Hauſe hatte, brauchte ich wöchentlich nur ſechs „Stunden zu arbeiten. Es war gar ein herrliches „Leben hier! Alles war einig, geſellig und ju„gendlich froh. Keine Dame war im ganzen „Hauſe, die uns über die Gebühr genirt hätte. „Dennoch blieben Anſtand und Würde unverletzt. „Unter den ſechs Eleven waren zwey etwas wil„de; aber die Gouverneurs (Bourbier und ſeine Nachfolger) „hatten alle die Gabe, ſie in Ordnung „zu halten — — Und wie es immer in groſsen „ſtehenden gemiſchten Geſellſchaften hergeht, daſs „Einer iſt, den die übrigen zum Beſten haben, ſo „ging es auch hier: aber das Necken ging nie in

„Beleidigung über, und vermehrte alſo die Fröh-
„lichkeit des Umgangs, weit davon ſie zu ſtören.
„Mit Einem Worte, es war ein ſchönes Leben
„hier. Dankbar werde ich Zeitlebens die dritte-
„halb Jahre, die ich in dieſem Inſtitute verlebte,
(ſo lange wehrte das Inſtitut, vom Jul. 1762 bis
Anfang des Jahres 1765,) „unter die aller-ange-
„nehmſten meines langen Lebens zählen [a]).“

Aber alles, was in dem Razumovskyſchen Hauſe zu einem frohen und glücklichen Leben zuſammenſtimmte, muſste für den unglücklicken Bourbier, ſich zweyer Umſtände wegen, zur traurigſten Schwermuth vereinigen. Denn

„Mr. Bourbier,“ ſagt Herr Schlözer ferner [b]),
„äuſserte Anfangs irrige Begriffe von ſeinen Gou-
„vernements-Rechten, und wollte uns Lehrer
„als ſeine Subalterne behandeln: wir brachten
„ihn aber bald in Ordnung.

„Er ſollte nicht bloſs Gouverneur, ſondern
„zugleich Lehrer ſeyn, und eine Stunde täglich
„Univerſalhiſtorie dociren. Hiebey betrug er
„ſich aber ſo unbeholfen, daſs unſere Eleven
„ſchon im zweyten Monat den Abſtand ſeiner
„Lektionen von den unſrigen, wenn gleich in
„ganz verſchiedenen Fächern, entdeckten, und

---

a) Auguſt Ludwig Schlözers öffentliches und privat-Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Erſtes Fragment. Göttingen 1802. S. 119-121.

b) Ebend. S. 134. 135. und S. 137. 138.

„mit ihm Poſſen trieben. Nun zum erſten Male „begriff Bourbier wohl, das Franzöſiſch können „und ein Gelehrter, oder auch nur ein Studierter „ſeyn, verſchiedene Dinge wären. Unſere Gra„fen brachten über Tiſche unaufgefordert, ge„lehrte Diskurſe auf, und kramten Kenntniſſe „aus, über die der weil. Laquais ſtaunte."

„Da des Rühmens über meine fünf ſtatiſti„ſche Stunden kein Ende war: ſo fragte mich B. „einſt vertraulich, ob ich nicht neue fünf Lehr„ſtunden über Univerſalhiſtorie, ſtatt ſeiner über„nehmen wolle? und erbot ſich, mir dafür von „ſeinem Jahresgehalt (600 Rubel) 100 Rbl. ab„zugeben. Ich ging den Vorſchlag ein . . ."

„Auch mit dieſen meinen neuen hiſtoriſchen „Lektionen ging es über alle Erwartung gut. Nun „wurden auch hiſtoriſche Büchlein, niedlich ge„ſchrieben, a l'usage de l'Academie de la Xme „ligne verfertigt [c]). Der älteſte Graf er-

c) „Der unmittelbare Gebrauch, den ich von al„len dieſen (ſtatiſtiſchen) Communicatis machte, „gefiel dem Mittheiler ſehr und machte ihn im„mer freygebiger. Ich verfertigte nemlich „über jeden Hauptgegenſtand kleine Büchelchen „in Taſchenformat, ſchrieb jedes ſo ſauber, als „mir möglich war, und vertheilte ſie unter die „Eleven; anſtatt in uſum Delphinorum, führten „ſie die Aufſchrift: a l'usage de l'Academie de „la Xme ligne, ſagt Hr. v. Schl. S. 133." Ich führe dieſes zum Verſtändniſs der von ihm gemachten Erzählung an.

„hielt Geſchichte der Römer, Teplov Geſchich-
„te der Juden etc. Vorzüglich fand der jüngſte
„Graf (damals neunjährig) an meinem Unterrich-
„te Wohlgefallen. Unzählige Male, wenn Abends
„nach 6 Uhr allgemeine Feierſtunde war, kam er
„zu mir herunter, (Hr. v. Schl. wohnte unten im
Hauſe) „und führte Stundenlang altkluge Dis-
„kurſe über Hiſtorie und Statiſtik mit mir.“

„Indeſs ſahe der arme Gouverneur Bourbier
„dem Gräuel der Gelehrſamkeit in unſerm Inſti-
„tute mit Verwunderung zu, und fühlte immer
„mehr ſein Nichts und die daraus entſprungene
„Verachtung der Eleven. Es kam ſo weit, daſs
„er darüber tiefſinnig wurde (im May 1763):
„und als einſt bey Tiſche Einer von den Lehrern,
„gewiſs ganz unvorſätzlich, eines franzöſiſchen
„Hauslehrers in einem bekannten groſsen Hauſe
„erwähnte, der kein Studierter ſey, ſondern vor
„dem Bedienter geweſen wäre, zog Bourbier die-
„ſes auf ſich, und brach in helle Thränen aus.
„Von nun an ward er melancholiſch, weinte oft,
„und träumte und ſprach zuletzt gar von Sibirien,
„wohin ihn Monſeigneur nächſtens ſchicken wür-
„de. Sein einziger Tröſter war ich. Er hatte
„eine ſeltſame Achtung gegen mich bekommen,
„weil ich alle meine franzöſiſchen Aufſätze von
„ihm korrigiren lieſs. Immer ſagte er mir dabey
„vor, ich ſchriebe wie Voltaire, und machte
„doch grobe grammatiſche Fehler, (il avoit
für il eût, la carosse, für le carosse etc.)

„dies sey ihm unbegreiflich (sehr begreiflich, wenn „auch das erste wahr gewesen wäre). Nun, wenn „er in der heftigsten Unruhe war, lag er mir „Stundenweise auf dem Halse. Oft zog er mich „mit sich in ein Weinhaus. Dann machte ihn eine „Bouteille Pontac für alle Beruhigungsgründe so „empfänglich, dass er selbst über seine ängstli- „chen Grillen lachte, und einer guten Nacht ge- „nofs. Aber die Anfälle kamen wieder; er „musste seinen Abschied nehmen. Noch in sei- „nem gesunden Zustande hatte er seinen Bruder „aus Frankreich kommen lassen. Dieser wollte „nun den armen Unheilbaren zu Wasser nach „Hause bringen; aber als sie schon ganz nahe an „der französischen Küste (ich glaube, vor Rouen) „waren, schnitt sich der Unglückliche den „Hals ab."

Wie Bourbier in der Lage, in welcher wir ihn gesehen, bald misvmüthig, dann unmuthig worden, wie zu diesem Unmuth sich dann die peinigendste Schwermuth gesellt, das sieht, oder wenigstens fühlt es jeder Leser, der nicht blofs aufser sich, sondern auch in sich zu sehen gewohnt ist. Auch kann so Einer es nicht unbegreiflich finden, wie alle Trübsale der Schwermuth, der wohlwollenden Theilnahme eines geachteten Freundes, wie Bourbier Hrn. Schlözer betrachtete, zu Zeiten weichen mufste; allein die schreckliche Katastrophe, so natürlich sie auch seyn mag, befremdet gewifs Manchen. In seinem

Vaterlande, in dem geliebten Vaterlande, in welches der Unglückliche flüchtete, hätte er Ruhe und Zufriedenheit zu finden hoffen müſſen, ſollte man denken; und doch ſtieg ſeine Krankheit erſt zu ihrer fürchterlichſten Höhe, wie er dieſes beynahe erreicht hatte.

Allein, auch dieſes iſt aus ſeinem Schickſale, ſeiner Lage, ſeinem Charakter, ſo weit er ſich in der vorliegenden Erzählung offenbart, pſychologiſch erklärlich. Man hatte zu einem ganz verkehrten Mittel gegriffen, wenn dieſes auch unſtreitig in hundert ſehr ähnlichen Fällen wunderbar wirkſam geweſen war, wenn man es vielleicht zu dem auch ſelbſt auf Antrieb des Kranken anwendete. Doch der ganze Gang ſeiner Krankheit und jeder Umſtand in ihr, verdient hier, wegen der ſichtbaren Verkettung dieſer einzelnen Umſtände eine nähere Betrachtung, und dabey Bourbier's Charakter, oder vielmehr ſeine Perſon, wie ich es, um alles zuſammenzufaſſen, was bey ihm auſser der Lage, in welcher wir ihn geſehen haben, in Betrachtung kommt, nennen will.

Bourbier war weit über den Stand eines Lackaien, in dem er gelebt hatte, und vielleicht als Lackai ſchon weit über den Stand, in dem er gebohren war, empor gekommen. Nicht das Glück allein hatte ihn, ſondern zum Theil wenigſtens hatte er ſich ſelbſt gehoben. Denn durch Lektüre, und vielleicht ſo etwas, was einem ei-

gentlichen Studium ſich näherte, hatte er es dahin gebracht, ſeine Sprache orthographiſch und grammatiſch richtig zu ſchreiben. Je weiter der Menſch gekommen iſt, um ſo weiter ſtrebt er; je weiter er ſelbſt ſich gebracht zu haben glaubt, um ſo mehr Zutrauen zu ſich ſelbſt faſst er, und um ſo mehr iſt er geneigt, alles, was das Glück für ihn gethan hat, als ſein eignes Werk zu betrachten. Wenn Stolz und eine Ehrſucht, die nie befriedigt wird, hier nicht Wurzel faſſen; ſo gibt es für ſie keinen Boden. Ehrſüchtig und anmaſsend ſehen wir auch Bourbier in dem Anfange ſeiner traurigen Geſchichte; er will die übrigen Lehrer als ſeine Subalternen behandeln. Stolz ſehen wir ihn freylich nicht ſo unmittelbar; allein ein Umſtand läſst wenigſtens Stolz, das Gefühl, das die Vorſtellung des wahren oder nur eingebildeten groſsen Werths unſerer ſelbſt begleitet, vermuthen. Bourbier ſollte Univerſalhiſtorie lehren, und hier fehlte es ihm entweder an Kenntniſs derſelben, oder am Vortrage, oder an beyden; kurz es fehlte ihm hierzu an Geſchick, er benahm ſich äuſserſt „unbeholfen.“ Wie konnte Bourbier ſich einem Geſchäfte, zu dem er ſo wenig vorbereitet war, unterziehen, wenn ihn nicht ein falſches Zutrauen zu ſich ſelbſt miſsleitete? wenn er nicht etwan glaubte, zu dem Biſchen Geſchichte, das hier erfordert würde, bald kommen zu können? — Man wende nicht ein, daſs oft ein

Menſch,

Menſch, dem man nicht eben Stolz vorwerfen kann, aus Unüberlegtheit etwas übernimmt, dem er nicht gewachſen iſt. Denn Bourbier kennen wir ſchon als einen gebildeten Mann, und als einen Mann, der ſich ſelbſt gebildet und gehoben hatte. Einem Manne, der ſich in B — s Verhältniſſen hebt, kann es nicht an einer gewiſſen Vorſichtigkeit fehlen; übernimmt er etwas, dem er nicht gewachſen iſt, ſo wagt er es nicht auf gut Glück; er übernimmt es, im gegründeten oder ungegründeten Vertrauen auf ſeine Kräfte. — Zudem einem Menſchen, der, ſo, wie Bourbier, an der Ausbildung ſeiner ſelbſt gearbeitet hatte, kann es nicht an einer auszeichnenden Achtung Anderer fehlen; und wie bald folgt dieſer nicht gewöhnlich ein Selbſtgefühl, das in Stolz übergeht? Bourbiers Ehrſucht erfuhr aber bald eine bittere Kränkung.

Seine Kollegen im Inſtitute, wollten ihn nicht als ihren Vorgeſetzten erkennen, und brachten ihn bald in Ordnung. Dieſe ſeine Kollegen lebten überdem nicht allein mit ihm in einem Hauſe, ſie waren auch ſeine täglichen Tiſchgenoſſen, und Tiſchgenoſſen in einem engen Cirkel. Hatte B. gleich nicht die Rechte eines Vorgeſetzten, die er ſich anmaſsen wollte; ſo hatte er doch gewiſſe Vorrechte vor ihnen im Hauſe; er war der Primus inter pares. Denn wenn einer von ihnen der Equipage ſich bedienen wollte, ſo muſste er den Gouverneur, wenn auch nur der

guten Ordnung wegen, darum anſprechen. Wenn Bourbier in dieſem Verhältniſſe nicht wenigſtens Anwandlungen von Miſsmuth haben muſste, ſo iſt auch der unglückliche Ehemann, der nur Anſtandswegen mit ſeiner friedfertigen Ehegattin nicht von Tiſch und Bette geſchieden ſeyn will, vor allen Anwandlungen deſſelben ſicher. Denn hier wie dort kann es nicht an öftern Veranlaſſungen fehlen, in welchen der Muth angeregt, aber auch immer unterdrückt wird; und der Gemüthszuſtand, in welchem dieſes der Fall iſt, iſt es, den wir den Miſsmuth nennen [h]).

Bourbier's Ungeſchicklichkeit als Lehrers der Univerſalhiſtorie, die er ſelbſt wohl erſt zu ſpät inne wurde, hätte dieſen Miſsmuth immer mehr nähren müſſen, wenn er auch ſo glücklich geweſen wäre, ſie vor ſeinen Eleven zu verbergen. An Fleiſse bey ſeinem Unterrichte, liefs ein Mann, der ſo viel an ſeiner Selbſtbildung, wie er gethan, es gewiſs nicht fehlen; aber aller Fleiſs konnte nicht ſofort ſeine Ungeſchicklichkeit überwinden. Das muſste er ſelbſt nur zu ſehr fühlen, und ſein Miſsmuth hierin eine neue Nahrung finden. — Aber ſelbſt ſeinen Eleven fiel ſie auf. Schon das hätte ihn niederdrücken müſſen, auch wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, zum Geſpötte derſelben herabzuſinken.

---

h) S. Unterſ. über die Krankheiten der Seele, 2. Th. S. 296.

Aber nun vollends, die Eleven zeigten über Tiſch Kenntniſſe, die er nicht hatte; er ſahe ſich ſelbſt von ſeinen Eleven verdunkelt, und verdunkelt vor den übrigen Lehrern, über welche er ſich Anfangs hatte erheben wollen. Hier muſste ſein Miſsmuth in den gröſsten Unmuth übergehen. Im Miſsmuthe hat der Menſch noch das Gefühl ſeiner Kräfte; nur ſieht oder fühlt er jedesmal, wo er ſie anwenden will, ſich zu ſchwach, den Widerſtand zu überwältigen, gegen welchen er ſie aufbieten will; im Unmuth erliegt er dem Gefühle ſeiner Ohnmacht. Der Miſsmuth iſt dem Gefühle zu vergleichen, das wir haben, wenn wir wiederholt, aber immer vergeblich, unſere körperlichen Kräfte gegen etwas angeſtrengt haben; der Unmuth dem Gefühle der gänzlichen körperlichen Ermattung.

Daſs es zu dieſem Unmuthe mit dem armen Bourbier gekommen ſeyn müſſe, zeigt ſchon der Antrag, den er Herrn Schlözer machte, ſeine hiſtoriſchen Stunden zu übernehmen; ein Antrag, der ihm allerdings viele Ueberwindung koſten muſste, da er auch vor ihm, und am meiſten durch ihn, wenn gleich ohne des H. v. Schlözer Schuld, gedemüthigt war. Denn Schl. ſtatiſtiſche Stunden wurden ohne Ende und vor des unglücklichen Bourbiers Ohren gerühmt.

Alle Annehmlichkeiten des Hauſes, die zur Freude einluden und alles zur Freude ſtimmten,

konnten unter diesen Umständen nichts zu seiner Erheiterung thun. Die Quelle seines Misvmuths war einmal in dem Hause selbst, in dem er lebte. Alles, was dasselbe zum Wohlleben — Wohlleben im anständigsten und edelsten Sinne — darbot, und allen übrigen Hausgenossen gewährte, musste nicht allein ihm ungenieſsbar bleiben, sondern sein Leiden noch vermehren. Denn so natürlich es ist, dass der Unglückliche, in den gröfsern Leiden Anderer, wenn auch nur den Trost findet, dass sein Leiden noch nicht das gröfste ist; eben so natürlich ist es, dass das Glück Anderer die Last, unter welcher der Unglückliche seufzt, erschweren mus. Das Haus, in welchem Alles um dem armen B. einig, gesellig und jugendlich-froh war, musste um so mehr seinem Unmuthe in jedem Augenblicke neue Nahrung geben, da er einmal mit ihnen nicht einig seyn und werden konnte. Aber noch mehr, B. sahe sich in diesem so glücklichen Kreise, auf einem Posten, den er nicht ausfüllen konnte; hatte Pflichten übernommen, deren Erfüllung er nicht im mindesten gewachsen war; genofs dafür die Vortheile einer Lage, welche seinem Ehrgeize sonst empfindlich hätten schmeicheln müssen. Hier konnte es kein Wunder seyn, dass er eben so tief in seinen eigenen Augen gesunken seyn musste, als in den Augen seiner Kollegen und der Eleven, und dass zu seinem Unmuthe bald die Schwermuth sich gesellen musste.

Die Schwermuth oder der Zuſtand, in welchem der Menſch von einer traurigen Idee nicht abzubringen iſt, kann nur durch einen Unfall veranlaſst werden, der den Menſchen, als ein moraliſches Weſen, trifft [i]). Iſt der Unfall groſs und betrifft er den Menſchen nahe; ſo ſind Anwandlungen der Schwermuth unvermeidlich, wenn der Menſch nicht durch die Stärke ſeiner Vernunft, oder durch das ſonſt nicht zu beneidende Talent, alles in den Wind zu ſchlagen, vor ihnen geſchützt iſt. Was für ein Unfall hätte Bourbier'n näher angehen können, als der erzählte, und wie hätte er ihn, als ein moraliſches Weſen, näher betreffen können? — Denn niemanden, als ſich ſelbſt, hatte er es zuzuſchreiben, daſs er Pflichten übernommen hatte, zu deren Erfüllung es ihm an Kräften fehlte. Die Vorwürfe, die er ſich deshalb zu machen hatte, niederſchlagen konnte er wohl nicht; von der quälenden Idee ſich ſonſt loszureiſsen, ging auch wohl nicht; wenigſtens in dem Hauſe nicht, wo er unaufhörlich wieder daran erinnert wurde. Die Schwermuth zog bald einen Wahnwitz nach ſich. Bourbier weinte und träumte oft u. ſ. w.; aber wohl nicht allein über das Geſchehene; ſondern auch über die Folgen, die er davon für ſich befürchtete; denn er ſprach „von Sibirien, wohin

---

i) Unterſ. über die Krankheiten der Seele, 1. Th. S. 182.

Monſeigneur ihn nächſtens ſchicken würde.“ Dieſes war nicht mehr bloſse Schwermuth; denn die Schwermuth an ſich hindert den Menſchen noch nicht, richtig zu urtheilen und richtig zu handeln: es war mit der Schwermuth ſchon Wahnwitz verbunden, die Krankheit des Verſtandes, welche ſich in falſchen Urtheilen äuſsert, der mit jener in Verbindung ſchwermüthiger Wahnwitz genannt werden kann. Wie überhaupt die Schwermuth zum Wahnwitz führt, und wie insbeſondere zu Bourbiers Schwermuth ſich Wahnwitz geſellen muſste, iſt leicht einzuſehen. Der Schwermuth iſt es eigen, daſs ſie über einer Vorſtellung oder über einer Reihe von Vorſtellungen brütet. Es iſt daher ganz natürlich, daſs des Schwermüthigen Urtheile ſich hauptſächlich auf die Gegenſtände dieſer Vorſtellungen beziehen werden, oder vielmehr auf jene Gegenſtände eingeengt ſeyn werden. Sein Urtheil iſt aber nicht das freye Produkt des erwägenden, uneingenommenen Verſtandes, der die Gründe für und wider etwas würdigt; ſondern eine Verirrung des Verſtandes, der die Sache nur von Einer Seite ſieht, und deſſen Auge für jede andere Seite verſchloſſen iſt. Es iſt daher nur zu natürlich, daſs ſeine Urtheile nur höchſt zufälliger Weiſe wahr ſeyn können. Was hier von der Schwermuth geſagt iſt, gilt von Liebe und Haſs, Furcht und Hoffnung, mit Einem Worte, von allen Leidenſchaften und andern Gemüthszuſtän-

den, in welchen die Seele von einer Reihe von Vorſtellungen eingenommen iſt; nur daſs wir in dieſen Zuſtänden keine Krankheit ſehen, weil wir den Menſchen immer noch als die freye Urſach jener Zuſtände betrachten [f]). Denn in allen jenen Zuſtänden urtheilt der Menſch oft falſch, weil er bey der Sache immer nur die eine Seite derſelben in Betracht zieht, obgleich die andere eben ſo wenig dabey aus der Acht gelaſſen werden darf.

Und nun die Anwendung auf Bourbier — ſoll, denke ich, leicht ſeyn. Denn B. muſste ſich den allerdings gegründeten Vorwurf machen, als Lehrer der Geſchichte Pflichten übernommen zu haben, denen er nicht gewachſen war, und weil er hierdurch ſein Anſehen bey den Eleven unwiederbringlich verlohren hatte, ſich auch unfähig gemacht zu haben, die Pflichten als Gouverneur zu erfüllen. Moraliſch-ſtrafwürdig muſste er ſich in ſeinen Augen erſcheinen, und erſchien ſich auch ſo. Daſs, ohne ihm Unrecht zu thun, ihm auch ſeine Stelle als Gouverneur, und mit ihr vielleicht das ganze Glück, welches er gemacht hatte, genommen werden könne, muſste er ſich geſtehen. Wäre Bourbier bloſs bey dieſem Gedanken ſtehen geblieben, und hätte er ſich dabey auch allen quälenden Gefühlen, die von

f) Unterſ. über die Krankheiten der Seele, 1. Th. S. 272.

dieſem Gedanken bey ihm aufgeregt werden muſsten, Preiſs gegeben; ſo wäre er bloſs ſchwermüthig, noch nicht wahnwitzig geweſen; aber es bedurfte nur eines kleinen Schritts zum Wahnwitz. Der Unterſchied zwiſchen der moraliſchen Strafwürdigkeit und der bürgerlichen Strafbarkeit, iſt viel zu fein, als, daſs er von einem Manne, in Bourbiers Lage, in Betracht gezogen werden könnte. War einmal die eine mit der andern verwechſelt, ſo war es natürlich, daſs er die verdiente Strafe erwartete, und von wem anders als von Monſeigneur? Denn nur von dieſem hätte er rechtlich in Anſpruch genommen werden können. Daſs Monſeigneur, bey aller ſeiner Macht, ihn nicht ſtrafen und zur Strafe nach Sibirien ſchicken könne, konnte ein Mann in ſeiner Lage nicht bedenken.

In des Herrn v. Schlözer Erzählung iſt der bisher bemerkte Gang von B — s Gemüthszuſtande in der letzten Zeit angedeutet. Erſt wurde er tiefſinnig; dann melancholiſch oder ſchwermüthig. Tiefſinnig kann man ſeyn, ohne ſchwermüthig zu ſeyn, obgleich von der Schwermuth der Tiefſinn unzertrennlich iſt. Denn tiefſinnig iſt derjenige, der einer Vorſtellung oder einer Reihe von Vorſtellungen unabläſſig nachhängt; wenn man unter Tiefſinn einen habituellen Zuſtand verſteht. Tiefſinnig kann jemand ſo ſeyn, weil er über einer Angelegenheit, die ihn ſehr nahe angeht, ſein ganzes Nachdenken aufbietet; vielleicht

ein Uebel zu entfernen. Je gröfser ihm das Uebel fcheint, dem er entgehen mögte, um fo angelegentlicher und gefliffentlicher wird er feinen Gedanken nachhängen. Erft wenn er über allem vergeblichen Hin - und Herfinnen ermüdet ift, und der Gedanke an jenes Uebel fich feiner zu fehr bemächtigt hat, als dafs er fich deffelben entfchlagen könnte, tritt die Schwermuth ein. Zu denken findet er hier nichts neues mehr; aber defto ftärker drückt ihn die Laft der marternden Gefühle, die jener Gegenftand erregt. Sie von fich zu wälzen, fehlt es ihm nicht am Willen; wohl aber meiftens an Kraft. Daher wird es begreiflich, dafs die Schwermuth fo leicht in den gerade entgegengefetzten Zuftand, in die Narrheit, übergeht, wo der Menfch eine Vorftellung, bey deren Wahrheit er fich glücklich fühlen würde, gefliffentlich bey fich zu beleben fucht, und fich oft dadurch eine neue Welt ganz nach feinem Kopfe fchafft g).

Bis der Tieffinn in Schwermuth ausbricht, ift er ein gefliffentlich unterhaltener Zuftand, fo blofs leidentlich er hernach ift. Diefen Uebergang fehen wir bey B. gleichfam vor unfern Augen. Er hört eines franzöfifchen Lehrers erwähnen, der Bedienter gewefen, glaubt fich gemeint, und denkt, auch anderwärts eben fo der Gegen-

g) Unterfuchungen über die Krankheiten der Seele, 2. Th. S. 300.

ſtand des Geſprächs zu ſeyn, wie jener hier. Das Geſchehene für die Zukunft wenigſtens ungeſchehen zu machen, mogte bis jezt das Problem ſeines Tiefſinns geweſen ſeyn; allein, jetzt mit einem Male ſtellt es ſich ihm als unmöglich dar. Er bricht in helle Thränen aus, in die helle Thräne, die immer den jähen Uebergang von einer entgegengeſetzten Empfindung zur andern bezeichnet [h]).

Bis jezt habe ich B. ſchwermüthigen Wahnwitz nur in ſeinem Entſtehen betrachtet und zu zeigen geſucht, wie derſelbe ſich aus ſeinen Urſachen entwickelt; denn dieſes ſchien mir nöthig, um die Behandlung deſſelben richtig würdigen zu können. Vielleicht bin ich hierin für manche Leſer viel zu weitläuftig geweſen; gewiſs aber nicht für alle oder auch nur den gröſsten Theil derſelben. Doch dieſes ſey auch. Verdienen wollen habe ich den Vorwurf einer zu groſsen Weitläuftigkeit natürlich nicht; aber ihn verdient zu haben, ſollte mir dennoch nicht ſo unlieb ſeyn. Denn es würde ein Beweis ſeyn, daſs die Pſychologie bey den Meiſten nicht mehr ſo weit von dem Leben entfernt iſt, als ich es mir bis jezt wenigſtens einbildete. Hätte ich jenes Vorausſetzen zu dürfen geglaubt; ſo hätte ich es mir gewiſs nicht ſauer werden laſſen, jenen Vorwurf zu verdienen.

---

h) Siehe unten die Anmerkung A.

In der Schwermuth, in welcher wir Bourbier sehen, hätte er keinen bessern Arzt finden können als Hrn. Schlözer. Zu diesem hatte er einmal ein Zutrauen gefafst, und hatte gegen ihn eine besondere Achtung. B — s Zutrauen zu Hrn. Schl. zeigt sich darin, dafs er in den Stunden der gröfsten Unruhe zu ihm flüchtete. Seine Achtung gegen denselben hatte wohl nicht darin allein ihren Grund, dafs Hr. Schlözer seine französischen Aufsätze von ihm korrigiren liefs, sondern beruhete wohl auf einem andern und kräftigern Grunde, auf Hrn. Schl. Rechtschaffenheit, Zuverläfsigkeit und der Theilnahme, die derselbe an seinem Schicksale nahm; wenn sie gleich durch jenen Umstand und auf eine für den Unglücklichen wohlthuende Art verstärkt wurde.

Von allen Lehrern nemlich, die neben B. am Institute angestellt waren, wurde er von keinem so sehr verdunkelt als von Hrn. Schlözer. Allein gerade dieser Mann liefs von Bourbier seine französischen Aufsätze durchsehen, und gestand dem armen niedergedrückten Mann, über dem er sonst so weit hervorragte, eine Ueberlegenheit über sich zu, und in einer Sache, die in den Augen desselben einen so grofsen Werth hatte. Hiedurch wurde derselbe gleichsam zu einer gewissen Achtung gegen sich selbst genöthigt. Die Achtung, die ein Mensch, mit Recht oder Unrecht, gegen sich selbst hat, hat keine sichere Stütze als seine Achtung gegen Andere, über welche er sich

glaubt erheben zu können. Eben deshalb mufste hiedurch B — s Achtung vor H. Schl. einen neuen Zuwachs erhalten. Die Beruhigungsgründe, mit welchen diefer ihn aufzurichten fuchte, mufsten des armen B — s Grillen, dafs Monfeigneur ihn nach Sibirien fchicken werde u. f. w. fchon losmachen; und eine Bouteille Pontac im Weinhaufe mufste fie wegfchwemmen. Aus den Wirkungen des Weins ift diefes begreiflich. Diefer gibt, wie jedes Raufchmittel anfänglich, den einzelnen Vorftellungen mehr Lebhaftigkeit, dann befchleunigt er die Succeffion derfelben, und diefer befchleunigte Gang der Vorftellungen kann mit dem fchwerfälligen Gange derfelben in der Schwermuth nicht beftehen. Eins mufs dem andern weichen. Nimmt man hiezu noch, dafs der Wein das Gefühl des körperlichen Wohlfeyns unterhält; fo dürfen wir uns nicht wundern, dafs B— felbft über feine ängftlichen Grillen lachen konnte.

Aber warum ging B. in das Weinhaus? In dem Haufe, worin er lebte, fehlte es nicht an Pontac, vielleicht auch nicht an befferm Weine, und die Difpofition über den Keller fchien er nach dem vorhergehenden zu haben? — Das Haus felbft, in dem er lebte, würde ich antworten, war ihm verhafst, weil in demfelben alles ihn zu den niederfchlagendften Erinnerungen führte. Der Wein, den er hier genoffen hätte, würde feine Grillen nur mehr aufgefrifcht haben, weil er in und unter den Grillen

getrunken wäre. Man darf ſich daher nicht wundern, daſs der Unglückliche dem Wein jedesmal nur Eine ruhige Nacht verdanken konnte. Denn die für ihn beruhigenden Vorſtellungen, denen der Wein auſser Hauſes Eingang verſchafft hatte, wurden durch alles, was er zu Hauſe den Tag darauf von neuem ſahe und hörte, wieder unterdrückt. Vielleicht wäre er völlig wieder hergeſtellt, wenn man ihn aus dieſem Hauſe und in andere Verhältniſſe, in welchen er übrigens Urſach gehabt hätte, mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn, hätte verſetzen können. Allein das Uebel, das vielleicht noch nicht unheilbar war, muſste die furchtbare Höhe erreichen, unter welcher er ſich demſelben gewaltſam entzog, da man zu dem verkehrten Mittel griff, vielleicht dazu greifen muſste, weil für den Unglücklichen nirgend ein Zufluchtsort war, als in ſeinem Vaterlande. Vielleicht auch, daſs B. hierhin in der Unruhe ſeiner Seele flüchten wollte. —

Allein Bourbier hatte auſser ſeinem Vaterlande ein Glück gemacht, das in demſelben für ihn wohl nicht zu finden geweſen wäre. Die Seinigen waren vielleicht auf ihn ſtolz, ehrten in ihm auch wohl eine Stütze ihrer Familie, wie man wenigſtens aus dem Umſtande vermuthen muſs, daſs er noch in geſunden Tagen ſeinen Bruder hatte zu ſich kommen laſſen. Vor dieſen ſoll er nun erſcheinen, vielleicht gar ihrer Gnade leben. Dieſe Demüthigung war viel zu hart, här-

ter als alles, was er bisher hatte empfinden müssen. Dieses scheint wenigstens der Umstand zu bestätigen, dass er erst in der Nähe der französischen Küste seinem traurigen Leben ein Ende machte. — Auf dem offenen Meere selbst dachte er vielleicht nur an seine Entfernung aus seiner bisherigen Lage, noch nicht an sein Vaterland selbst. Je näher er diesem kam, je lebhafter musste der Gedanke an alle Demüthigungen, mit welchen die Rückkehr in sein Vaterland ihn bedrohte, für ihn werden, bis er dem Drucke desselben unterlag.

Man würde unstreitig falsch schliessen, wenn man glauben wollte, auch in jeden andern Verhältnissen, und unter jeden andern Umständen, als welche durch die vorhergehende Erzählung entweder historisch gewiss, oder ihrentwegen doch als wahrscheinlich anzunehmen sind, würde Bourbier falsch behandelt worden seyn, wenn man, um seine Schwermuth zu heilen oder sie zu lindern, ihn in sein Vaterland zurückgeführt hätte. Man gebe seiner Schwermuth z. B. eine andere Ursach, und setze ihn in andere Verhältnisse; man lasse ihn, z. B. über unverdiente Kränkungen, oder über erlittene Ungerechtigkeiten schwermüthig werden; oder lasse ihn schon vor seiner Reise nach Russland in seinem Vaterlande eine ausgezeichnete Achtung genossen haben, die er jezt wieder zu finden hoffen darf, und dabey alle Mittel haben, die ihm daselbst ein unabhängiges

Leben zugesichert hätten: so würde er unstreitig eben so sehr sich in sein Vaterland zurückgesehnt, und immer mehr und mehr hingesehnt haben, je näher er demselben gekommen, als er sich jezt von dem Orte seiner qualvollen Leiden wegsehnte i).

Noch hätte ich mich, versprochener Maasen, darüber zu erklären, warum ich Bourbier's Krankheit, wie wir wenigstens in ihrer letzten Periode gesehen haben, schwermüthigen Wahnwitz nenne. Allein ich sehe, dass ich hierüber viel zu viel zu sagen hätte, um diesen schon zu langen Aufsatz damit noch zu verlängern. Es sey also einem der folgenden Stücke vorbehalten, in welchem ich einige Betrachtungen über den Wahnwitz und Wahnsinn, ihren Unterschied und Zusammenhang mitzutheilen denke.

Anmerkungen.

A) Lachen und Weinen sind nicht Ausdrücke reiner und ungemischter, sondern vermischter Empfindungen. Lust und Unlust sind immer in dem Gemüthszustande, der vom Lachen oder Weinen begleitet wird, verbunden, wie wenigstens schon Descartes (de animi passionibus Art. 124. 125. 129 — 131.) bemerkt hat. Die physiologische Erklärung, die er davon

---

i) Siehe Anmerkung B.

gibt, geht mich hier nichts an. Nur meine Bemerkung mögte ich gerechtfertigt sehen, weil, wenn sie gegründet ist, sie uns Bourbiers Gemüthszustand darlegt. Den gemischten Gefühlen liegt immer eines Theils eine Vorstellung zum Grunde, die uns für sich allein mit Lust, und andern Theils eine Vorstellung, die für sich allein uns mit Unlust erfüllen würde; durch die Verbindung dieser beyden Ursachen, vermischt oder vermengt sich, nach Verschiedenheit der Umstände, die eine mit der andern Empfindung. Beyde vermischen sich, wenn sie gleichsam in ein Drittes zusammenfliessen, wie Flüssigkeiten, die man zusammengiesst; sie vermengen sich, wenn in einem nicht ganz momentanen Zustande die eine mit der andern wechselt. Ob das erste oder andere ist, zeigt sich an der Art des Lachens und des Weinens selbst.

Ist das Lachen oder Weinen gehaltener, so sind die Lust oder Unlust bey ihnen gemischter; ist es heftiger, so mengen sich beyde, die Lust und Unlust, mehr mit einander. Das selbstgefällige Lachen der Eigenliebe, und die Thräne des gerührten Mitleids beweiset das erste. Der Eigenliebige, bey seinem Lächeln, weidet sich an seinen Vorzügen vor Andern. Mängel als Mängel, erregen die Unlust, die wir mit dem Nahmen des Missfallens belegen. Dieses Miss-

fallen

fallen an dem Andern nähret aber sein Wohlgefallen an seiner eignen Person. Eins ist mit dem andern vermischt, oder eins folgt auf das andere mit einer Geschwindigkeit, bey der unsern Augen alle Succession entwischt.

Eben dasselbe gilt von der Thräne des gerührten Mitleids. Die Vollkommenheit desjenigen, den wir bemitleiden, und das Uebel, das ihn betroffen, beyde wirken zu der Empfindung des Mitleids zusammen. Wohlgefallen an der Person des Bemitleideten, und wäre es auch nur das Wohlgefallen, das uns die menschliche Natur abnöthigt, und Traurigkeit fliessen hier eben so in einander.

Das Lachen und Weinen, in welches der Zorn ausbricht, ist ein Beweis, dass in dem einen wie dem andern Falle Lust und Unlust mehr mit einander vermengt als vermischt sind.

Bricht der Zorn in lautes Lachen aus; so hat der, gegen den er gerichtet war, gewiss keine weitern Gewaltthätigkeiten von seinem Gegner zu besorgen, wenn er denselben nicht von neuem reitzt. Bis dahin war die Unlust über die erlittene Beleidigung herrschend in der Seele des Aufgebrachten; mit ihr waren vielleicht Anstrengungen, die Beleidigung zu

rächen, verbunden. Die Empfindung des Zorns ist allerdings schon gemischt; das Unangenehme war hier aber noch überwiegend; in dem Augenblicke, wo das Lachen ausbricht, erscheint der Gegner alles Zorns und aller Rache unwerth. Eben daher ist es begreiflich, dafs dieses Lachen um so heftiger seyn wird, je stärker bis dahin die Aufwallungen des Zorns waren, und je unbedeutender der Gegner erscheint. Anders, aber doch auf eine ähnliche Art, verhält es sich mit den Thränen, in welche der Zorn ausbricht. Denn dieses wird immer nur der Fall seyn, wo der Zornige seine Ohnmacht, sich zu rächen, inne wird. Je aufgebrachter er vorher war, je mehr er auf Rache sann, je plötzlicher ihm endlich sein Unvermögen einleuchtet, um so gewaltsamer ist der Ausbruch seiner Thränen. Wer hat das nicht an alten Weibern und an Kindern bemerkt?

Dieses Lachen und Weinen bezeichnet immer den plötzlichen Uebergang von einer zu der andern entgegengesetzten Empfindung, oder von dem Zustande, in welchem die Lust überwiegend war, in den Zustand der überwiegenden Unlust, oder umgekehrt. Dieses vorausgesetzt, sehen wir in Bourbiers hellen Thränen seinen bisherigen Tiefsinn in Schwermuth ausbrechen. Bis dahin lebte er noch in der

Hoffnung, das Vorgefallene ungeſchehen zu machen oder in Vergeſſenheit zu bringen; dieſe Hoffnung ſieht er nun mit Einem Male vernichtet. Hoffnung als Hoffnung, oder das Vergnügen über ein zukünftiges Gut iſt ein angenehmer Gemüthszuſtand, das Miſsvergnügen über die Vernichtung derſelben ein unangenehmer.

B) Bedarf dieſes eines Beweiſes; ſo liefert ihn die Geſchichte in einer bekannten Begebenheit. König Franz I. von Frankreich, war in der Schlacht bey Pavia im Jahre 1525 am 24ſten Febr. in Kaiſer Kárls V. Gefangenſchaft gerathen, und ſollte ſeine Freyheit nur auf Bedingungen haben, die mit ſeinen Pflichten als König ſo unvereinbar waren, als ſie ſeinen Hochſinn empörem muſsten. Am ſchmerzlichſten muſste es ihm ſeyn, daſs er Karl V. auſser andern Provinzen, die Provence und die Dauphinée abtreten ſollte, damit aus denſelben für den Connetable von Bourbon, der ſich gegen ihn empört hatte, und als ein Meineidiger zu Karl V. übergangen war, ein unabhängiges Königreich errichtet würde. Dieſe Bedingungen wurden dem unglücklichen Könige von Karl V. durch den Grafen von Roeux eröffnet. — „Als Franz“ ſagt Robertſon, „der ſich „bisher geſchmeichelt hatte, der Kaiſer wür„de ihm mit dem Edelmuthe, den ein Fürſt

„ dem andern ſchuldig iſt, begegnen, dieſe „ harten Bedingungen hörte, gerieth er vor „ Zorn auſser ſich, zog mit Ungeſtüm ſeinen „ Dolch aus, und rief: Beſſer wäre es, daſs „ ein König ſo ſtürbe. Alarcon (ein ſpaniſcher General, der den König bewachte) „ fiel ihm „ in die Arme. Er erhielt zwar bald wieder „ eine gröſsere Faſſung, er erklärte ſich gleich- „ wohl auf die feyerlichſte Weiſe, er wolle „ lieber Zeitlebens gefangen ſitzen, als ſeine „ Freyheit mit ſo ſchimpflichen Bedingungen „ erkaufen.“ — Bis dahin war der unglückliche König auf dem feſten Schloſſe Pizzighitone, nahe bey Cremona, aufbewahrt. Er bildete ſich feſt ein, die Vorſchläge, die ihm Roeux gethan, können nicht unmittelbar von dem Kaiſer ſelbſt kommen, ſondern wären bloſs von der harten Politik ſeiner ſpaniſchen Miniſter eingegeben, und hoffte, wenn er eine perſönliche Unterredung mit dem Kaiſer haben könnte, denſelben zu billigern Bedingungen beſtimmen zu können. „In dieſer Einbildung, ſagt „ R., die ihm eine zu günſtige Meynung von „ dem Charakter des Kaiſers eingab, erbot er „ ſich, nach Spanien zu gehen, und dieſer „ hochmüthigen Nation daſelbſt zum Spektakel „ gezeigt zu werden.“ — Sein Wunſch, nach Spanien gebracht zu werden, wurde ihm gewährt; allein in ſeinen Hoffnungen fand er ſich auf das empfindlichſte getäuſcht. Denn

Franz wurde auf Befehl des Kaifers in der Alcazer von Madrit aufbewahrt, und von Karl mit einer unfürftlichen Härte behandelt. „Der „ gefangene König, fagt der Gefchichtfchreiber, „ war in einem alten Schloffe eingefperrt, unter „ einem Schliefser, deffen abgezirkelte und „ rauhe Manieren feine Wachfamkeit noch „ verdriefslicher machten. Ihm war keine an„ dere Leibesübung erlaubt, als dafs er auf „ einem Maulthier, umringt mit einer gerüfte„ ten Wache zu Pferde, ausreiten durfte. Karl „ hatte unter dem Vorwande, dafs er den in „ Toledo verfammelten Cortes nothwendig „ beywohnen müfste, feinen Sitz in diefer „ Stadt aufgefchlagen, und liefs viele Wochen „ verftreichen, ehe er einmal diefen gefange„ nen Fürften befuchte, obgleich derfelbe, um „ eine Unterredung mit ihm, mit anhaltender „ unterwürfiger Zudringlichkeit anfuchte.“ — Die Wirkung, die diefe Behandlung auf den unglücklichen König hatte, befchreibt Robertfon im Folgenden: „Ein fo daurendes unwürdiges „ Begegnen, machte auf diefen hochdenken„ den Fürften einen tiefen Eindruck. Er fing „ an, allen Gefchmack an feinen gewöhnlichen „ Beluftigungen zu verlieren; feine natürliche „ Fröhlichkeit verliefs ihn; und nach einer „ langwierigen Mattigkeit fiel er in ein gefähr„ liches Fieber, während deffen er fich unauf„ hörlich über die unerwartete unfürftliche Här-

„ te beklagte, mit welcher man ihm begegnete,
„ und oft ausrief: nun würde der Kaiſer bald
„ die Freude haben, daſs er in ſeinen Händen
„ ſtürbe, ohne daſs er ihn jemals gewürdigt
„ hätte, ſein Geſicht zu ſehen. Endlich fingen
„ die Aerzte an, an ſeinem Leben zu verzwei-
„ feln.“ — — Um nicht alle Vortheile, die der Kaiſer aus Franzens Gefangenſchaft gewinnen könnte, zu verlieren, willigte er, nachdem er den unglücklichen König beſucht hatte, in etwas billigere Bedingungen, unter welchen derſelbe ſeine Freyheit haben ollte. Dieſe waren indeſſen immer noch hart, und hätten auch für einen weniger ehrſüchtigen Fürſten, als Franz, äuſserſt demüthigend ſeyn müſſen. Dieſe Bedingungen ſollten von dem Könige, wenn er in Freyheit geſetzt wäre, erfüllt, und bis dahin dem Kaiſer zu ſeiner Sicherheit, der Dauphin und des Königs zweyter Sohn, der Herzog von Orleans als Geiſseln gegeben werden. — Der König trat hierauf die Reiſe in ſein Reich an. Doch hier mag der Geſchichtſchreiber ſelbſt reden. „Franz, ſagt R., ver-
„ lieſs Madrit, einen Ort, der ihm die Erinne-
„ rung mancher Drangſale vor allen andern
„ verhaſst machte, mit der Freude, die in ſol-
„ chen Umſtänden natürlich iſt, und trat end-
„ lich die ſehnlichſt gewünſchte Reiſe nach ſei-
„ nen Ländern an. Er wurde von einer Garde
„ zu Pferde, die Alarcon anführte, begleitet,

„ und je näher der König an die Gränze von
„ Frankreich kam, um ſo viel mehr hüthete
„ ihn dieſer mit einer pünktlichen Genauig-
„ keit, die gröſser war als ſie jemahls gewe-
„ ſen. Als er an den Fluſs Andäye, der beyde
„ Königreiche von einander abſondert, an-
„ kam, zeigte ſich Lautrec (ein franzöſiſcher
General) „ an dem gegenſeitigen Ufer mit
„ einer Bedeckung zu Pferde, die eben ſo
„ ſtark war als die Alarconiſche. Mitten auf
„ dem Strom ſtand eine Barke vor Anker; das
„ Gefolge ſtellte ſich an beyderſeitigen Ufern in
„ Ordnung. Zu gleicher Zeit fuhr Lannoy
„ mit acht Edelleuten von der Spaniſchen, und
„ Lautrec mit einer gleichen Anzahl von dem
„ Franzöſiſchen Ufer; jener hatte den König
„ und dieſer den Herzog von Orleans und den
„ Dauphin in ſeinem Bote. Sie trafen auf
„ dem ledigen Schiffe zuſammen. Die Aus-
„ wechſelung geſchahe in einem Augenblicke,
„ und Franz ſprang nach einer kurzen Umar-
„ mung ſeiner Kinder, in Lautrec's Schiff und
„ ſtieg am Franzöſiſchen Ufer aus. Sogleich
„ warf er ſich auf ein Türkiſches Pferd,
„ ſchwang ſeine Hand über ſeinem Kopf, und
„ rief mit freudiger Stimme zu verſchiedenen
„ Malen: Nun bin ich wieder König!
„ flog in vollem Galopp nach St. Jean de Luz
„ und von da nach Bajonne. Dieſe Begeben-
„ heit, die die Franzöſiſche Nation eben ſo un-

„ geduldig gewünſcht hatte, als ihr König,
„ traf ein den achtzehnten März Eintauſend
„ Fünfhundert und ſechs und zwanzig, ein
„ Jahr und zwey und zwanzig Tage nach der
„ unglücklichen Schlacht bey Pavia.“ (Robertſon's Geſchichte Kaiſer Karls V., überſetzt von Remer, zweyte Aufl. 2 Thle. S. 319 — 355.)

J. C. Hoffbauer.

IV.

Krankheits - Geſchichte

des Chevalier de Q. . .

ehemaligen Sp. Geſandten in D.

Der Chevalier de Q., fünf bis acht und vierzig Jahre alt, von äuſserſt lebhaftem und ſelbſt heftig-choleriſchem Temperamente, hatte von ſeiner Jugend an in der groſsen Welt gelebt, und alle Vergnügen derſelben in vollem Maaſse genoſſen. Seine Lebhaftigkeit hatte ihn zu Ausſchweifungen in der Liebe fortgeriſſen, welche mehr als einmal veneriſche Anſteckungen zur Folge gehabt hatten. Von dieſen wurde er indeſſen glücklich geheilt, die letzte ausgenommen. Denn dieſe hatte bereits ſeit zehn Jahren einen äuſserſt ſtarken, jedoch farben- und geruchloſen Ausfluſs aus der Harnröhre zurückgelaſſen, der ihn indeſſen zum Beyſchlafe nicht unfähig gemacht, noch ſonſt einen nachtheiligen Einfluſs auf ſeine ſtarke körperliche Conſtitution, oder ſeinen Gemüthszuſtand gehabt hatte.

Im Jahr 1797 klagte er über eine drückende Empfindung in der Gegend der Leber und über vorübergehende rheumatiſchen Schmerzen im ganzen Körper, welche ſich beſonders in der Gegend der

Nieren am heftigsten äufserten. Sein damaliger Arzt hielt diese Beschwerde für hämorrhoidalisch, und liefs ihn dagegen das Karlsbad, und darauf einige Bäder in Töplitz brauchen. Obgleich der Kranke Ursach zu haben glaubte, weder mit dem Karls - noch mit dem Töplitzer Bade zufrieden zu seyn; so gereichte ihm doch die Hoffnung, den guten Effekt davon erst später, und vorzüglich nach dem im nächsten Jahre wiederholten Gebrauch derselben, an sich zu erfahren, zum grofsen Troste. Allein drey Tage nach seiner Ankunft in D., wurde er in der Nacht von einem heftigen Froste befallen, der über zwey Stunden dauerte, und nach welchem die ganze rechte Seite beynahe gefühllos und etwas gelähmt wurde. Der Kopf hatte dabey nicht im mindesten gelitten. Dieser Zufall wurde indessen unglaublich schnell, und ohne Anwendung vieler Medikamente, beynahe innerhalb vier und zwanzig Stunden gehoben, gab aber zu der wichtigen Gemüthskrankheit Anlafs, welche ich hier mittheile.

Das Gewissen des Kranken, welches so viele Jahre hindurch in tiefem Schlummer gelegen hatte, war durch den unerwarteten Zufall aufgeschreckt. Der Kranke sieht sich in seinem zurückgelegten Leben um, peinigt sich mit dem Bilde aller Vergehungen und Verirrungen, deren er sich schuldig dünkt; das Gewissen dringt in ihn, wenigstens seine Seele zu retten, wenn dieser Zufall sich wie-

der einſtellen ſollte.—Der Kranke ſuchte den Beyſtand ſeines Beichtvaters. Allein Unvermögen des Unglücklichen, aus den Troſtgründen deſſelben Linderung zu ſchöpfen, oder Fanatismus des Beichtvaters, drückten ihn noch tiefer nieder. Die Hoffnung, ſein Leben zu erhalten, war beynahe erloſchen, und die Hoffnung, ſeine Seele zu erretten, ganz aufgegeben.

Von nun an nahm der Zuſtand des Chev. eine ganz andere Wendung. Der Chev. wurde niedergeſchlagen, nachdenkend und ſtill; und dieſe lethargiſche Erſcheinungen konnten durch nichts als durch die heftigſten Nervenerſchütterungen, die ſich öfter des Tages einſtellten, unterbrochen werden, Aerzte beſuchten ihn, und verordneten Medikamente; allein umſonſt, denn dieſe Erſcheinungen kamen alle von der Seele. Sie waren das Reſultat des Pfaffen - Fanatismus, der ſich des ohnehin mit keinen reellen Kenntniſſen verſehenen Mannes völlig bemächtigte, den Zeitpunkt benutzte, und den Aberglauben deſſelben, in dem allein er von ſeiner Kindheit an aufgewachſen war, miſsbrauchte. Sie waren in der Unmöglichkeit der Ausführung von etwas gegründet, was die Halsſtarrigkeit des Beichtvaters, wenn die Seele gerettet werden ſollte, ſchlechterdings ausgeführt wiſſen wollte, und welches wenigſtens ohne Verluſt an Ehre nicht ausgeführt werden konnte. Eine ganze Bibliothek, von mit unter freylich luſtigen Büchern,

wurde verbrannt, und eine prächtige Sammlung Herkulaniſcher Gemälde, theils dem Feuer Preiſs gegeben, theils aus dem Zimmer des Büſsenden verbannt. Heilige Bilder dekorirten nunmehr die Wohnung des Chevalier, und Gebetbücher waren ſeine einzige Beſchäftigung.

Dieſer Zuſtand dauerte drey Monate fort. Alles war vergebens angewandt, den Zuſtand des Kranken zu mildern; ſelbſt die Bemühungen des Beichtvaters, der, weil er ernſtliche Vorwürfe über ſein Verfahren hatte hören müſſen, jetzt nachgiebiger ſchien. Unter dieſen Umſtänden konnte der Chevalier die Pflichten, die ihm in ſeinem Poſten oblagen, nicht mehr erfüllen. Es war daher ſeinen Bekannten, von dem Arzte und dem Beichtvater unterſtützt, um ſo leichter, ihn zu bereden, bey ſeinem Hofe die Erlaubniſs zu einer Reiſe nachzuſuchen, um in einem andern Klima, allenfalls in S. ſelbſt, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Dieſe wurde ihm gleich und ohne alle Einſchränkung ertheilt, und er lieſs, obgleich ungern, die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe treffen. Ich wurde erſucht, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten, und am 13ten März ging die Reiſe vor ſich und nach S... In den erſten acht Tagen unſerer Reiſe fiel nichts vor, was hier eine Erwähnung verdiente. Die Abweſenheit des Beichtvaters, die Abwechſelung der Gegenſtände, das Geſpräch, welches ich, da ich mit ihm in einem Wagen fuhr, zu unterhalten, und auf gleichgül-

tige Gegenstände zu leiten, mir angelegen seyn liefs, selbst die schlechten Wege: alles dieses beschäftigte ihn mehr, als die ihn in D. folternden Ideen. Ich wufste auch schon die Gebetbücher, womit ihn der Beichtvater versehen hatte, auf eine geschickte Art zu verstecken, um seiner Zerstreuung mehr Raum zu geben. Zu meinem Vergnügen merkte ich auch, dafs er den vierten Tag nicht mehr daran dachte. Noch mehr, ich beredete ihn in einer freyen Reichsstadt, durch welche unsere Reise ging, zum Spieltische zu gehen, und am Spiele Theil zu nehmen. Dieses wiederholte er den folgenden Tag von selbst. Allein, je näher wir der Gränze des Landes, welches das Ziel unserer Reise war, kamen, um so mehr Widerwillen äufserte er, seine Reise zu vollenden. Ja, eines Morgens, äufserte er nach dem Frühstück, da er uneingeschränkten Urlaub hätte, sich dahin zu begeben, wo seine Gesundheit am besten und geschwindesten wieder hergestellt werden könnte, seiner Reise eine andere Richtung geben zu wollen. Allein er änderte bald darauf seinen Entschlufs. Was wird mir das helfen, sagte er, ich kann nirgends demjenigen entgehen, was mich erwartet. Allein von nun an änderte sich sein Blick. Er sprach und afs wenig, und schlief gar nicht. Sobald wir Abends in einem Gasthofe anlangten, liefs er Fenster und Thüren fest zu machen, und lauschte dann durch die Risse und Löcher derselben. Als ich einstmals

ziemlich ſpät in der Nacht, unerwartet, weil ich ihn herumgehen hörte, in ſein Zimmer hineintrat, und ihn fragte, warum er noch nicht zu Bette wäre, antwortete er ganz erblaſst, und mit ſtierem Blick: ob ich nicht wiſſe, daſs das ganze Haus mit Militär umgeben ſey, um ihn in Verhaft zu nehmen. Meine und ſeines Privat-Sekretärs, eines rechtſchaffenen Mannes, Bemühungen, ihn durch allerley Mittel und Vorſtellungen von dem Gegentheil zu überzeugen, waren völlig fruchtlos, und was noch betrübter war, er fing an gegen uns ſelbſt, beſonders gegen den Sekretär, miſstrauiſch zu werden. Die ganze Nacht wurde ſo hingebracht. Wir muſsten ſchrecklicher Scenen gewärtig ſeyn; allein was war zu thun? Wir ſetzten mit Anbruch des Tages unſere Reiſe fort. Gern wäre er, wo möglich, von uns ſelbſt unbemerkt in den Wagen geſtiegen. Alles, dem wir unterwegs begegneten, kam ihm verdächtig vor, als wenn alles, ſelbſt die Viehhirten, Königlichen Befehl hätten, ihn bey dem Eintritt ins Land gefangen nach der Hauptſtadt zu bringen. Selbſt die Höflichkeit eines Kommiſſärs des damaligen franzöſiſchen Direktoriums, machte an der Gränze von S. einen ſchrecklichen Eindruck auf ihn. Der Weg, der damals ſehr ſchlecht war, ging nämlich durch einen zu der Zeit ſehr angeſchwollenen Bach, der S. von Frankreich ſcheidet. Um dem Chevalier, als einer Perſon von ausgezeichnetem Stande, die

einer befreundeten Macht angehörte, eine Ehre zu erweifen, hatte der Kommiffär etliche Bürger beordert, dem Wagen zur Seite zu gehen. Anfangs fchien der Chevalier über diefe Begleitung niedergefchlagen und traurig zu feyn; dann wurde er auf einmal fo heftig, dafs ich, da ich bey ihm im Wagen fafs, darüber die gröfste Angft empfand. Vergebens fuchte ich ihn von den guten Abfichten des Kommiffärs zu überzeugen. Er fahe die Begleitung für eine militärifche Eskorte an, und blieb fo lange bey dem Gedanken, bis ich die Leute für ihre Mühe reichlich in feinem Nahmen belohnte, und fie mit einem Kompliment an den Kommiffär entliefs. Jezt fchien er etwas ruhiger. Allein diefe Ruhe dauerte nur eine kleine Stunde. Denn nunmehr fahe er fich innerhalb der Grenzen des Landes, wohin er zu kommen fich fürchtete. Jeden Schäfer auf den Pyrenäen fahe er für eine Militärperfon an, begegnete demfelben mit Ehrfurcht und fragte ihn: ob er nicht irgend einen Befehl in Rückficht feiner vom Könige hätte? Der äufserft fchlechten Wege halber mufsten wir fehr langfam fahren, und mehrmals aus dem Wagen fteigen. Einmal, als wir fo den Wagen hatten verlaffen müffen, und alle, aufser ihm, damit befchäftigt gewefen waren, den Wagen, mit Hülfe einiger Bauern, durch einen Bach zu bringen, vermifsten wir den Chevalier. Wir fuchten und riefen ihn vergebens, bis wir ihn herumirrend in einem Gehölze auf

den Pyrenäen entdeckten. Wir eilten zu ihm hin; aber wie viele Mühe und Noth hatten wir nicht, ihn in die nahe Schenke zu bringen. Hier mufsten wir uns zu übernachten entfchliefsen, weil es unmöglich war, den Ort zu erreichen, wo wir unfer Nachtquartier hatten nehmen wollen. Wir hatten ihn bis an die Schenke gebracht, allein er war nicht zu bewegen hineinzugehen; denn er hielt die Schenke für ein Gefängnifs, und uns für Verräther, die ihn hineinlocken wollten. Wir hatten die Hoffnung ganz aufgegeben, ihn hineinzubringeu, als ich, weil es nunmehr finfter wurde, den letzten Verfuch dazu wagte. Wider alle Erwartung gelang es mir, ihn zu bereden, hineinzugehen; jedoch mufste ich ihm verfprechen, ihn wieder herauszulaffen. Allein kaum find wir fünf Minuten in der elenden Schenkftube, als mit einem Male die völlige Tollheit ausbricht, wie ich ihn zu überreden fuchte, fich fchlafen zu legen und ihm etwas Opium zu geben, die Abficht hatte. Seine drey Bedienten, wovon zwey feit dreyfsig Jahren in feinen Dienften gewefen waren und fein ganzes Zutrauen befafsen, hielt er für feine Verräther, und den Sekretär für den Königl. Kommiffär, der ihn nach S. gefänglich zu führen den Befehl hätte. Jeder Verfuch, ihn zu beruhigen, war ihm verdächtig, und jeder Widerfpruch vermehrte nur feine Wuth. Er griff nach allem, was um ihn in der Stube war,

war, nach Stühlen, Stöcken, und selbst nach dem Leuchter, um sich an seinen Verräthern zu rächen. Seine Wagen, die vor der Thür standen, sahe er für Echafauds, und die dabey versammelten Bauern, für so viele Scharfrichter an. Mehrmals versuchte er zum Fenster herauszuspringen. Jeden Widerstand, den er hier fand, erwiederte er mit Prügeln. Nur ich allein blieb in diesem fürchterlichen Sturme vor seinen Angriffen sowohl als seinen Vorwürfen frey. Nur mit mir sprach er ohne Bitterkeit; weil ich der ruhigste war, und sogleich nachgab, als ich merkte, dafs jeder Versuch, ihn zu beruhigen, für ihn ein neuer Reitz zur Wuth wurde. Sonderbar war es, dafs er zuweilen mitten in der Wuth lucida Intervalla hatte, während welcher er, was er vornahm, ob es gleich im Zusammenhang mit seiner fixen Idee war, mit der gröfsten Ruhe und Kaltblütigkeit verrichtete. So z. B. wurde er nach einem heftigen Anfalle von Tollheit, wo er seinen Sekretär und seine Bedienten geprügelt hatte, auf einmal ruhig, verlangte von mir den Schlüssel zu seiner Chatoulle, worin sein Testament und auch Pretiosa aufbewahret waren, nahm das Testament heraus, las es aufmerksam durch, verlangte Tinte und Feder, und strich das beträchtliche jährliche Legat, das er seinem Sekretär und seinem alten Bedienten in demselben ausgesetzt hatte, aus. Dann beschenkte er mich mit

einigen Gelegenheits-Medaillen, ſchloſs das Käſtchen wieder zu, und übergab mir den Schlüſſel wieder, ihn aufzubewahren. Eben ſo ſprach er mit mir über den Beſtand der Reiſekaſſe, die mir anvertraut war, und ſo auch über meine Rückreiſe ziemlich ruhig. Er lieſs ferner ſeinem Sekretär zweyhundert Franzöſiſche Louisd'or geben, damit dieſer ſeine Rückreiſe gleich antreten ſollte u. ſ. w., welches aber der Sekretär aus Attachement für ihn, um ihn nicht allein zu laſſen, nicht that. Dieſe ſo unglückliche, ganz ſchlafloſe und tumultuariſche Nacht, war nun vorüber, und wir muſsten uns zur Fortſetzung unſerer Reiſe anſchicken. Man kann ſich leicht die Mühe vorſtellen, die wir hatten, ihn in den Wagen zu bringen, und meine Angſt, neben einem völlig tollen Mann ſitzen zu müſſen; denn keinen andern von ſeiner Begleitung wollte er neben ſich leiden. Dieſes erlebten wir alles am Sonnabend vor Oſtern, der mir immer unvergeſslich bleiben wird. Auch der ganze folgende Oſtertag war für uns ein Tag des Leidens. Endlich von den erſchrecklichen Anſtrengungen des Körpers und der Seele ganz abgemattet, fing der Chevalier an dieſem Tage gegen Abend an, ruhiger zu werden, legte ſich zu Bette, und ſchlief einige Stunden. Hierauf fing er zwar wieder zu wüthen an; allein doch viel weniger, als in den beyden vorhergehenden Tagen. Auch waren die lucida Intervalla nun viel länger. Dies ging ſo fort, bis wir ein paar Tage darauf

B., eine der vornehmſten Provinzialſtädte des Königreichs, erreichten, wo er ſich bey ſeinem Sekretär, den er immer noch als den Urheber ſeines Unglücks betrachtete, erkundigte, ob er ſich daſelbſt einige Zeit aufhalten dürfe? Die Antwort war natürlich bejahend, und ſo entſchloſs er ſich, in dieſer Stadt ſein Schickſal, wie er ſagte, ruhig zu erwarten. Unterdeſſen bekam der Chevalier Beſuche von den angeſehenſten Perſonen der Stadt und von einigen ſeiner alten Bekannten, die ſich nicht wenig über die Veränderung wunderten, die mit ihrem alten, ſonſt ſo aufgeweckten, Freunde vorgegangen war. Nach und nach gewöhnte er ſich auch, Militärperſonen bey ſich zu ſehen, vor welchen er vorher eine ſchreckliche Furcht hatte. Er wurde zwar mit jedem Tage ruhiger; allein, ſobald er nur ſeinen Sekretär ſahe, wurde er von neuem niedergeſchlagen und fing wieder zu deliriren an. Da der ehrliche Sekretär merkte, daſs der Chevalier ihn nicht mehr leiden könne, ging er von ihm, damit ſeine Gegenwart nicht ein Hinderniſs der völligen Wiederherſtellung deſſelben werden mögte, und kehrte nach P. zurück. Dieſes geſchah vier Wochen nach unſerer Ankunft in B. . .

Der Kranke überzeugte ſich mit jedem Tage mehr und mehr von dem Ungrunde der Ideen, die er ſich in den Kopf geſetzt hatte; wenigſtens beſſerte er ſich immer fort. Er ging bald in Ge-

fellſchaften und reiſete endlich von B. nach der Hauptſtadt, nachdem ich den Tag zuvor dieſen Ort verlaſſen hatte.

In der Hauptſtadt fand er ſeine alten Freunde in groſser Zahl wieder, und ſahe ſich von neuem durch die Gnade ſeines Monarchen geehrt. Nach drey Jahren wurde ihm eine neue Geſandtſchaft anvertraut. Er heyrathete um dieſe Zeit ein junges Mädchen, das er ſehr liebte, ſtarb aber noch vor Verlauf eines Jahres in F..., weit von ſeinem Vaterlande, vor Verdruſs und Kummer, oder an einer Gemüthskrankheit, die der eine oder andere, wenn er fortdauernd iſt, ſo leicht erzeugt.

Dr. Gregorini.

V.

Bemerkungen
über
die vorhergehende Geſchichte
des
Chevalier de Q..

Unſtreitig iſt die Geſchichte des Chevalier de Q., pſychologiſch betrachtet, wenigſtens eben ſo wichtig, als die vorhergehende Bourbierſche. Wir ſehen hier nicht Eine, ſondern mehrere Krankheiten, deren eine ſich aus der andern entwickelt, und Krankheiten, in welchen allen die Seele, und nicht ſowohl der Körper leidet. Zuerſt eine religiöſe Schwermuth, wie man die Krankheit nennen könnte; dann einen gänzlichen Unmuth, als Folge der Verzweifelung des Kranken an dem Heil ſeiner Seele, einen Unmuth, der alles gehen läſst, wie es gehen will; dann einen Wahnwitz, der den Chevalier mit einer Furcht ganz anderer Art beängſtigt, und dieſen in Wahnſinn und Tollheit ausbrechen. Dieſe Tollheit ging, wie vorher die religiöſe Schwermuth in einen verzweifelnden Unmuth über. Ein glück-

liches Zusammentreffen von Umständen vereinigt sich endlich zur Wiederherstellung des Kranken.

Dieses ist die kurz skizirte Uebersicht des ersten Theils der Geschichte. Der zweyte Theil von der Verheirathung des Chevalier bis zu seinem Tode, bedarf wohl keines Kommentars. Ein funfzig bis drey und funfzigjähriger Mann, — — und dieses Alter hatte er nach der Geschichte bey seiner Verheirathung — der vielleicht siebenzig Jahr verlebt hätte, konnte, als Gatte einer jungen Frau, nicht glücklich seyn, und um so weniger, je mehr ihn eine persönliche Zuneigung zu ihr geführt hatte. Sein früher Tod kann uns hier nicht in Verwunderung setzen.

Der erste Theil der Geschichte scheint um so lehrreicher; nicht allein wegen der einsichtsvollen Behandlung, die der Kranke bey seinem Arzt zu finden das Glück hatte, sondern auch wegen des Ganges der Krankheit. Hierüber erlaube ich mir ein Paar Anmerkungen.

Dass einen Mann, der wie der Chevalier gelebt hatte, und wie er erzogen war, nach einer vielleicht längern Krankheit, bey einem heftigen Krankheits-Anfalle, eine religiöse Schwermuth anwandelt; dass diese durch eine unweise und unschonende Behandlung erst in Verzweifelung, und dann in einen Unmuth, der alles verlohren gibt, übergeht, darf niemanden wundern. Im Unmuthe sucht der Mensch Zerstreuung, um sich

ſelbſt zu vergeſſen, iſt aber zu ſchwach, ſie ſich ſelbſt zu machen, oder ſie anzunehmen, wo er ſie findet. Die Idee, welche ſeinen Unmuth unterhält, hat viel zu viel Gewalt über ihn, als daſs ſie nicht faſt allen andern, die zu ſeiner Zerſtreuung wirken können, den Eingang verſchlieſsen ſollte. Nur das, was eines jezt augenblicklichen Bedürfniſſes wegen beachtet werden muſs, kann für den Augenblick die Aufmerkſamkeit des Menſchen, der in Unmuth verſunken iſt, an ſich ziehen. Hierüber lernt er immer mehr und mehr ſich ſelbſt vergeſſen, ſucht bald Zerſtreuung und Vergnügen, wo er vorher ſie fand, und ſucht ſie um ſo eifriger, je mehr ſie ihm Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt gewähren. Soll dem Unmuthe ſo geſteuert werden; ſo muſs man daher nur allmählig, nicht zu raſch verfahren. Dieſe Regel ſcheint der Arzt, dem wir dieſen intereſſanten Fall verdanken, ſehr weiſe benutzt zu haben. Erſt unterhält er ſeinen Patienten mit den gleichgültigſten Dingen, die die Abwechſelung auf der Reiſe ſelbſt herbeyführt, läſst ihn ſich vielleicht über die Unbequemlichkeiten der Reiſe ängſtigen, und darüber immer mehr und mehr das vergeſſen, was ihn zu Hauſe quälte. Nun führt er ihn zum Spiel; und wie weiſe er hier gerathen hatte, zeigte der Erfolg. Denn den folgenden Tag ſucht der Chevalier das Spiel auf. Es ſcheint, daſs er jezt ſich auf dem geraden Wege zur Beſſerung befunden hätte, wenn ihn nicht

die Furcht vor der Ungnade seines Souverains und den Strafen, die er von derselben fürchtete, geängstigt hätte. Und doch hat diese vergebliche Furcht am meisten zu seiner Wiederherstellung gewirkt, da diese durch das bisherige so glücklich vorbereitet war.

Ich besorge hier etwas sehr auffallendes zu sagen. Denn diese Furcht stürzt den unglücklichen Chevalier in Wahnsinn, die schrecklichste Raserey, und in eine gänzliche Geisteszerrüttung, wenn ich so die Krankheit nennen soll, in welcher nicht etwan das eine und andere Seelenvermögen leidet, oder das gehörige Verhältnifs zwischen diesem oder jenem Vermögen gestört ist, sondern wo alle aus ihrem gehörigen Verhältnisse gerissen, und alle wie zerstört sind; wo die Seele den Ruinen eines Gebäudes gleicht, das ein Erdstofs zusammengestürzt hat. Allein die Furcht vor der ewigen Verdammnifs, die einmal den Chevalier, der an der Möglichkeit, seine Seele zu retten, verzweifelte, ergriffen hatte, und gegen welche er Zerstreuungen suchte, würde auf die Dauer von diesen wohl nicht ganz unterdrückt seyn. Es wäre vielmehr zu besorgen gewesen, dafs diese Zerstreuungen gegen sie mit der Zeit alle Kraft verlohren hätten, und der Chevalier alsdann in seine lethargische Abgespanntheit, in welcher wir ihn zu Anfange seiner Geschichte gesehen haben, zurückgefallen wäre. Eine mächtiger wirkende Furcht mufste diese vertreiben,

oder ihn dieſelbe vergeſſen machen. Jenes war die Furcht vor der Ungnade ſeines Souverains und den Folgen, welche er von derſelben fürchtete.

Die Furcht vor jenen unſichtbaren Mächten, welche die Vernunft ahndet, oder die Einbildungskraft ſchafft, wirkt allerdings unwiderſtehlicher auf den Menſchen als jede andere; aber nur da, wo das Uebel, das dieſe andere Furcht erregt, nicht nahe bevorſtehend iſt. Denn bey einem nahe bevorſtehenden Uebel, werden wir jene Furcht vergeſſen, um, wenn wir können, das uns näher bedrohende Uebel zu entfernen. Aus dieſem Grunde vergaſs der Chev., wie er ſich der Gränze von S. näherte, die Furcht vor den Strafen in der künftigen Welt gänzlich, und überliefs ſich nur dem Gedanken an die zeitlichen Strafen, die ſeiner Meinung nach, ſeiner in S. warteten. Eben deshalb ſetzt er ſeine Reiſe mit immer zunehmendem Widerwillen fort; eben deshalb will er mit einem Male ſtatt nach S. . ., anders wohin reiſen, oder wie es in dem vorſtehenden Aufſatze heifst, die Richtung ſeiner Reiſe verändern; und vielleicht eben deshalb ſchickte er ſich ſo ungern zu der ganzen Reiſe an, ſo quälend für ihn auch der Aufenthalt in D. . . war. Damals indeſſen wollte er nur dem gegenwärtigen Uebel, das zu drückend auf ihm lag, entgehen, vielleicht unbekümmert darum, welchem Schickſale er entgegen ginge. Vielleicht hoffte er

auch ſchon damals dem Schickſale, das er in S... befürchtete, dadurch, daſs er ſeiner Reiſe eine andere Richtung gäbe, zu entgehen; vielleicht auch durch eine Flucht, wie er ſie hernach wirklich verſuchte. — Ueber dieſes hätten wir vielleicht mehr Licht, wenn aus der Erzählung die Urſach hervorginge, warum der Chevalier die Ungnade ſeines Souverains auf ſich geladen zu haben glaubte. War es, weil er in den drey Monaten ſeiner Krankheit in D... den ihm anvertrauten Geſchäften nicht gehörig hatte vorſtehen können *), oder weil er ſich ſonſt einer Vernachläſſigung ſeiner Pflichten ſchuldig wuſste; oder endlich weil ſich bey ihm, wie bey Bourbier **), das Bewuſstſeyn einer moraliſchen Strafwürdigkeit mit dem Begriffe der bürgerlichen Strafbarkeit verwirrte? — Doch ſo ſehr es übrigens zu wünſchen wäre, daſs wir hierüber mehr Licht hätten; ſo gleichgültig iſt es in Anſehung des Punkts, auf den ich mich hier einſchränken muſs, wie nämlich die Furcht vor ſeinem bevorſtehenden Schickſal zur Wiederherſtellung des Kranken wirkte.

Daſs der Chevalier ſeine Reiſe nach S... fortſetzte, und ihr nicht, wie er Anfangs Willens war, eine andere Richtung gab, war nach dem bisherigen ein wahres Glück für ihn, ſo ſchreck-

*) ſ. S. 93.

**) ſ. S. 92.

lich auch die Erſcheinungen waren, die ſich bald darauf einſtellten. Hätte er einen andern Weg eingeſchlagen; ſo hätte er ſich vielleicht auf kurze Zeit froh und glücklich gefühlt; aber bald wären die alten Ideen wieder bey ihm erwacht, wenn ſtatt ihrer ſich nicht, ſeiner der unheilbarſte Wahnſinn, die wahnſinnige Narrheit, bemächtigt hätte. Bey einer Reiſe, die nie ein beſtimmtes Ziel hätte finden können, die in ſeinen Augen bald eine herumirrende Flucht, ohne Ausſicht auf einen ſichern Zufluchtsort, geworden wäre, wäre dieſes unausbleiblich geweſen.

Wie nunmehr der Chevalier anfangs tiefſinnig und ſchwermüthig wurde; wie ſeine Schwermuth einen Wahnſinn nach ſich zieht, der alles auf die ſchrecklichſte Art nach den Ideen, die einmal ſich ſeiner bemeiſtert hatten, umſchafft, einen Wahnſinn, der überall Wachen, die ſeiner ſich bemächtigen ſollen, Blutgerüſte u. ſ. w. ſieht; wie die Bemühungen ſeiner Begleiter, ihn zu beruhigen, ihn miſstrauiſch gegen dieſelben machten; wie die vermeinte Verrätherey ſeines Sekretärs und die immer wachſende Furcht vor ſeinem nahen Schickſale ihn endlich in die tollſte Raſerey ſtürzt, — alles dieſes iſt begreiflich. Denn Tollheit iſt der Zuſtand, in welchem die Vernunft über die Begierden und die Handlungen, die daraus entſpringen, ihre Herrſchaft verlohren hat; und die Tollheit in heftigen Ausbrüchen, alſo auch Ausbrüche des Zorns nennen wir Raſerey.

Der Chevalier mogte indeſſen ſeine vermeinte Lage zu oft durchdacht haben, als daſs ihm nicht der Gedanke hätte durch den Kopf fahren ſollen, wie vergeblich hier jeder Verſuch ſeyn würde, ſich mit Gewalt gegen ſein Schickſal aufzulehnen. Dieſes dämpft die Ausbrüche ſeiner raſenden Wuth; aber nicht ſeinen Zorn gegen ſeine vermeinten Verräther, ſeinen Sekretär und ſeine Bedienten. Er will ihnen nur empfindlicher wehe thun. Deshalb ſtreicht er die Legate, die er ihnen beſtimmt hatte, in ſeinem Teſtamente aus. Um ihnen noch mehr wehe zu thun, beſchenkt er ſeinen Arzt mit Medaillen, fragt vielleicht auch wohl aus keinem andern Grunde nach dem Beſtande der Reiſekaſſe, um, wenn dieſer es erlaubte, zum Aerger des Sekretärs und der Bedienten, ſeinem Arzte ein reiches Geſchenk zu machen. Man müſste nicht wiſſen, wie erfinderiſch die Rachgier eines auf das tiefſte Beleidigten iſt, wenn man nicht aus dieſem Bewegungsgrunde das Benehmen des Chev., herleiten wollte. Man irrt hierin auch wohl um ſo weniger, da die Ruhe ſich bey ihm mit einem Male einſtellt. Denn mit je mehr Ruhe, je kaltblütiger er alles das that, je beſſer paſste es zu jener Abſicht.

Durch dieſe, wenn gleich erzwungene, Ruhe, war viel für die Wiederherſtellung des Chevalier gewonnen. Denn jezt konnten nur ſtärkere Anläſſe die vorige Raſerey wieder herbeyführen. Deshalb werden ſeine Anfälle von Raſerey jezt

minder heftig, und die lucida Intervalla dauernder (S. 98.).

An einem für seine Wiederherstellung glücklichern Zeitpunkte, hätte er nicht in B. . ., wo er viele seiner alten Freunde wieder sahe, anlangen können. Er war nunmehr empfänglich für alles, was hier zu seiner Wiederherstellung wirkte. Doch hier bin ich bey meinem Hauptpunkte, um den es mir vorzüglich zu thun ist. Deshalb mögte ich hier ungern einen Umstand übersehen.

Erstens also in B. . . wünscht der Chevalier einige Zeit verweilen zu dürfen, und sein Wunsch wird ihm gewährt. Dieses mufste schon viel zu seiner Beruhigung thun. Zweytens, dafs sein Sekretär ihn der Gewährung seines Wunsches versichert, ist auch nicht aus der Acht zu lassen. Denn dessen Versicherung mufste hier mehr zu seiner Beruhigung thun, als die Versicherung irgend eines andern; es sey nun, dafs er in ihm seinen Sekretär selbst, oder den französischen Kommissär, in welchen ihn seine Phantasie umgeschaffen hatte (S. 96.), sahe. Drittens that auch der Umstand viel, dafs der Chevalier hier wenigstens ruhig scheinen wollte, da er hier, wie er sagte, sein Schicksal ruhig erwarten will. Eine Leidenschaft, ein Affekt u. s. w. wird schon merklich geschwächt, wenn er nicht in seine äufsern Zeichen ausbrechen darf. Der Zornige z. B., der gelassen scheinen mufs, wird eben dadurch für diese Zeit ruhiger. In

dieſem Zeitpunkte ihn zu beſänftigen, iſt leichter, als wo er ſich dem Ausbruche ſeiner Leidenſchaft überlaſſen kann. Eben ſo war der Chevalier durch dieſen Anſchein von Ruhe, den er haben wollte, wenigſtens zu dem Grade der Ruhe gebracht, der ihm nöthig war, wenn er für alles empfänglich gemacht werden ſollte, wodurch man ihn von dem Ungrunde ſeiner Meynung überzeugen konnte. Viertens, die Aufmerkſamkeit, die ihm von den angeſehenſten Perſonen in B... bewieſen wurde, und die Theilnahme, die er hier bey ſeinen alten Freunden an ſeinem Geſundheitszuſtande fand, muſste ihn bald um ſo mehr von ſeinem Wahne befreyen, da er durch das unmittelbar Vorhergehende allmählig beruhigt und eben dadurch wieder zu ſeinen Sinnen gebracht war; wenn wir anders von demjenigen ſagen, daſs er bey Sinnen ſey, der, was ſeinen Sinnen vorkommt, mit der hinlänglichen Klarheit und Beſtimmtheit empfindet, um dem Zeugniſſe derſelben vollen Glauben beyzumeſſen.

Die Aufnahme, welche er in der Hauptſtadt auf eine für ſeinen Ehrgeiz ſo ſchmeichelhafte Art fand, muſste ſeine Wiederherſtellung befeſtigen, und wirkte, wie eine weislich angeordnete Nachkur. Kann man ſich jezt wundern, daſs der Chevalier nunmehr die Sorge für ſein Seelenheil vergaſs? Vielleicht bedarf es für keinen unſerer Leſer der Bemerkung, daſs alles, was der Chevalier hier und in B. . . ſahe, nicht ſo vortheil-

haft auf ihn hätte wirken können, wenn er nicht durch das zunächst Vorhergehende für die Einwirkungen desselben empfänglich gemacht wäre. Wäre er z. B. von den Pyrenäen, wo wir ihn sich der tollsten Raserey überlassen sahen (S. 96. 97.), gleichsam durch einen Zauber in die Hauptstadt versetzt; so wäre alles, was man hier für seine Wiederherstellung hätte thun mögen, vergebens gewesen. So wie dort seine verwilderte Einbildungskraft Schäfer in Militär verwandelte, würde sie auch hier alles umgeschaffen haben.

Bourbiers Geschichte, bemerke ich gelegentlich, und die Geschichte des Chevaliers, kommen darin überein, dafs beyder Unruhe zunimmt, wie sie sich ihrem Vaterlande nähern. Bey dem Chevalier ist die Ursach hiervon klar, bey Bourbier läfst sie sich wenigstens mit vieler Wahrscheinlichkeit errathen.

J. C. Hoffbauer.

VI.

Ueber die psychologischen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die psychologische Benutzung der Sprachen.

Bey einiger Aufmerksamkeit auf die Sprachen, findet man, dafs fast jede für moralische Begriffe Ausdrücke hat, die eine andere entbehrt. Dieses sind Begriffe von wahren oder vermeinten Pflichten in besondern Verhältnissen, von Tugenden, die ihnen entsprechen, oder von dem Gegentheil derselben. Das Französische: attention, discretion, politesse u. a. mag die Deutsche Sprache zwar buchstäblich übersetzen können; aber Wörter, welche ihnen gleichbedeutend wären, hat sie nicht. Eben so wenig mögten z. B. die Deutschen Wörter: Rechtschaffenheit, Redlichkeit, sich durch ein Wort der Französischen oder einer andern neuern Sprache genau übersetzen lassen.

Dafs

Dafs jede Nation, ſo zu ſagen, ihre eigne moraliſche Sprache habe, iſt eine ſchon alte Bemerkung. Eben ſo alt iſt vielleicht die Bemerkung, oder könnte es ſeyn: dafs jede Nation ihre eigne pſychologiſche Sprache habe.

Die Deutſche Sprache ſcheint einen Reichthum an pſychologiſchen Ausdrücken zu beſitzen, deſſen ſich nur wenig andere Sprachen rühmen dürfen. Für die Pſychologie iſt hiermit viel gewonnen, wenn dieſer Reichthum mit weiſer Sparſamkeit benutzt, und jedes Wort nur da gebraucht wird, wo kein anders ſo gut paſſen würde. Zu dieſem Behufe mufs man unſtreitig die Bedeutung eines jeden genau wiſſen. So viel hierfür auch in neuern pſychologiſchen Schriften, und vielleicht noch mehr in Herrn Eberhard's ſynonymiſchen Schriften, geſchehen iſt; ſo bleibt doch noch eine groſse Nachleſe übrig. Es kann meine Abſicht nicht ſeyn, dieſe auch nur zum Theil in einem Aufſatze, wie der gegenwärtige, zu verſuchen, da ihm hierzu viel zu enge Gränzen geſetzt ſind; allein vielleicht trage ich dazu, wenn auch nur mittelbarer Weiſe durch die nachfolgenden Betrachtungen über die pſychologiſchen Ausdrücke in der Sprache bey. Sind ſie wahr; ſo führen ſie wenigſtens zu Grundſätzen, nach welchen die Bedeutungen pſychologiſcher Ausdrücke in einer Sprache mit Genauigkeit beſtimmt werden können, und durch welche wir erſt in

den Beſitz des Reichthums geſetzt werden, den wir in einer Sprache haben.

Doch hier ſcheint zwiſchen zweyerley Sprachen unterſchieden werden zu müſſen: zwiſchen den Sprachen, die gleichſam aus ihrer eigenthümlichen Wurzel emporgewachſen, und denen, die auf eine ältere gepfropft ſind. Jenes iſt der Fall bey der Deutſchen; dieſes bey der Italieniſchen, der Franzöſiſchen und den übrigen Sprachen des ſüdlichen und weſtlichen Europa, die aus der Lateiniſchen Sprache entſtanden ſind. Dieſe mögen ſich ohne Unterlaſs noch aus den unbenutzten Schätzen der alten Sprachen bereichern, da jene aus ihnen nur borgen können; allein über das Vermögen ihrer ältern Wurzelſprache, wenn ich ſo diejenige nennen ſoll, aus der ſie hauptſächlich entſproſſen ſind, ſcheint ihre Bereicherungsfähigkeit nicht hinauszugehen, da hingegen dieſe durch den Anbau ihres eignen Grund und Bodens immer neuen Erwerb ziehen können. Und wie ſchwer iſt es den erſten Sprachen, den gewonnenen Reichthum in das allgemeine Verkehr zu ſetzen? Ἀθυμία, Ἀταραξία, ſind Wörter, die z. B. die Franzöſiſche Sprache, wenn ſie ihrer bedarf, mit geringen Veränderungen, mit eben dem Rechte aufnehmen darf, als ſie längſt z. B. die Wörter Apathie, Sympathie und ſo viele andere aus dem Griechiſchen hat; allein wer verſteht ſie bey aller Kenntniſs, die er von der Franzöſiſchen Sprache hat, ſo fort, wenn er nicht mit der Spra-

che bekannt ist, aus der sie entlehnt sind? Der Grieche, der jene Wörter zuerst hörte, verstand sie sogleich; ihm konnte es so wenig zweifelhaft seyn, was die Ἀθυμία, von der er jezt zum ersten Male reden hörte, seyn sollte, als dem Deutschen die Ausdrücke: „muthlos und unmuthig," wenn sie ihm zum ersten Male vorkommen. Ist in einer lebenden Sprache, die nicht aus einer andern entstanden ist, ein neues Wort nur richtig, d. h. der Sprach-Analogie gemäss gebildet; so darf es für sein Glück nicht sorgen. Alsdann wird jeder, der dessen benöthigt ist, es gebrauchen können, und jeder wird es ohne Weigerung annehmen; das Wort ist schon durch sich verständlich und wird verstanden.

Untersuchungen über die psychologischen Ausdrücke scheinen daher nur für die Sprachen, die auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden hervorgewachsen sind, wichtig zu seyn. Für die Psychologie und für die Wissenschaften, welche psychologischer Grundsätze benöthigt sind, sind sie es auf alle Fälle. Wie wichtig sie dem Arzte sind, wird sich vielleicht unten zeigen.

Die ersten Ausdrücke, auf die wir hier stossen, sind die Interjektionen. Ich nenne sie mit Fleiss Ausdrücke; nicht Wörter. Denn sie sind auch Töne, die die Macht einer Empfindung dem Menschen auspresst; nicht immer Töne, deren er sich in der Absicht bedient, etwas will-

kührlich zu erkennen zu geben. Sie ſind nicht Theile der Sprache, ob ſie ſich gleich in die Worte desjenigen, der von einer Empfindung hingeriſſen iſt, miſchen. Aus dieſem Grunde ſcheinen ihnen die gründlichern Sprachforſcher keine Stelle unter den Redetheilen einräumen zu wollen *); und aus demſelben Grunde iſt der Deutſche Ausdruck Zwiſchenwort auch nicht paſſend **). Denn eines Worts bedienen wir uns willkührlich; nicht ſo der bloſsen Interjektion, in der die Empfindung hörbar wird. Ich ſage: der bloſsen Interjektion. Denn derſelbe Laut der Stimme, in dem hier die Empfindung ausbricht, wird dort als ein Wort ausgeſprochen. Das eintönige Weh! das der Schmerz auspreſst, iſt eine bloſse Interjektion, das „Wehe mir!“ ſchon ein Ausdruck in zwey Worten. Jenes iſt der bloſse Ausbruch der nakten Empfindung; dieſes drückt ſchon die Vorſtellung aus, welche jemand ſich von ſeinem Zuſtande macht. Hier empfindet der Menſch nicht mehr bloſs; er erkennt ſchon, wenn auch nur ſeinen jetzigen Zuſtand, den ihm die Empfindung vorhält, und den er Andern kund thun will. Wie überall in der Natur, ſo iſt auch hier der Uebergang von einer

*) Jakob Harris Heres aus dem Engliſchen, von C. G. Ewerbeck, Halle 1788. S. 232.

**) Andere Gründe gegen dieſe Benennung führt Adelung in ſeinem Wörterbuch unter dem Art. Zwiſchenwort an. Vergl. auch Harris a. a. O.

Art zu der andern ſtetig; derſelbe Laut, der die Empfindung ohne unſern Willen hier offenbart, wird dort abſichtlich gebraucht, den Zuſtand, den dieſe Empfindung hervorbringt, darzulegen. In dieſem Falle mögte er, wie Adelung will *), ein Empfindungswort heiſsen, ſo wie man ihn dort einen Empfindungslaut nennen könnte; wenn dieſe Benennungen nur genau paſſend wären. Denn nicht die Empfindung ſelbſt, ſondern empfundener Zuſtand, oder der Zuſtand, den wir uns nach der Empfindung denken, ſoll durch jene Wörter ausgedrückt werden. Doch die Benennung ſcheint überdem auch zu ſpeciell zu ſeyn.

Adelungs Bemerkung, daſs die erſten Anfänge einer Sprache in einſylbigen Lauten beſtanden, iſt unſtreitig ſcharfſinnig; aber der einſeitige Laut war nicht bloſs, wie Adelung will, Ausbruch unſerer Empfindung, ſondern auch ein Ausdruck deſſen, was wir in oder auſser uns empfanden. Ausdruck, ſage ich, und verſtehe hier unter Ausdruck jedes Zeichen, deſſen wir uns abſichtlich bedienen. Huſch, Platz, Krach, Knax, und unzählige andere einſylbige Laute, ſind Ausdrücke dieſer Art, und ſind auch Wörter, welche den Interjektionen um ſo ähnlicher ſehen, weil der Menſch ſie auch da ausſpricht, wo er Andern

*) Wörterbuch a. a. O.

**) Lehrgebäude der Deutſchen Sprache, 1. Th. S. 200.

nichts zu ſagen hat, auch nichts ſagen will. Man beobachte das Kind, wenn es eben den Hund hat bellen, oder das Schaaf hat blöken hören, und den gehörten Laut nachahmt. Oft iſt ſein Beſtreben ſichtbar, uns etwas zu ſagen; es ſucht unſere Augen, weiſet uns auf den Gegenſtand hin; aber eben ſo oft ſehen wir ſeine Blicke feſt auf den Gegenſtand heften, und dann in dem Augenblicke, wo es ihn verläſst, ohne ſich nach jemanden umzuſehen, dem Hunde nachbellen, dem Schaafe nachblöken u. ſ. w. In jenem Falle will das Kind dem Andern etwas ſagen, und in dieſem eine Vorſtellung feſthalten. Dort iſt es im Begriff, mit einem Andern zu reden; hier würde es am Eingange eines Selbſtgeſprächs ſeyn, wenn dieſer Zuſtand nicht ſofort abbräche.

Es iſt eine längſt gemachte, aber bey weiten noch nicht hinlänglich benutzte Bemerkung, daſs wir nicht allein reden, um Andern unſere Gedanken zu erkennen zu geben, ſondern auch, um unſere eignen Gedanken um ſo mehr feſtzuhalten. Daher finden wir den Hang, mit ſich ſelbſt zu reden, bey Blödſinnigen; die Gewohnheit, in gewiſſen Fällen, wo einem Andern kein Laut entfahren würde, zu ſich ſelbſt zu reden, bey Leuten, deren Verſtand zu wenig Feſtigkeit hat, als daſs er ohne die Beyhülfe laut ausgeſprochener Worte, lange bey einer Sache bleiben könnte; daher endlich ſind wir auch geneigt, in mehr oder minder laute Worte, auch wenn wir

allein ſind, auszubrechen, wenn ein Gegenſtand, der uns angelegentlich beſchäftigt, unſer ganzes Nachſinnen auffordert.

Hierin, und in nichts anderm, liegt der Grund, warum das Kind die Gegenſtände, welche auf daſſelbe Eindruck gemacht haben, ſich ſelbſt laut zu benennen ſucht. Der rohe ganz ungebildete Menſch, dem noch keine Sprache, die dieſen Nahmen verdiente, zu Gebote ſteht, iſt mit demſelben in gleichem Falle. Er benennet ſich die Gegenſtände, die er ſieht oder hört, ſo gut er kann, durch die Nachahmung des Schalls, in dem ſie entweder beſtehen, oder der mit ihnen verbunden iſt, auch da, wo er mit niemanden redet. Die Nachahmungen jenes Schalls, ſind die erſten Onomatopoiien und erſten Anfänge der Sprachen. Erſt muſste der Menſch in ihnen, wenn auch nicht mit ſich ſelbſt, doch zu ſich ſelbſt reden, ehe er darauf kommen konnte, ſich einem Andern ſo verſtändigen zu können. Denn, hier muſste die, wenn auch nur dunkele, Bemerkung vorher gehen, daſs der oder der Laut, die Vorſtellung des und des Gegenſtandes erregе. Ein ſolcher Laut iſt weſentlich von der Interjektion, als Interjektion, verſchieden. Dieſe iſt ganz unwillkührlich, jener Laut willkührlich, wenn der Menſch ſich ſeiner Willkühr dabey gleich nicht bewuſst ſeyn ſollte. Durch die letzte will er eine Vorſtellung bey ſich erhalten; die erſte preſst ihm eine Empfindung aus, deren er los ſeyn mögte.

Die vollkommenſte Onomatopoiie iſt die des Schalls, oder ſeiner Hervorbringung; dann folgt die der ſchallenden Gegenſtände. Heulen, Schreyen, Brummen, Pfeifen, ſind onomatopoietiſcher, als Trompete, Pfeife, und andere Wörter, welche nicht ſo wohl einen Schall ſelbſt, als die körperliche Urſach deſſelben bezeichnen. Man kann keines jener Wörter ausſprechen, ohne den Schall hervorzubringen, deſſen Nahme es iſt; man kann das Wort: Pfeifen, nicht ausſprechen, ohne ſelbſt zu pfeifen. Nahme und Sache iſt hier Eins. So iſt es nicht in dem zweyten Fall. Hier halten wir uns ſchon an eine Vergeſellſchaftung von Vorſtellungen. Von dem erſten Falle kann man das nicht ſagen, oder man mögte in der Allgemeinheit der Mathematiker reden wollen, und eben ſo ſagen, eine Vorſtellung ſey mit ſich ſelbſt vergeſellſchaftet, wie der Mathematiker ſagt, daſs eine Gröſse ſich ſelbſt gleich ſey.

Hier hätten wir alſo ſchon eine zwiefache Onomatopoiie. Die nachbildende müſste man die erſte, und die nachzeichnende die letzte nennen; wenn die Sprache für das Auge und nicht für das Ohr wäre. Es ſey mir daher erlaubt, beyder Ausdrücke mich in der angegebenen Bedeutung zu bedienen, um nicht durch eine immer wiederkehrende Beſchreibung zu ermüden.

Die nachzeichnende Onomatopoiie hat nicht blofs den ſchallenden Körper, ſondern auch Ruhe und Bewegung, den Uebergang von der einen zu der andern, den ruhenden und bewegten Körper zum Gegenſtande. Ja ſelbſt Eigenſchaften, die ſich dem äufsern Sinne ganz entziehen, und Gegenſtände, in welchen wir dieſe antreffen, benennet dieſe Onomatopoiie, oder vielmehr ſie hält ſich bey den Gegenſtänden, für welche ſie Nahmen ſchafft, an Beziehungen, die nicht mehr unter die äufsern Sinne fallen. Glatt und Rauh, Herbe und Süfs, ſind Töne, bey welchen, wenn wir ſie hören oder ausſprechen, uns eine ähnliche Luſt oder Unluſt, wenn auch nur ſehr unmerklich anwandelt, als wenn wir das Glatte oder Rauhe betaſten, und das Süfse oder Herbe ſchmecken. Dieſe unvollkommenere — unvollkommener in der vorhin angegebenen Sinne, — aber dennoch feinere Onomatopoiie, ſcheint auch die Onomatopoiie der pſychologiſchen Benennungen zu ſeyn. So mag es allerdings bey dem erſten Anblick ſcheinen; aber es iſt keineswegs allgemein. Um dieſes darzuthun, mufs ich die zeichnende Onomatopoiie noch näher betrachten.

Dieſe beruht immer auf einer Aſſociation einer Vorſtellung mit einem Tone, und auf einer natürlichen, nicht zufälligen. Natürlich iſt die Aſſociation einer Vorſtellung mit einer andern, wenn ſie auf einem Verhältniſſe beruht, worin ihre Gegenſtände an ſich zu einander ſtehen; zu-

fällig, wenn ſie von dieſen Verhältniſſen unabhängig iſt. Die Vorſtellung von dem ſchiefen Stande einer Mauer iſt mit der Vorſtellung ihres Falls, die Vorſtellung des Rauchs mit der Vorſtellung des Feuers vergeſellſchaftet; und dieſe Vergeſellſchaftung iſt eine natürliche und keine zufällige, wie etwan die Vergeſellſchaftung der Vorſtellung eines Orts mit einer Perſon, die ich an demſelben durch ein Ohngefähr geſehen habe.

Auf einer ſolchen natürlichen Vergeſellſchaftung von Vorſtellungen beruhet alle zeichnende Onomatopoiie, und beſtimmter noch auf einer ſolchen Vergeſellſchaftung allgemeiner Vorſtellungen. Die und die Bewegung kündigt ſich z. B. in dieſem beſondern Schalle jeder Zeit an, und dieſer Schall iſt, ſo weit ihn die menſchliche Sprache nachbildet, ein Zeichen derſelben. Eine Vorſtellung kann auch mit der Vorſtellung eines Individui, und zwar natürlich vergeſellſchaftet ſeyn, z. B. die Vorſtellung einer gewiſſen Stimme mit der Vorſtellung eines gewiſſen Menſchen; allein eine ſolche Aſſociation kann bey der allgemeinen Betrachtung der Sprache, die nur Zeichen für allgemeine Begriffe hat, nicht in Betrachtung kommen, wenn in ihr auch der Grund von dieſem oder jenem Eigennahmen liegen ſollte.

Die erſten pſychologiſchen Ausdrücke in in der Sprache ſind Onomatopoiien. Daraus, daſs die allererſten Wörter in der Sprache Onomatopoiien ſind, würde dieſes noch nicht folgen.

Denn zu pſychologiſchen Ausdrücken gelangt die Sprache erſt ſpäterhin; und da könnte es ſeyn, daſs alle pſychologiſche Ausdrücke entweder bloſs metaphoriſch, oder ſonſt uneigentlich, oder endlich von andern Ausdrücken abgeleitet wären. Abgeleitete Wörter hat eine Sprache nicht eher, als ſie urſprüngliche hat, und jedes abgeleitete Wort ſetzt ſchon einen mehr oder minder entwickelten Begriff von dem Verhältniſſe desjenigen, was es bedeutet, zu demjenigen, was das Wort, von dem es abgeleitet iſt, anzeigt, voraus. Dieſes ferner ſetzt ſchon einen Vorrath von Kenntniſſen und eine Entwickelung derſelben voraus, der, wo die erſten pſychologiſchen Ausdrücke in einer Sprache erſcheinen, noch nicht zu erwarten iſt. Auch zu den Metaphern oder andern Wortfiguren, nach welchen dieſe pſychologiſchen Gegenſtände uneigentlich bezeichnet werden können, war der Menſch damals wohl nicht vorbereitet genug. Denn um ein Wort figürlich zu brauchen, muſs man ſchon ein Verhältniſs zwiſchen demjenigen, was es eigentlich ſagt, und in einer uneigentlichen Bedeutung anzeigen ſoll, ſehen, oder wenigſtens empfinden. Dieſes iſt nicht möglich, ohne zwiſchen dem einen und dem andern mehr oder minder klar zu unterſcheiden, und mehr oder minder klare Begriffe von dem einem und dem andern zu haben. Pſychologiſche Begriffe hat aber der rohe Menſch, von dem die Sprache ausgeht, noch nicht. Dazu iſt er noch nicht ge-

nug zu ſich ſelbſt gekommen. Die Onomatopoiie bleibt ihm alſo hier, als das einzige Mittel, ſich auszudrücken; und den Weg zu ihr bahnten die Interjektionen. Aechzen, Jauchzen, Wimmern, Juchhein z. B. ſind ſolche von Interjektionen ausgegangene Wörter. Sie bezeichnen aber nicht den Ton allein, den ſie uns vorbilden; auch nicht den Gemüthszuſtand allein, der in einem ſolchen Tone ſich ankündigt: ſondern beydes, den Ton und den Gemüthszuſtand, der in ihnen ſich Luft macht, in Verbindung. Das Jauchzen z. B. iſt der Ausdruck nicht allein eines Geſchreys, ſondern auch der Freude, die in dieſes Geſchrey ausbricht, ſo, daſs wenn von jemanden geſagt wird, er jauchze, man beydes zuſammengenommen, ſeine Freude und ſein Geſchrey, ausdrücken will. Das Wort iſt eine Onomatopoiie eines Zuſtandes, nicht der Seele allein, ſondern der Seele und des Körpers zuſammengenommen, kurz, des ganzen Menſchen. In der Vorſtellung von dieſem Zuſtande wird zwar die Seele und der Körper befaſst, aber jene von dieſem noch nicht unterſchieden. Erſt in dem Munde des gebildeten Menſchen erhält das Wort eine weitere Bedeutung, und bezeichnet einen Zuſtand der Seele für ſich, ohne den damit verbundenen körperlichen Zuſtand des Menſchen dabey noch in Betracht zu ziehen. Auch hier ſcheint das Wort noch onomatopoietiſch, ob es gleich ſchon in einer abgeleiteten Bedeutung genommen wird.

Das Wort ist immer noch dem Zustande ähnlich, den es ausdrücken soll; es stellt uns den schnellen Flufs der Vorstellungen in der Seele während der Freude gleichsam vor Augen. Dennoch enthält das Wort keine eigentliche Onomatopoiie mehr, da es seine Aehnlichkeit mit seiner Bedeutung, nicht durch eine Nachahmung derselben, die immer beabsichtigt ist, hat. Denn wie schon gesagt ist, das Wort war schon in einer andern, wenn auch verwandten, Bedeutung da, und wurde nur in seine jetzige eingesetzt.

Man kann es aus dem vorhin Angegebenen, und aus Gründen, welche weiter unten vorkommen werden, als ausgemacht annehmen, dafs alle psychologische Ausdrücke, zu allererst nicht einen Zustand oder eine Veränderung der Seele rein, sondern immer nur in Verbindung mit einem körperlichen Zustande oder einer Veränderung des Körpers, von welchen jene begleitet werden, bezeichnen, und dafs sie in so fern onomatopoietisch sind. Allein nicht alle diese Onomatopoiien, gehen von Lauten aus, in welchen Seelenzustände ausbrechen. Wir stutzen, wenn wir uns verwundern, und dadurch aus dem Zustande der Bewegung jählings in den Zustand der Ruhe versetzt werden; wir staunen, wenn die Verwunderung uns unbeweglich erhält. Das erste Wort stellt uns gleichsam den plötzlichen Uebergang von der Bewegung zur Ruhe; das letzte den Zustand einer eingetretenen Unbeweglichkeit vor Augen. Das erste

Wort mag, wenn wir von dem Menſchen ſagen, er ſtutze, ſchon in einer abgeleiteten Bedeutung genommen werden; das letzte hingegen ſcheint ganz eigentlich von ihm geſagt zu werden, nicht um den Seelenzuſtand, den es jezt ausdrückt, rein zu bezeichnen, ſondern um denſelben und den körperlichen Zuſtand, der damit verbunden iſt, zuſammengenommen, zu bezeichnen. Die Onomatopoiie bezieht ſich hier auf keinen Laut; denn wer weiſs nicht, daſs das Staunen ſtumm iſt? Sie beruht vielmehr auf der Aehnlichkeit, welche ſich auf der einen Seite zwiſchen Verhältniſſen der Bewegung und Ruhe, und auf der andern Seite zwiſchen den Sylben des Worts und ihrer Folge findet, oder ganz allgemein: auf einer Aehnlichkeit zwiſchen Veränderung und Veränderung in Anſehung ihrer Form. Dieſe Aehnlichkeit iſt nicht allein zwiſchen Sylben eines Worts und ihrer Folge auf der einen, und einer Bewegung auf der andern Seite; ſondern auch zwiſchen jenen und reinen Seelenzuſtänden oder Veränderungen, welche während derſelben vorgehen.

Bey der ununterbrochenen Mittheilung des Zuſtandes zwiſchen Seele und Körper, vermöge welcher die Veränderungen beyder in ihrer Form übereinſtimmen, wird ſo ein Wort auch den Zuſtand der Seele, den es, wenn auch nicht uranfänglich, doch jezt bezeichnet, gleichſam abmahlen; in ſo fern nämlich die Form dieſes Zuſtandes in ihm gleichſam abgedruckt iſt. Das

Wort ſollte den körperlichen Zuſtand nach ſeiner Form abbilden; dieſer iſt aber das treue Gemälde des Zuſtandes der Seele, mit dem er verbunden iſt. Was dürfen wir uns daher wundern, in dem Worte das Bild eines Seelenzuſtandes zu finden? In der Seele iſt nichts wahrzunehmen, als ein beſtändiger Fluſs von Veränderungen; oder vielmehr alles, was wir in der Seele durch den innern Sinn wahrnehmen, ſcheint durch dieſen Fluſs fortgetrieben zu werden. Dieſen Fluſs von Veränderungen kann ein Wort abbilden; theils durch den gedehnten oder geſchärften Ton ſeiner Sylben, und theils durch die Folge derſelben. Das jähliche Stillſtehen unſerer Gedanken ſieht man in dem Worte ſtútzen; deſſen betonte Sylbe ganz geſchärft iſt; und in dem Worte ſtaunen, den fortwährenden Aufenthalt des Fluſſes der Vorſtellungen in der Seele. Die gedehnte Sylbe: Staun, ſtellt dieſes gleichſam vor Augen. Sind ſtaunen und ſtutzen gleich nicht eigentliche Onomatopoiien der reinen Seelenzuſtände, die ſie bezeichnen, ſondern vielmehr Onomatopoiien der mit denſelben verbundenen körperlichen Zuſtände, oder Onomatopoiien des körperlichen und des Seelenzuſtandes in Verbindung mit einander; ſo drücken ſie doch den reinen Seelenzuſtand onomatopoietiſcher aus, als den körperlichen Zuſtand, der mit ihnen verbunden iſt.

Eine Onomatopoiie ahmt den Gegenſtand nach; das Wort iſt der Sache nicht allein

ähnlich, ſondern ihr abſichtlich ähnlich gemacht: onomatopoietiſch iſt jedes Wort, welches ſeinem Gegenſtande ähnlich iſt, ſeine Aehnlichkeit mit demſelben ſey nun beabſichtigt oder nicht. Hieraus folgt, daſs jede Onomatopoiie onomatopoietiſch, aber nicht umgekehrt jedes onomatopoietiſche Wort eine Onomatopoiie iſt. Je ähnlicher ein Wort der Sache, die es bezeichnet, iſt, um ſo onomatopoietiſcher iſt es. Das Wort, das durch ſeine Sylben und ihre Succeſſion, kurz: durch ſeine Form einem Seelenzuſtande als einer Reihe von Veränderungen ähnlich iſt, wird dieſem ähnlicher ſeyn, als einem körperlichen Zuſtande, dem es nur nach der Form, die derſelbe in Rückſicht auf Bewegung und Ruhe hat, ähnlich ſeyn kann. In jenem Falle haben wir nur Veränderung überhaupt mit Veränderung überhaupt; in dieſem hingegen eine beſondere Art der Veränderung, die Bewegung, durch das Wort auszudrücken. Dort iſt das Zeichen ſowohl als die bezeichnete Sache etwas blofs in der Zeit; hier hingegen das Zeichen etwas blofs in der Zeit, die bezeichnete Sache hingegen etwas in der Zeit und dem Raume befindliches.

Das Onomatopoietiſche in pſychologiſchen Wörtern dieſer Art ſieht man, oder empfindet es wenigſtens leicht. Es weiſet ſofort auf die Form des Zuſtandes der Seele hin, den ſie ausdrückt; und kann daher zur nähern Kenntniſs deſſelben

ange-

angewandt werden. Ich bleibe, um dieſes näher zu erläutern, bey dem letzten Beyſpiele.

Das Wort, Staunen, bezeichnet den Seelenzuſtand, in welchem der Fluſs der Vorſtellungen aufgehalten wird. Von der Urſach dieſes Zuſtandes ſagt das Wort noch nichts, noch nichts von der Veranlaſſung zu demſelben; aber es wird mir bald eine Veranlaſſung, die ich dazu hatte, vergegenwärtigen und mich hiedurch in den Stand ſetzen, den Begriff davon zu entwickeln. In den Wörtern Luſt, Vergnügen, Freude, Wohlgefallen, ſcheint nichts onomatopoietiſches zu ſeyn; ſie werden uns daher auch nicht ſo leicht zur Entwickelung der Begriffe führen, welche ſie bezeichnen.

Wir hatten alſo für pſychologiſche Gegenſtände zwey Arten onomatopoietiſcher Ausdrücke in der Sprache: Ausdrücke, welche ſich an den Ton halten, der einen Gemüthszuſtand begleitet; und Ausdrücke, die ihn bloſs in ſeiner Form abbilden, es ſey nun, daſs ſie ſich zunächſt an den damit verbundenen körperlichen Zuſtand, oder unmittelbar an den Zuſtand der Seele halten. Daſs dieſes Letzte möglich ſey, ſieht man daraus, daſs pſychologiſche Ausdrücke oft eine neue Bedeutung annehmen, in der ſie onomatopoietiſcher ſind. Luſtig nennen wir jezt nicht alles und jedes, was Luſt überhaupt erregt, ſondern wir verbinden mit dem Worte immer den Begriff einer wil-

den Ausgelaſſenheit. Vor nicht viel länger als hundert Jahren, that man das noch nicht. Denn der fromme Auguſt Hermann Franke, der allem luſtigen Weſen abhold war, wollte die Zöglinge in ſeinen Anſtalten durch luſtige Spaziergänge erheitern *). Damals führte alſo das Wort die Nebenidee noch nicht bey ſich, die ihm jezt anhängt. Der Grund von ſeiner jetzigen Bedeutung liegt unſtreitig wohl darin, daſs es in derſelben, durch den geſchärften Ton ſeiner Hauptſylbe **) onomatopoietiſcher iſt, und die gröſse-

*) In A. H. Frankens erſtem Projekt zu einer Erziehungsanſtalt, aus welcher bald das Halliſche, im Jahr 1696 eröffnete, Pädagogium hervorging, heiſst es No. 10. „Zu ihrem Divertiſſement, „ wird auſser dem, was von der Matheſi und Me„ chanica ſchon erwehnt iſt, angelegt — — — „ Auch ſollen dazu dienen luſtige Spaziergänge.“ S. A. H. Niemeyer's vollſtändige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königlichen Pädagogiums zu Halle etc. Halle 1796. S. 13. und 9.

**) Dieſes dürfte wohl kaum bemerkt werden, wenn man in manchen Dialekten nicht die erſte Sylbe des Worts gedehnt ausſpräche, und lūſtig ſtatt: lůſtig ſpräche. Da verſchwindet freylich die Onomatopoiie, eben ſo wie ſie verſchwindet, wenn man Blĭtz ſtatt: Blítz ſpricht. Das letzte Wort, wenn es geſchärft ausgeſprochen wird, ſtellt uns die Rapidität der Sache gleichſam vor Augen, und iſt alſo alsdann onomatopoietiſch.

re Lebhaftigkeit der Luft ausdrückt, in welcher eben ihre Ausgelaſſenheit liegt.

Auſser dieſen onomatopoietiſchen Ausdrücken, giebt es für pſychologiſche Gegenſtände ferner 1) figürliche, 2) abgeleitete und 3) Ausdrücke, die theils figürlich, theils abgeleitet ſind. Jede dieſer Arten fordert eine eigene Betrachtung.

Im weitſten Sinne ſind vielleicht ſelbſt die onomatopoietiſchen Wörter, in ſofern ſie einen Seelenzuſtand rein, d. h. ſo weit er bloſs unter den innern Sinn fällt, bezeichnen, figürlich, und werden durch eine Metonomie auf die Seele eingeſchränkt. Dieſe Wörter will ich indeſs aus guten Gründen nicht mit unter den figürlichen Ausdrücken begreifen. Denn dasjenige, was bey den übrigen pſychologiſchen Ausdrücken in Betrachtung kommt, findet auf ſie keine Anwendung.

Die figürlichen Ausdrücke, von welchen hier die Rede iſt, ſind immer von dem Körperlichen, oder allgemeiner, der Materie oder gewiſſer Arten derſelben entlehnt. Neigung, Abneigung, Hang, Begreifen u. a. m. ſind Ausdrücke, die von Körpern entlehnt ſind; heiter, trübe u. ſ. w. von der Materie. Eine vollſtändige Klaſſifikation dieſer Ausdrücke kann ich nicht unternehmen, ſondern nur einige Klaſſen auszeichnen, welche mir einer nähern Betrachtung werth ſcheinen.

Es giebt erſtens Ausdrücke, die von dem menſchlichen Körper entlehnt ſind, wie begreifen, einſehen, fühlen. Eigentlich begreifen wir etwas mit der hohlen Hand, ſo weit es in allen Punkten berührt wird; uneigentlich begreift der Verſtand etwas, wenn es ihm, ſo zu ſagen, in allen Punkten, worauf es dabey ankommt, gegenwärtig iſt. Einſehen iſt eben ſo von dem Körper entleht. Denn dem rohen Menſchen, bey welchem nur der Anfang der Sprache zu ſuchen iſt, iſt das Auge nicht das Organ des Sehens, ſondern das Subjekt des Sehens. Das Auge ſieht bey ihm, in eben dem Sinne, worin bey uns die Seele denkt. Dieſe Bemerkung läſst ſich von ſelbſt auf das Fühlen ausdehnen. Nicht die Seele fühlt dem rohen Menſchen, ſondern der verwundete Arm, Fuſs, oder welcher Theil des Körpers es ſonſt iſt, der die Seele den Schmerz fühlen macht.

Die Ausdrücke dieſer Art ſind vielleicht die verſtändlichſten, und es bedarf nur einer geringen Abſtraktion, um den Begriff, den ſo ein Ausdruck bezeichnet, in ſeiner gröſsten Allgemeinheit aufzufaſſen, oder dem Worte die Bedeutung zu geben, in der es genommen werden muſs, wenn wir den Reichthum der Sprache am vortheilhafteſten benutzen wollen. Ich bleibe, um dieſes zu erläutern, bey dem Gefühle.

Der Schmerz z. B. iſt ein Gefühl; das Weiche, Glatte u. ſ. w., wenn wir es mit den Fingerſpitzen

berühren, erregt gleichfalls ein Gefühl. Beyde Gefühle sind in einem Punkte verschieden: den Schmerz fliehen wir; dem Gefühl, welches die Berührung des Platten uns verursacht, hingegen überlassen wir uns gern. Eben dieselben Gefühle kommen aber in andern Punkten überein. Denn erstens sind beyde Zustände unserer selbst, und dann sind wir gegen den einen so wenig als gegen den andern gleichgültig. Hierin kommen sie mit allem, was wir Gefühl nennen, wie Freude, Traurigkeit, oder Lust und Unlust im besondern Sinne, dem Gefühle des Wohlgefallens und Missfallens, ganz überein; ja auch mit den Gefühlen, in welchen Lust und Unlust zusammenfliesst. Bey den eben angeführten Gefühlen, verlieren wir schon unsern Körper ganz aus den Augen, noch mehr diesen oder jenen besondern Theil desselben. Mit Einem Male, oder durch einen Sprung, war der Begriff und die Bedeutung des Worts, durch welches er bezeichnet wird, nicht so verallgemeinert; sondern dieses geschah durch mehrere Schritte. Zu allererst fühlte nur die Hand, der Fuss, oder welcher besondere Theil des Körpers es war, der den Menschen schmerzte, oder etwa bey ihm auf eine angenehme Art berührt wurde; dann fühlte der ganze Körper oder der ganze Mensch, z. B. was wir jezt das Wohlbehagen oder Missbehagen nennen. Diese Zustände wurden also auch unter dem Nahmen des Gefühls befasst. Nun war der zweyte Schritt bald gethan, und

auch ein ſolcher Seelenzuſtand, den wir fliehen, oder nach dem wir ſtreben, wurde Gefühl genannt, wenn wir bey ihm auch den ganzen Körper ſowohl als einzelne Theile aus den Augen verlieren, wie z. B. die Freude über ein angenehmes, und die Traurigkeit über ein unangenehmes Ereigniſs.

Dieſe allmählige Verallgemeinerung findet ſich bey mehrern pſychologiſchen Ausdrücken. Sinn z. B. heiſst urſprünglich Sehen *). Wir ſehen, was wir durch das Auge wahrnehmen. Wir nehmen nicht allein durch das Auge, ſondern auch das Ohr, die Fingerſpitzen, mit welchen wir etwas betaſten u. ſ. w. etwas wahr. Dieſes Wahrnehmen war auch ein Sinn. Es iſt eine Bemerkung, die ſich bald jedem aufdringt, der auf die Sprache aufmerkſam iſt, daſs alle Wörter, mit welchen wir einzelne Vermögen der Seele bezeichnen, auch die Aeuſserungen derſelben anzeigen. Wille z. B. bedeutet nicht allein das Vermögen zu wollen, ſondern auch das Wollen ſelbſt; Verſtand iſt nicht allein ein Vermögen zu verſtehen, ſondern auch das Verſtehen ſelbſt. Man hat Verſtand von etwas, wenn man davon etwas verſteht. Dieſes iſt freylich nur die Sprache des gemeinen ungebildeten Mannes; allein deſto beſſer. Denn dieſer kann hier eben unſer Lehrer ſeyn, wo es darauf ankommt, zu

*) Adelungs Wörterbuch, Art. Sinn.

zeigen, wie gewiſſe Begriffe und die Bedeutungen gewiſſer Wörter mit der Ausbildung des Menſchen ſich allmählig erweitert haben.

Hat es mit der Bemerkung, daſs die Wörter, welche Seelenvermögen anzeigen, auch die Aeuſserungen dieſer Vermögen bezeichnen, ſeine Richtigkeit; ſo kann wohl die Frage nicht ſeyn, ob ſie zuerſt jene oder dieſe Bedeutung gehabt haben. Denn die Aeuſserung eines Vermögens iſt etwas in der Erfahrung wahrnehmbares; nicht ſo das Vermögen ſelbſt, auf welches wir von jenen nur ſchlieſsen und durch einen Schluſs, der noch über die Vernunft des ungebildeten Menſchen iſt.

Wurde Sehen, Hören u. ſ. w., das eine wie das andere Sinn genannt; ſo war es natürlich, mit dieſem Ausdrucke, die Vermögen zu ſehen, zu hören u. ſ. w. zu benennen. Hier hatte der gemeine Mann ſchon ſeine fünf Sinne. So wie dieſe die Aufsenwelt uns darſtellen, ſtellt die Seele ſich ſelbſt ihre eignen Veränderungen und Zuſtände, welche ſie in ſich empfindet, vor. Es bedurfte jezt nur einer kleinen Verallgemeinerung des Begriffs und Ausdrucks, um unter Sinn, mit dem Pſychologen das Vermögen, ſich etwas durch einen Sinn überhaupt vorzuſtellen, zu verſtehen, und den innern von den äuſsern Sinnen zu unterſcheiden.

Eine zweyte Klaſſe figürlicher Ausdrücke, welche wir von der Seele brauchen, ſind von Körpern und ihren Verhältniſſen überhaupt, ent-

lehnt. Dergleichen ſind z. B., auſser den ſchon vorhin angeführten, Neigung, Abneigung und Hang noch: Zerſtreuung, Vertiefung, Faſſung, Verwirrung und viele andere. Dieſe Ausdrücke ſind insgeſammt metaphoriſch; ſie werden von einem Aehnlichen auf das andere übertragen. Hat man die eigentliche Bedeutung ſo eines Worts genau aufgefaſst; ſo kann man die pſychologiſche Bedeutung leicht finden. Man zerſtreuet z. B. etwas im eigentlichen Sinne, wenn man es durch Streuen auseinander bringt; metaphoriſch ſagen wir daher von der Aufmerkſamkeit des Menſchen, daſs ſie zerſtreuet iſt, wenn ſie auf zu viele Gegenſtände, und daher auf keinen mit der nöthigen Stärke gerichtet iſt. Nach einer bekannten Metonymie ſagen wir dann auch von einem Menſchen, daſs er zerſtreuet ſey.

Ich ſagte vorhin, daſs alle Ausdrücke dieſer Art metaphoriſch ſind. Rein-metaphoriſch ſind ſie aber meiſtens nur in ihrer erſten pſychologiſchen Bedeutung, wenn die erſte Bedeutung diejenige iſt, in welcher die übrigen, nach dem Zuſammenhange zwiſchen unſern Begriffen, gegründet ſind. Denn wir leiten unabläſſig von alten neue Bedeutungen, die wir Wörtern geben, ab; und jede Ableitung einer Bedeutung aus einer andern geſchieht durch eine Figur. Daher iſt zwar nicht jede pſychologiſche Bedeutung eines Worts, welches von Körpern und ihren Verhältniſſen entlehnt wird, rein-metaphoriſch; aber immer wird

ihr eine Metapher zum Grunde liegen, oder ſie wird im Verhältniſs zur Grundbedeutung zum Theil metaphoriſch ſeyn. Nenne ich einen Menſchen zerſtreut; ſo iſt die Bedeutung dieſes Worts hier nicht rein-metaphoriſch, aber doch metonymiſch-metaphoriſch. Vielleicht ſagte man indeſſen eher von dem Menſchen ſelbſt, daſs er zerſtreut ſey, als man es von ſeiner Aufmerkſamkeit ſagte. Wenigſtens iſt dieſes nach einigen andern Metaphern zu vermuthen, die gerade das Gegentheil anzeigen. Denn der Menſch nimmt ſich zuſammen, faſst ſich u. ſ. w. in einem eben ſo figürlichen Sinne, als wir ihn zerſtreut nennen.

Eine und eben dieſelbe Sache kann auf verſchiedene Art metaphoriſch benannt werden. Der eine greift nach dieſer, der andere nach jener Aehnlichkeit der zu benennenden Sache mit etwas Anderm. Was der eine Neigung nannte, nannte der Andere Hang. Iſt ſo ein Ausdruck glücklich gewählt, oder vielmehr glücklich getroffen; — denn das Bedürfniſs, ſich auszudrücken, läſst zur Wahl ſelten Zeit — ſo wird er ſofort verſtanden und bald in Umlauf kommen. Es kann daher ſeyn, daſs mehrere Ausdrücke für eine Sache, die nicht mit einem eigentlichen Nahmen benannt werden kann, in Umlauf kommen. Der gemeine Sprachgebrauch, der auf die feinern Unterſchiede nicht ſieht, braucht den einen Ausdruck für den andern, ohne zwiſchen ih-

nen zu wählen; allein derjenige, dem es auf die feinern Unterſchiede ankommt, und der eben daher dieſe bemerklich zu machen ſuchen wird, wird zwiſchen ihnen bald zu wählen und zu unterſcheiden wiſſen. Er wird wohl von einem Hange zum Spiel, zur Verſchwendung, zum ſinnlichen Wohlleben, und er wird auch von einer Neigung dazu reden; aber nicht von einem Hange zur Wohlthätigkeit, nicht von einem Hange zu einer Kunſt, wohl aber von einer Neigung zu derſelben. Ausdrücke, die lange Zeit gleichbedeutend waren, wenn Ausdrücke gleichbedeutend ſind, die genau eine und eben dieſelbe Sache, wenn auch nicht nach eben denſelben Merkmalen bezeichnen, hören alsdann auf es zu ſeyn. Nicht dieſer oder jener allein, ſondern der gebildete Theil der Nation fängt an, unter ihnen zu unterſcheiden, wenn der Unterſchied der Bedeutungen auch nur mehr empfunden, als deutlich eingeſehen wird. Um zu unterſcheiden, hält man ſich an die urſprüngliche Bedeutung der Metaphoriſchen Ausdrücke, oder wenigſtens an die, welche man als die urſprüngliche betrachtet. Hier findet man denn leicht, daſs die eine Metapher Nebenideen mit ſich führt, welche mit der andern nicht verbunden ſind. Will man dieſe nicht mit ausdrücken, oder will man die Vorſtellung desjenigen, was man zu bezeichnen hat, gerade davon rein erhalten; ſo wird man ſich an die letzte Metapher halten: hingegen kommt es einem eben auf dieſe

Idee an; ſo wird man ſich an die erſte Metapher halten. Denn dieſe iſt alsdann ausdrückender und mehr als ausdrückend: ſie wird mahlend.

Neigung drückt eigentlich den Zuſtand aus, in welchem etwas von oben nach unten in einer ſchiefen Richtung bewegt wird; Hang den Zuſtand, wo etwas, z. B. ein Gewicht, hängt. Den letzten Zuſtand denken wir uns immer als paſſiv, aber nicht den erſten. Denn dieſer kann auch aktiv ſeyn. Ich ſage: er kann es ſeyn. Eben daher brauchen wir Neigung von einem habituellen Verlangen nach etwas, oder vielmehr von dem fortwährenden ſubjektiven Grunde deſſelben, wir mögen nun jenes Verlangens noch Herr ſeyn oder nicht; Hang hingegen von einem ſolchen Verlangen, das wir nicht zu unterdrücken im Stande ſind. Wer einen Hang zum Spiel hat, wird der Verführung, die eine Gelegenheit zu ſpielen für ihn hat, nicht widerſtehen können; wer eine Neigung zum Spiel hat, wird gern ſpielen, aber er wird vielleicht auch ſeine Neigung in ihren gehörigen Schranken zu halten wiſſen. Hang drückt immer eine ſtärkere Neigung aus, und wird immer im böſen Sinne; Neigung hingegen im guten ſowohl als böſen Sinne gebraucht. Ein guter Hang würde etwas widerſprechendes ſeyn, weil gut etwas nur in ſofern ſeyn kann, als es frey iſt. Einen Hang kann jemand zur Verſchwendung haben; zur Wohlthätigkeit aber nur eine Neigung. Toll ſcheint Anfangs jede Verrückung, wenn

Verrückung die Krankheit ist, in welcher das gehörige Verhältnifs der Seelenvermögen gestört ist, bezeichnet zu haben. Nach einem spätern Sprachgebrauche scheint es nur diejenige Art von Verrückung zu bezeichnen, in welcher die Vernunft die Herrschaft über das Begehrungsvermögen verlohren hat. Ich glaube dieses schon anderwärts *) bewiesen zu haben, und führe es jezt nur zur Bestätigung an, dafs der Sprachgebrauch auf die vorhin angegebene Art sich verändert, und bald die Bedeutung eines Worts erweitert, bald sie wieder verengt. Hatte man für das, was man Anfangs: toll nannte, auch das Wort verrückt gebraucht; so hatte man bald einen Anlafs, das Wort Tollheit für eine besondere Art der Verrückung insbesondere zu brauchen, für diejenige nämlich, wo die Vernunft über die Begierden des Menschen ihre Herrschaft verlohren hat. In dieser urtheilt der Mensch nicht allein falsch, sondern wir sehen ihn unvernünftig handeln; oft selbst vernunftlos handeln, wenn er gleich das Vernunftlose in seinen Handlungen selbst einsieht, und es mifsbilligt, aber dem Ungestüm einer Leidenschaft, die ihn fortreifst, nicht widerstehen kann. (Die Fortsetzung folgt.)

J. C. Hoffbauer.

*) Unters. über die Krankheiten der Seele, 2. Th. S. 342.

VII.

Anzeigen.

Beobachtungen über den Wahnsinn nebst (einer) Prüfung der Gallschen Schädellehre von *A. Winkelmann*, Dr. und Professor in Braunschweig. Berlin 1806. VII. und 208. 8.

Wir sind unsern Lesern um so mehr eine Anzeige dieser Schrift schuldig, da sie nach dem Vorbericht des Verlegers, von ihrem zu früh verstorbenen Verf. für ein von ihm herauszugebendes: „Archiv für die Gemüths- und Nervenkrankheiten" bestimmt war, und das erste Stück dieser Schrift, oder vielmehr dieser Sammlung von Aufsätzen, den Plan dieser Zeitschrift, deren Zweck auch ein Zweck der unsrigen ist, wenn der Zweck der unsrigen gleich mehr umfasst, darlegen soll.

Wir übergehen das, was der Verf. in demselben von dem Nutzen einer Zeitschrift sagt, die besondern medicinischen Wissenschaften gewidmet ist, da dasselbe sich auf alle Zeitschriften für besondere Wissenschaften anwenden läst; ingle-

chen auch übergehen wir, was von den Umſtänden geſagt wird, die ſich jezt ſo glücklich für die Kultur der Pathologie und Therapie der Nerven- und Gemüthskrankheiten zu vereinigen ſcheinen, da wir und unſere Leſer hierin mit dem Verf. einig ſeyn mögten. Wenn der Verf. den Grund der ſo langen Vernachläſſigung jener Wiſſenſchaften, auch darin findet, daſs man die phyſiſchen und pſychiſchen Erſcheinungen von einander getrennt habe; ſo können wir ihm ſo wenig unbedingt beyſtimmen, als unbedingt widerſprechen. Denn allerdings muſste die Trennung dieſer und jener Erſcheinungen beynahe den Arzt verleiten, ſich in der Behandlung jener Krankheiten lediglich an die phyſiſchen Erſcheinungen zu halten. Allein dennoch hätte nicht allein dieſe Trennung früher benutzt werden ſollen, ſondern ſie iſt ſelbſt nothwendig, wenn wir das Phyſiſche und Pſychiſche, jedes für ſich und beydes in ſeiner Verbindung, genauer wollen kennen lernen. In der Natur iſt das eine nicht ohne das andere, allein beydes in ſeiner Verbindung iſt ein zu komplicirtes Objekt der Beobachtung, als daſs wir nicht zum Behufe derſelben, und noch mehr zum Behufe der Theorie, jedes vorerſt allein, und dann beydes in ſeiner Verbindung betrachten müſsten, um davon an ſeinem Orte eine richtige Anwendung zu machen. Vielleicht wäre dieſes dem Verf. nicht entgangen, wenn er, wie man allerdings mit Recht erwarten könnte, den Begriff einer Gemüths-

krankheit, beſtimmt angegeben hätte. Dieſes wäre um ſo nöthiger geweſen, da vielleicht keine Gemüthskrankheit ohne eine Nervenkrankheit exiſtirt, obgleich Nervenkrankheiten, wie meiſtens die ſpaſtiſchen, ohne eine Gemüthskrankheit beſtehen können. Allein wenn, wie der Verf. in dem Folgenden vorauszuſetzen ſcheint, beydes, eine Nerven- und eine Gemüthskrankheit, auch unzertrennlich mit einander verbunden iſt; ſo iſt dennoch nicht, wie gleichfalls der Verf. vorauszuſetzen ſcheint, das eine das andere; eben ſo wenig als die Ausdehnung und die Schwere, obgleich beyde nothwendig mit einander verbunden ſind. Hätte der Verf. den Begriff einer Gemüthskrankheit, mit der erforderlichen Deutlichkeit gedacht; ſo würde er auch die Behauptung ſchwerlich gewagt haben, daſs ohne eine beſondere Kultur der Therapie der Nervenkrankheiten keine Fortſchritte in der Lehre von den Gemüthskrankheiten gemacht werden können. Allerdings mag das Beſtreben, dieſe Therapie zu kultiviren, eine ſehr auffordernde Veranlaſſung ſeyn, die Lehre von den Gemüthskrankheiten zu bearbeiten; ſo wird dennoch dieſe Theorie dadurch nicht erſt möglich, ſondern umgekehrt muſs jene Therapie auf dieſe Lehre fuſsen.

Die Zeitſchrift ſollte 1) theoretiſche Abhandlungen über Gegenſtände der Phyſiologie, Pathologie und Therapie des Nervenſyſtems, und den

gesunden und kranken Zustand des Gemüths enthalten; 2) Beobachtungen kranker Zustände des Nervensystems und des Gehirns — „von Aerzten „ aufgezeichnet, von Psychologen bemerkt," (sagt der Verf., welches wir aber nicht zu verstehen, bekennen müssen) und aus Lebensbeschreibungen und Kriminalakten gezogen, mittheilen; imgleichen auch 3) Nachrichten von Irrenanstalten und dem Zustande derselben, und zuletzt 4) unter dem Titel: „Literatur," Recensionen hieher gehöriger Schriften und Anzeigen aus medicinischen und andern Werken, in sofern sie den gesunden und kranken Zustand des Gehirns und Nervensystems betreffen, liefern.

Bemerkungen über diesen Plan halten wir um so weniger für nöthig, da der Tod des Verf. uns der Hoffnung beraubt hat, ihn ausgeführt zu sehen. Nur hätten wir, wenn auch nur zu unserer eignen Belehrung, gewünscht, dass der Verf. sich über einige Punkte desselben, besonders den zweyten, näher erklärt hätte. Denn bey diesem treten die Forderungen der historischen Kritik, und mit nähern Bestimmungen ein, welche nur die Natur der psychologischen Thatsachen an die Hand geben kann.

Um so weniger können wir umhin, eine Aeusserung des Verf., die uns wenigstens in der Hauptsache, wie aus der Seele geschrieben ist, mitzutheilen. „Die Wissenschaft, sagt er S. 14, „ver-

„ verlangt eine völlige Freyheit der Unterſuchung;
„ die Medicin aber reine, vollſtändige, von kei-
„ ner Vorſtellung getrübte Beobachtungen. Je-
„ der Beytrag wird daher gleich willkommen
„ ſeyn. Ein einzelnes Werk kann das Gepräge
„ einer philoſophiſchen Schule tragen, wenn es
„ ihr leibeigen oder ſehr dankbar iſt; aber eine
„ fortſchreitende Sammlung von Arbeiten weiſs
„ von keiner Beſchränkung. Hier ſey keine Er-
„ klärung zu kühn oder voreilig: denn ſie wird
„ bald genug ihre Berichtigung finden; keine
„ Beobachtung unbedeutend: denn ſie gehört zu
„ einem bedeutenden Ganzen.“

Der zweyte Aufſatz iſt: „Allgemeine Definition, Eintheilung und Aetiologie der Gemüthskrankheiten“ überſchrieben. Schon der Anfang deſſelben läſst wenig von den Definitionen, als Definitionen, erwarten: denn daſelbſt werden jene Krankheiten Erſcheinungen genannt. Allein wenn gleich jede Krankheit ſich uns in gewiſſen Erſcheinungen offenbart; ſo ſind dieſe Erſcheinungen doch nicht die Krankheiten ſelbſt. Denn eine Erſcheinung iſt doch nichts anders, als was ſich unmittelbar in der Erfahrung darſtellt, oder wahrnehmbar iſt, d. h. unmittelbar, ohne erſt Schlüſſe zu machen, als wirklich erkannt werden kann. So etwas kann eine Krankheit überhaupt nicht ſeyn, da ſie nicht ſelbſt unter unſere Sinne fällt, ſondern

nur gewiſſe Wirkungen derſelben, von welchen wir auf ſie ſchlieſsen, und daher die Krankheit erkennen. Eine Gemüthskrankheit überhaupt, die der Verf. auch Mania nennt, definirt er (S. 19.) durch „denjenigen Zuſtand des menſchlichen Lebens, in welchem das Nervenſyſtem, namentlich die Sinne, thätig ſind, in welchem aber kein Bewuſstſeyn möglich iſt," und unterſcheidet drey Gattungen derſelben, den Blödſinn (Amentia), Unſinn (furor) und Wahnſinn (Melancholia), wie er ſie nennt. „Im Blödſinne iſt das Bewuſstſeyn unmöglich, und alle Erſcheinungen zeigen ein ſchwaches unthätiges Gehirn, ein ſchwaches Nervenſyſtem, und einen unvollkommenen oder leidenden Organismus; im Unſinn fehlt das Gedächtniſs, weil das Gehirn zu thätig iſt, und alle Erſcheinungen verrathen eine heftige Bewegung des Nervenſyſtems; und im Wahnſinn fehlt das Bewuſstſeyn ganz, und eine oder die andere Thätigkeit des Gehirns tritt an deſſen Stelle." — Ohne noch über den allgemeinen Begriff, unter welchem die hier angegebenen Gattungen unterſchieden werden ſollen, und die Benennungen derſelben eine Bemerkung zu machen, können wir nicht umhin, zu erinnern, daſs dieſer Eintheilung, mit welcher der Verf. ſelbſt, auch nicht ganz zufrieden zu ſeyn, eingeſteht, gerade das Allerweſentlichſte, ein Fundamentum diviſionis, fehlt. Die beyden erſten Glieder oder Gattungen, wie ſie genannt werden, ſind, wenn die Begriffe von

denſelben nur Realität haben, allerdings entgegengeſetzt, wie die Logik es von Gliedern einer Eintheilung fordert, und unterſcheiden ſich durch die Urſach, in welcher die Unmöglichkeit des Bewuſtſeyns gegründet iſt. Dieſe ſcheint alſo der Eintheilungsgrund zu ſeyn; allein wie läſst ſich nach demſelben die dritte von der erſten und zweyten Art — oder Gattung, wie der Verf. es nennt — unterſcheiden? Und wie iſt überhaupt das dritte Eintheilungsglied dem erſten oder zweyten entgegenſetzt? Denn das Bewuſstſeyn fehle aus Schwäche oder aus einer zu groſsen Thätigkeit des Gehirns; ſo kann doch in dem erſten wie in dem zweyten Falle, eine andere Thätigkeit an ſeine Stelle treten; Wahnſinn könnte alſo nach Verſchiedenheit der Fälle Blödſinn oder Unſinn, in der Bedeutung, wie der Verf. dieſe Ausdrücke nimmt, ſeyn. Wenn man auch, um die gröſste Billigkeit gegen den Verf. zu beweiſen, jene Unterſcheidung des Blödſinns, Unſinns und Wahnſinns, nicht als eine Eintheilung, ſondern nur als eine Klaſſifikation, oder als eine Grundlage derſelben betrachten wollte; ſo würde man dadurch doch die eben gemachten Einwürfe nicht entfernen. Eine Klaſſifikation hat allerdings das Vorrecht, einſtweilen unvollſtändig zu ſeyn, und ſich, ſo wie der Kreis unſerer gemachten Erfahrungen ſich erweitert, zu vervollſtändigen; allein ſie darf nicht Gattungen oder Arten neben einan-

der ſtellen, von denen die eine in die andere greift.

Beſtehen alle Gemüthskrankheiten, nach dem Verf., in einer Unmöglichkeit des Bewuſstſeyns, und daher auch in einem Mangel deſſelben; ſo würde die Frage ſeyn, was der Verf. denn eigentlich unter Bewuſstſeyn verſtehe. Denn jene Definitionen weiſen ſchon darauf hin, daſs von demſelben jenes Wort in einer andern, als der gemeinen, jedermann verſtändlichen, Bedeutung genommen werde. Das Bewuſstſeyn iſt ihm aber S. 31. derjenige „Akt der Intelligenz, in „welchem das Seyn und das Wiſſen, die ob„jektive und ſubjektive Welt, zuſammen fallen.“ — Wir irren wohl nicht, wenn wir dieſem zu Folge vorausſetzen: das Bewuſstſeyn im Sinne des Verf. ſey eine wahre Erkenntniſs deſſen, was als wirklich vorgeſtellt wird, und alle Gemüthskrankheiten beſtehen nach dem Verf., in der Unmöglichkeit einer wahren Erkenntniſs des Wirklichen als ſolchen. Wir wenigſtens zweifeln daran, ob dieſes ſich auf irgend eine Gemüthskrankheit, oder irgend eine Krankheit überhaupt anwenden lieſse. Denn wo wäre wohl der Menſch, dem das Bewuſstſeyn, in dem vorhin angegebenen Sinne, überhaupt fehlte? Und das müſste es doch, wenn er ein Gemüthskranker ſeyn ſoll, da eben in der Unmöglichkeit deſſelben ſeine Krankheit beſtehen ſoll. Wichtiger, als dieſe Bemerkung, ſcheint uns eine andere, weil ſie mit der Kultur

der Pſychologie und der pſychiſchen Medicin in zu naher Beziehung ſteht. Denn der Verf. kommt auf den vorhin mitgetheilten Begriff des Bewuſstſeyns nicht ſogleich, ſondern erklärt das Bewuſstſeyn zuerſt (S. 23.) durch den Zuſand des menſchlichen Lebens, in welchem das Gehirn, ſeiner urſprünglichen Anlage nach, thätig iſt.“ Es ſey, daſs das Bewuſstſeyn eine Folge dieſer Thätigkeit iſt, und daher beydes, das Bewuſstſeyn und dieſe Thätigkeit, unzertrennlich mit einander verbunden ſind; ſo iſt dennoch das eine nicht das andere, eben ſo wenig wie die drey Seiten des Triangels die drey Winkel deſſelben ſind. Dadurch aber, daſs der Verf. dieſe Thätigkeit der Wirkung derſelben ſubſtituirte, wurde er mit einem Male von ſeinem Wege abgeleitet. Der Arzt mag ſich allerdings, bey der Ausübung ſeiner Kunſt, an die Urſach der Krankheit, die er heilen will, zu halten haben; ſo iſt es ein anderes, eine Kunſt ausüben, und ein anders, an der Vervollkommnung der Theorie derſelben arbeiten. Die erſte Frage iſt hier, worin eine Sache beſtehe, oder was ſie ſey; nicht, was ihre Urſach ſey, oder woraus ſie entſtehe. Dieſes können wir erſt aus Schlüſſen wiſſen, welche wir aus jenem Begriffe mit oder ohne Hülfe der Erfahrung ziehen. Iſt ſo die Urſach, von der eine Krankheit unterhalten wird, gefunden; ſo mag man, um die Krankheit zu heilen, ſie, wenn man ihr beykommen kann, wegräumen; in der Theorie fange man hiervon aber

nie an. Denn eine so ungründliche Theorie kann nie die Grundlage einer gründlichen Praxis werden. Die hier gerügte fehlerhafte Subſtitution der Urſach an die Stelle der Wirkung, um deren Begriff es zunächſt zu thun war, findet ſich nicht allein in der Definition des Bewuſstſeyns, ſondern auch in den Definitionen der Gemüthskrankheit und der Gattungen, welche davon angegeben werden. Denn um bey dem, was der Verf. Unſinn nennt, ſtehen zu bleiben, ſo fällt wohl in die Augen, daſs wir den Menſchen, bey welchem das Gehirn in zu groſser Thätigkeit iſt, nicht deshalb unſinnig nennen, ſondern weil er verkehrt urtheilt und handelt, oder vielmehr des heftigen Stroms ſeiner Vorſtellungen wegen nicht dazu kommen kann, richtig zu urtheilen und mit Verſtande zu handeln. So urtheilt jeder, ohne an das Gehirn und die Nerven eines ſolchen Unglücklichen zu denken, und urtheilt richtig, weil derſelbe nach wie vor unſinnig bleiben würde, wenn ſein Gehirn und ſeine Nerven auch unſchuldig an ſeinen Verirrungen wären. Jeder hat hier eine rein pſychiſche, mehr oder minder entwickelte Anſicht der Sache. Der rein pſychiſche Begriff, auf welchen dieſe Anſicht führt, würde vorerſt zu erörtern ſeyn. Wäre dieſes geſchehen, ſo würde es erſt Zeit ſeyn, nach den ſomatiſchen Gründen des Unſinns zu fragen, die wir vielleicht beſtimmter, und nicht blos in einer ſo magern Allgemeinheit auffinden, wenn wir, wie dort

das Pſychiſche, ſo hier das Somatiſche vorerſt für ſich betrachten, und dann erſt beydes zuſammenſtellen. Auf dieſem Wege ſind die Erfahrungen über das Verhältniſs des Pſychiſchen und Somatiſchen, an welchen es uns bis jezt faſt gänzlich fehlte, zu hoffen, und Erfahrungen, durch welche wir uns dem Ziele nähern, um welches man ſchon ſo lange herumgeirrt iſt. Hierzu iſt, wie aus dem Geſagten erhellet, eine Trennung der pſychiſchen und phyſiſchen Erſcheinungen, um mit dem Verf. zu reden, nöthig, ſo ſehr er hiergegen auch eingenommen war.

Von S. 80. bis zu Ende des Aufſatzes, ſo weit er hier abgedruckt iſt, führt der Verf. die entfernten Urſachen des Wahnſinns an, in ſofern ſie in Unvollkommenheiten des Gehirns, des Nervenſyſtems und des Organismus überhaupt beſtehen, und liefert insbeſondere eine ſchätzbare Nachleſe zu den hierüber von Arnold und andern über das Gehirn wahnſinniger Perſonen geſammelten anatomiſchen Beobachtungen.

Das Vorzüglichſte in dieſer Sammlung iſt der dritte Aufſatz: Prüfung der Hirn- und Schädellehre des Herrn D. Gall (S. 113 — 208.). Der Beweis, durch welchen der Verf. den Kardinalſatz der Gallſchen Kranioſkopie, daſs jede Anlage ihr eigenthümliches Organ im Gehirn habe, dadurch widerlegen will, daſs er zeigt, das Gehirn ſey das Organ aller geiſtigen Erſcheinungen, kann uns freylich nicht ge-

nügen. Denn durch dieſen Beweis, wenn er übrigens auch richtig iſt, iſt doch nichts mehr und nichts weniger dargethan, als daſs das ganze Gehirn das Organ aller Seelenerſcheinungen zuſammengenommen ſey; aber nicht, daſs nicht dieſer oder jener Theil deſſelben das eigenthümliche Organ dieſer oder jener Erſcheinungen insbeſondere ſey; da jenes mit dieſem ſo wenig in Widerſpruch iſt, daſs, wenn dieſes wahr iſt, auch jenes wahr ſeyn muſs. Allein ſo verunglückt dieſer Beweis iſt; ſo ſcharfſinnig iſt die Prüfung der Erfahrungen, von welchen Gall ausgegangen iſt, und die Schlüſſe, die er aus denſelben gezogen hat. Ohne den Scharfſinn Anderer, welche die Gallſche Lehre geprüft haben, zu verkennen, dürfen wir behaupten, daſs die Winkelmannſche die vollſtändigſte Prüfung ſey, und wünſchen ſie deshalb um ſo mehr zu empfehlen, da die Kranioſkopie, in welcher das Pſychiſche und Somatiſche immer mit einander parallel läuft, wenn ſie einmal wohlbegründet iſt, in mehr als einer Rückſicht, dem pſychiſchen Arzt wichtig ſeyn muſs.

VIII.

Nachſchrift der Herausgeber.

Der erſte Aufſatz dieſes Stücks iſt als eine Vorrede, nicht allein zu demſelben, ſondern zu der ganzen Zeitſchrift zu betrachten. Was wir unſern Leſern zu leiſten, und worin wir uns die Unterſtützung der Freunde unſers Unternehmens wünſchen, haben wir darin ausführlicher geſagt, und das vorliegende Stück wird den erſtern ſagen, wie ſehr wir es uns angelegen ſeyn laſſen werden, ihre Erwartungen zu befriedigen. Nur über einen oder zwey Punkte haben wir geglaubt, uns ſchicklicher, hier als dort, erklären zu können, weil wir, was wir darüber zu ſagen haben, dort nicht ſo kurz hätten faſſen können als hier, wo wir uns auf das Vorhergehende beziehen können.

Dieſes Stück enthält nämlich zwey Krankheitsgeſchichten, und viel ausführlicher erzählt und mit ausführlichern Anmerkungen, als man es ſonſt bey Fällen dieſer Art in den Schriften der Aerzte gewohnt iſt. Wir glaubten zuvörderſt um ſo weniger, des Herrn v. Schlözer und des Herrn Dr. Gregorini Erzählung abkürzen zu dürfen, da wir an Krankheitsgeſchichten dieſer Art ſo arm,

als wir an Erzählungen von Krankheitsfällen dieſer Art, wenn hier der Ausdruck paſst, überreich ſind. Denn nicht jede Erzählung von einem Falle, und wenn ſie auch Umſtand vor Umſtand wahr iſt, kann auf den Nahmen einer Geſchichte Anſpruch machen. Eine Geſchichte ſoll uns nicht allein ſagen, wie ein Umſtand nach oder neben dem andern erfolgt iſt, ſondern uns auch ſichtbar machen, wie er neben und nach den andern Umſtänden hat eintreten müſſen. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daſs beyde Erzählungen dieſes in einem ungleich höhern Grade leiſten, als oft in ganzen Bänden von erzählten Fällen dieſer Art auch nur ein einziger. Die Erzählungen dieſer Art ſind meiſt zu ſummariſch, als daſs ſie ſonderlich unterrichtend ſeyn könnten, da bey dieſen Krankheiten hundert und abermals hundert Umſtände in Betrachtung kommen, die bey andern nichts zur Sache thun. Der Stand, die Geburt, die häusliche Lage, der Charakter eines Menſchen, ſeine längſt erlebten Schickſale u. ſ. w.: alles dieſes ſind hier Umſtände, die ſeine Krankheit oft auf dieſe oder jene Art beſtimmen. Es mag immerhin ſeyn, daſs der Arzt, der einen ſolchen Kranken zu behandeln hatte, von ihnen den weiſeſten Gebrauch macht; allein dennoch in ſeiner Erzählung von der Krankheit und ſeiner Behandlung derſelben uns nichts davon ſagt, oft nichts davon ſagen will.

Haslam beklagt ſich darüber, daſs es ihm ſchwer geworden ſey, über die ſeiner Behandlung anvertrauten Kranken die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. „Wenn Kranke, ſagt er *), in das Bethlehem-Hoſpital gebracht werden; ſo werde allezeit bey den Verwandten, von welchen ſie begleitet werden, Erkundigung über die Urſach, von der man vermuthe, daſs ſie den Wahnſinn veranlaſst habe, angeſtellt. Dieſe ſeyen aber in vielen Fällen ſehr zurückhaltend, oder delikat (wie H. es nennt) in dieſem Punkte. Sie hüten ſich, die Schwachheiten oder unmoraliſchen Gewohnheiten der Kranken bekannt zu machen, und ſeyen noch zurückhaltender, wenn die Krankheit eine Familienkrankheit iſt.“ Der Arzt, der von allem dieſem vielleicht bey ſeinem Kranken unterrichtet iſt, und von der Kenntniſs, die er davon hat, bey der Behandlung des Kranken den glücklichſten Gebrauch gemacht hat, wird, wenn er den Fall erzählt, ſehr oft eben ſo behutſam alle ſolche Umſtände verſchweigen, als man vielleicht ſie ihm, aus einer unzeitigen Schaam, verheimlicht haben würde. Wir unſers Theils ſind nicht allein weit entfernt, dieſe Verſchwiegenheit des Arztes zu tadeln, ſondern halten ſie vielmehr für klug, und in vielen Fällen für pflichtmäſsig. Nur bedauren müſſen wir es, daſs hierüber ſo manche lehrreiche Geſchichte verlohren geht. Denn nach einer Reihe von Jahren, wo der Kranke vielleicht verſchollen iſt, und jene Rückſichten den Arzt nicht mehr abhalten könnten, die Ge-

*) Beobachtungen über den Wahnſinn S. 63. der deutſchen Ueberſ.

ſchichte deſſelben zu beſchreiben, iſt ſie ihm vielleicht aus dem Gedächtniſſe gekommen.

Aerzte, welche uns mit ganzen Sammlungen von Erzählungen von ihnen behandelter Fälle beſchenken, wie Profect, Haslam, Chiarugi und andere, konnten eben, weil ſie uns viel erzählen wollten, nicht ausführlich erzählen. Wir erfahren daher von ihnen viele Fälle, aber doch nicht vieles.

Aus dieſem Grunde glauben wir, daſs Krankheitsgeſchichten von Wahnſinn, Schwermuth u. ſ. w., die mit der Ausführlichkeit, wie die Bourbierſche oder des Chevalier de Q. . . Geſchichte erzählt ſind, zu den intereſſanteſten Beyträgen gehören werden, die unſere Sammlung erhalten wird. Aerzte, welche uns dieſelben mitzutheilen die Güte haben werden, können eben ſo ſehr darauf rechnen, daſs wir jeden Umſtand, den ſie uns etwan bloſs, um die übrigen Umſtände richtiger zu würdigen, mittheilen werden, ohne uns zu erlauben, ihn in die Erzählung, wie ſie gedruckt erſcheint, aufzunehmen, auf das gewiſſenhafteſte zurückbehalten werden, als auf die Dankbarkeit, die wir ihnen dafür ſchuldig ſind. Auch das pſychologiſche ſowohl als das mediciniſche Publikum muſs ihnen um ſo mehr dafür dankbar ſeyn, da für die Erzählung ſolcher Fälle wohl kein ſchicklicherer Ort gefunden werden kann, als eine Zeitſchrift, wie die unſrige. Werke über den Wahnſinn, die Melancholie u. ſ. w., die viele ſolche Fälle, und ſo ausführlich erzählen ſollten, würden für einen Verf. bald zu ſtark werden. Sie würden eine Beharrlichkeit erfordern, unter welcher auch die geduldigſte Thätigkeit ermüden würde. Unſere Zeit-

ſchrift würde durch ſolche Beyträge, einem künftigen Schriftſteller über jene Krankheiten, vielleicht eben den Dienſt leiſten, den Moriz'ens bekanntes Magazin einem der ſcharfſinnigſten Schriftſteller über denſelben Gegenſtand, dem vortrefflichen Crichton, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe *) geleiſtet hat.

Die pſychiko-noſologiſchen und hiatriſchen Bemerkungen, welche von einem von uns der einen Krankheitsgeſchichte angehängt, und der andern eingewebt ſind, ſtehen wohl um ſo weniger an ihrem unrechten Orte, da man dieſe Anſicht aller ähnlichen Fälle, bisher nur zu ſehr verſäumt hat. Ueber den Werth derſelben müſſen wir das Urtheil unſern Leſern überlaſſen.

Crichton, der des Morizſchen Magazins, wie eben bemerkt iſt, ſo dankbar erwähnt, macht dabey demſelben einen unverdienten Vorwurf. „Es ſey zu beklagen, ſagt er, daſs der gröſste Theil, der in demſelben enthaltenen Fälle, für den Arzt unwichtig ſey. Die Deutſchen gleichen einer dem andern faſt durchgängig in einer Liebe für das Wunderbare; und man müſſe geſtehen, daſs dieſe Begierde, die nur von Schwachheit zeuge, hier ihre volle Nahrung erhalte. Die Geſchichten prophetiſcher Träume, überraſchender Eingebungen u. ſ. w. nehmen zu viel Platz in dem Werke ein. Dieſe und vieles Andere ſey in demſelben dem Arzte unwichtig.“

*) Ueber die Natur und den Urſprung der Geiſteszerrüttung, aus dem Engl. in Auszügen, Vorrede S. VI.

„Für den Arzt allein, könnte Moriz hierauf erwiedern, ſey ſein Magazin nicht beſtimmt, ſondern für jeden, der an der Kultur der Pſychologie ein Intereſſe nehme, es ſey nun, daſs er ſelbſt daran Hand lege, oder ihrer nur zu gewiſſen Anwendungen benöthigt ſey, wie der Arzt, der Rechtsgelehrte und andere. Der erſte Theil jenes Vorwurfs ſey alſo nicht gründlicher, als wenn der Arzt, oder wer es ſey, an einem Magazin der Phyſik oder Chemie es tadeln wolle, daſs es vieles enthalte, was ihn nicht zunächſt angehe. Zu dem ſey auch die praktiſche Wichtigkeit eines Falls, einer Anmerkung u. ſ. w. nicht bloſs danach zu ermeſſen, was darin unmittelbar für die Anwendung liege, ſondern wozu ſie überhaupt führen. Finden wir z. B. in der Erklärung der ſogenannten prophetiſchen Träume Licht; ſo werden wir auch ſchon heller in Anſehung des Somnambulismus ſehen.“

Crichton's Tadel trift alſo nicht, wohin er zielt; er könnte aber dahin treffen, wohin er gar nicht zielen konnte: er würde uns treffen, wenn nur das für die Kultur einer Wiſſenſchaft einen Werth hätte, was unmittelbar zur Anwendung bey einzelnen Fällen gebraucht werden kann. Ein Aufſatz z. B. über die pſychologiſche Benutzung der Sprache, ſcheint ſo ein bloſs theoretiſches Intereſſe zu haben, und doch führen dieſe Betrachtungen zu mehr als einer Bemerkung, die für die Erkenntniſs und Behandlung der Krankheiten, in welchen hauptſächlich die Seele leidet, von Erheblichkeit iſt.

Aber die Liebe zum Wunderbaren? — Von dieſer geſtehen wir gern, mögten die Deutſchen nicht ganz frey zu ſprechen ſeyn, und zu

wünſchen wäre es ihnen gewiſs nicht, wenn man ſie ihnen ganz abſprechen müſste. Es giebt nämlich eine zwiefache Liebe zum Wunderbaren. Die eine gafft und ſtaunt und kennt kein gröſseres Vergnügen, als ſich im Anſtaunen des Wunderbaren zu verlieren; die andere ſucht es zu erklären. Jene iſt die Mutter der Schwärmerey und des Aberglaubens; dieſe die Mutter der Naturwiſſenſchaften. Dieſe ſind mehr beſchäftigt, was uns die Beobachtung lehrt, auf allgemeine Geſetze zurückzuführen und es daraus begreiflich zu machen, als aus dieſen allgemeinen Geſetzen neue zu folgern.

Denn das Problem aller Naturwiſſenſchaften iſt kein anders, als die Naturgeſetze in ihrem Zuſammenhange darzuſtellen. Hier giebt es nur zwey Wege: entweder folgern wir aus einem oder aus mehrern Naturgeſetzen ein anders; oder wir bemühen uns, den Zuſammenhang von einem Geſetze, das wir, wenigſtens der Erfahrung zu Folge, als ein Geſetz betrachten müſſen, mit allgemeinern, die wir als ausgemacht betrachten müſſen, aufzuſuchen. So lange ſich uns die Natur in der Erfahrung immer mehr und mehr offenbart, werden wir den letzten Weg viel öfter als den erſten zu betreten Anlaſs haben. Und was könnte uns mehr auf ihn ziehen, das Wunderbare oder das Natürliche? — Natürlich heiſst hier nichts anders, als was wir in dem gewöhnlichen Laufe der Natur wahrzunehmen gewohnt ſind; und Wunderbar das, was uns nicht allein als neu befremdet, ſondern mit unſerer Kenntniſs des Natürlichen im Widerſpruche ſcheint. Scheint, müſſen wir ſagen. Denn, daſs es kein Wunder gebe, iſt gerade der Satz, von welchem

alle Bemühungen des Naturforschers ausgehen; und dieser wird durch alles, was uns Anfangs als ein Wunder erscheint, am meisten bestätigt. Denn nicht selten sehen wir in dem Wunderbaren das Natürliche nur vergrösert; das Natürliche nämlich, das in den alltäglichsten Erscheinungen in einem so unmerklichen Grade vorhanden ist, dass es sich unsern Augen eben deshalb, weil sie es alle Tage sehen könnten, um so mehr entzieht. Einer solchen Vergrösserung des Natürlichen in dem Wunderbaren, bedarf es also wohl, um auch den aufmerksamen Beobachter in demjenigen, was er sonst als das Natürlichste betrachtet, darauf aufmerksam zu machen. Doch hier ist nicht der Ort, diese Betrachtungen weiter fortzusetzen. Genug, wenn wir uns nur damit rechtfertigen, wenn wir hie und da unserm Leser etwas, was einem Wunder ähnlich sähe, vorführen sollten. Es wird, wie es sich von selbst versteht, nie geschehen, als wo die historische Wahrheit desselben keinem Zweifel unterworfen seyn kann.

Verbesserung.

S. 9. Z. 19. ist statt daran zu lesen: davon.

I.

Ueber den
Begriff der Medicin
und ihre Verzweigungen,
besonders in Beziehung auf die Berichtigung der Topik der Pſychiaterie,

von

Profeſſor Reil.

§. 1.
Einleitung.

Die Medicin iſt Naturkunde der Organismen, in ihrem Wechſelverhältniſs zur Aufsenwelt, angewandt auf den Zweck der Heilung ihrer Krankheiten. Die reine Naturkunde iſt eigentliche, die Medicin techniſche Wiſſenſchaft. Jene beſtimmt ihren Inhalt durch ihren Begriff, mit demſelben ihren Umfang, innerhalb welchem ſie blofs intenſiv erweitert werden kann. Sie

kennt kein Verhältnifs aufser ſich, und hat kein anderes Ziel, als ihre eigene Selbſtentwickelung. Hingegen werden in dieſer die Principien, nach welchen ſie zu Stande kommen ſoll, durch ihren Zweck beſtimmt. Ihre Gränzen ſind beweglich, und einer nicht blofs intenſiven, ſondern auch extenſiven Erweiterung fähig. Die Naturkunde iſt alſo die Grundlage, und die beſtimmte Anwendung derſelben der eigenthümliche Charakter der Medicin, durch welchen ſie ſich nicht allein von der reinen Naturkunde ſelbſt, ſondern auch von jeder andern, ihr zur Seite ſtehenden, Anwendungsart derſelben unterſcheidet.

In der angewandten Naturkunde iſt nicht mehr von einem blofsen Wiſſen um die Natur der Organismen, ſondern von einem beſtimmten Handeln die Rede, wozu das Wiſſen die Regeln hergiebt. Nun ſetzt aber jede Anwendung derſelben zu beſondern Zwecken eine Gemeinſchaft oder eine Wechſelwirkung zwiſchen den Organismen und ihrem Aeufsern voraus, welche man nach einer doppelten Richtung betrachten kann, je nachdem die Organismen in dieſem Verhältnifs ſich als Subjekt oder als Objekt verhalten. Die Wirkung geht nämlich entweder von ihnen aus, und auf ein anderes aufser ihnen, oder das Aeufsere wirkt auf ſie ein. Doch kömmt es, Behufs unſerer Abſicht, vorzüglich darauf an, das letzte Verhältnifs, nämlich den Einflufs alles Aeufsern auf das Innere überhaupt

in ſeinem Princip und in ſeiner höchſten Allgemeinheit richtig aufzufaſſen. Allein an einer ſolchen Theorie alles äuſsern Einfluſſes auf die Organismen überhaupt, die ihn von Seiten ſeiner Möglichkeit aufſtellte, und damit zugleich alle beſondern Formen deſſelben geben würde, die in jener ihre gemeinſchaftliche Wurzel haben, fehlt es uns ganz. Man hat zur Zeit keinen Verſuch gemacht, ſie zu bearbeiten; auch würde ſie nicht vollſtändig gelingen. Denn ſie ſetzt etwas voraus, woran es uns noch gebricht: eine rationelle Erkenntniſs des Innern und Aeuſsern, aus welcher erſt alle Gemeinſchaft und Wechſelwirkung reſultiren muſs, die zwiſchen beyden ſtattfinden kann. Eins der Verhältniſſe des Aeuſsern zum Innern iſt nicht ohne das andere verſtändlich; und wer das eine derſelben wahrhaft begriffen hat, hat ſie alle begriffen. Denn es giebt nur ein oberſtes Geſetz, auf welchem jede Metamorphoſe der Organismen durch äuſsere Einflüſſe beruht, nach welchem ihre pſychiſche, chemiſche und mechaniſche Seite erregt wird, nach welchem ſie gebildet, entwickelt, zur Aktion beſtimmt werden, nach welchem die Nahrungsmittel, Arzneyen, Krankheitsurſachen und Gifte ſie umwandeln, die Sinnenwelt zu ihnen gelangt, ſie unter ſich in Wechſelwirkung treten, und nach welchem endlich ihre Bildung zur Thierheit, Kunſt, Intellektualität und Mora-

lität bewirkt werden mufs. Hier, wo blofs vom Allgemeinen die Rede ift, ſoll noch keine Trennung, weder durch Zwecke, noch durch die Qualität des Aeufsern, keine Scheidung zwiſchen Subſtanz und Potenz, pſychiſchen oder phyſiſchen Reizen, Gift oder Heilmittel, keine Scheidung zwiſchen Gymnaſtik, Pädagogik oder Heilkunde zugelaſſen werden.

Erſt nachdem jene Theorie uns vor Augen liegt, in welcher die Möglichkeit und der letzte Grund aller Wechſelwirkung zwiſchen dem Organismus und ſeinem Aeufsern überhaupt objektivirt iſt, kann die Analyſe der beſondern Einflüſſe, die ſehr verſchiedener Art, pſychiſch oder phyſiſch, zufällig oder abſichtlich und nach ſehr verſchiedenen Zwecken abſichtlich veranſtaltet ſeyn können, und die Richtung derſelben auf beſtimmte Zwecke mit Glück unternommen werden. Es kann alsdann, wenn jene Theorie gegeben iſt, jede Methode ihrer Anwendung, d. h. die Regel, nach welcher das Verhältnifs des Aeufsern zum Innern geſtellt werden mufs, um dies durch jenes auf eine beſtimmte Art, und unſerer Abſicht gemäfs, zu modificiren, leicht gefunden werden. Alle verſchiedenen Doktrinen, die techniſch ſind, Gymnaſtik, Pädagogik, Heilkunde und die verſchiedenen Zweige der letzten: Hygieine, Diätetik, Pharmakologie, Aetiologie der Krankheiten, Toxikologie und Pathematologie haben

ihre Grundlage in jener Theorie; aber ihren wesentlichen Charakter in dem Zweck, zu welchem sie die Naturkunde anwenden. Daher darf auch keine jener Doktrinen in das Gebiet der andern hinüberspringen. Denn, wenn sie gleich alle einerley Fundament haben; so bestimmt nicht dies, sondern ihr Zweck ihren Charakter und die Differenz, durch welche sie sich unter sich und von der Naturkunde unterscheiden. Aus diesem erhellt auch, dafs es wohl eine Naturkunde, auf Policey und Rechtspflege angewandt, aber keine medicinische Policey und gerichtliche Arzneykunde geben könne. Denn wenn die Medicin allein in der Beziehung der Naturkunde auf das Heilgeschäft ihre Realität hat; so kann sie nicht mehr Medicin bleiben, wenn diese Beziehung aufgehoben, und statt derselben eine andere auf das Recht und die Policey gesetzt wird. So würde es auch eine unphilosophische Anmafsung der Philosophen seyn, wenn sie die Psychiaterie von der Medicin trennen und dieselbe sich zueignen wollten. Nur die reine Wissenschaft der realen und idealen Natur des Menschen gehört in die Philosophie; aber die Anwendung derselben auf die Heilung der Krankheiten macht das Wesen der Medicin aus, die jede Erkenntnifsart, die zu ihren Zwecken führt, nimmt, wo sie sie findet. Was sich mit dieser bestimmten Technik befafst, ist nicht mehr Philosoph, sondern Arzt.

Jede technische Doktrin trägt ihre Grundwissenschaft gleich mit Rücksicht auf den Gebrauch derselben vor. So die Medicin. Sie beschäftigt sich vorzüglich mit der Naturkunde derjenigen Thierart, von der die Rede ist, und besonders mit demjenigen Einfluss des Aeussern auf dieselbe, durch welchen ihre Krankheiten erregt und geheilt werden.

§. 2.

Verzweigungen der Heilkunde, nach den Receptivitäten, in welche der Lebensprocefs sich ausbreitet.

Die Medicin soll die Gesundheit des Menschen erhalten, vermehren und herstellen, wenn sie verlohren ist. Das Ideal des Lebensprocesses, dessen Frucht die höchste Gesundheit ist, kann als solches nur Eins seyn. Es liegt daher im absoluten, der Normal-Procefs des konkreten Lebens in der Breite des relativen Mittelpunkts. Von demselben gehen die Differenzen (Krankheiten, Modi vitae anomali) als Radien, zwar nach allen Punkten des Umkreises, doch stärker gegen die Pole desselben, und tragen den Charakter derselben an sich. Aber diese möglichen Formen, nach welchen der Lebensprocefs variiren, und von der Norm abweichen kann, liegen schon in seinem Begriff; und es ist das Objekt der reinen Nosologie, sie unmittelbar aus demselben abzuleiten und in systematischer Ordnung

darzuſtellen. Jeder anomale Proceſs, als Abweichung vom Mittelpunkt, hat einen entgegengeſetzten, durch welchen er zu demſelben zurückkehrt. Die Konſtruktion dieſer Proceſſe, durch welche die Heilkraft der Natur thätig iſt, fällt in das Gebiet der allgemeinen Heilkunde.

Der endliche Menſch iſt keine abſolute, ſondern eine bloſs relative Totalität. Er ſelbſt iſt nur in und durch die Relation von dem, was Weſen in ihm iſt; und dieſe beſteht wieder bloſs in dem allgemeinen Wechſelverhältniſs, durch welches die ganze Sinnenwelt ſich gegenſeitig und in der Succeſſion trägt. Er bedarf daher des Aeuſsern. Einflüſſe, die mit ſeinem Begriff harmoniren, erhalten ihn geſund; die entgegengeſetzten machen ihn krank, und durch andere, die wir in dieſer Beziehung Heilmittel nennen, kehrt er wieder zur Norm zurück. Doch ſind dieſelben nur die äuſsere Bedingung des Geneſens; die unmittelbare Heilung iſt lediglich Werk des Innern. Der Organismus iſt in allen Verhältniſſen Produkt ſeiner eigenen Kraft; alſo auch ſein eigener Arzt. Sofern das Verhältniſs des Aeuſsern zum Innern, welches die Heilkraft der Natur begünſtigt, durch eine bewuſste Idee beſtimmt wird, heilt die Kunſt; im Gegentheil die allgemeine, blinde und zufällige Influenz. Denn das techniſche Heilen iſt nichts anders, als ein Setzen eines ſolchen Aeuſsern, durch welches die innere

Heilkraft der Natur auf eine Art erregt wird, dafs ſie dem Zwecke der Geneſung gemäfs thätig iſt. Nun kann aber nur in ſofern, und auf ſo vielerley Art eine Gemeinſchaft, oder ein gegenſeitiges Ineinanderwirken zwiſchen dem Organismus und ſeinem Aeufsern zu Stande kommen, als er ſich der Welt und die Welt ſich ihm öffnet, d. h. als er verſchiedene Receptivitäten für die Aufsenwelt hat, durch welche dieſelbe erſt ſeine Aufsenwelt und fähig wird, auf ihn einzuwirken. Mit der Zunahme der Receptivitäten auf den höhern Bildungsſtufen der Thierreihe, die eben nichts anders, als für die Welt immer ſtärker aufgeſchloſſene Weſen ſind, welches in dem Menſchen am vollkommenſten gelungen iſt, wächſt die gröfsere Möglichkeit der Heilung durch ein Aeufseres.

Der Menſch hat eine pſychiſche, phyſikaliſch-chemiſche und mechaniſche Receptivität: dieſe zuverläſſig, aber auch keine mehr. Denn es läſt ſich in der Theorie des gegenſeitigen Einfluſſes der Subſtanzen auf einander leicht beweiſen, dafs es überhaupt nur dieſe drey Seiten gebe, mittelſt welcher dieſelben in Wechſelwirkung treten können. Die pſychiſche Receptivität iſt an dem einen, und die mechaniſche an dem andern Extrem die abſolute Gränze aller gegenſeiti-

gen Empfänglichkeit. Jenen Receptivitäten, die nichts anders als verſchiedene Modifikationen eines Lebens von Seiten ſeiner Paſſivität ſind, muſs das Aeuſsere, in der nämlichen Triplicität, als pſychiſcher, phyſikaliſch-chemiſcher und mechaniſcher Reiz entſprechen, weil ohne Reize keine Receptivitäten gedenkbar ſind, und beyde nicht ohne innere und weſentliche Einheit in Gemeinſchaft treten können. Hier iſt es, wo die Differenz der Heilkunde ihren Grund, und die Theorie der Medicin, wenigſtens in Anſehung ihrer Gränzen, ihre Vollendung findet.

Es giebt nur eine Medicin, ſofern es eine Naturkunde iſt, die auf den einen Zweck der Heilung angewandt wird. Die Prädikate ihrer Differenzen gehören alſo nicht ihr, ſondern ihren Theilen an, von welchen ſie das Ganze iſt. Es giebt alſo keine pſychiſche Medicin, ſondern eine Pſychiaterie; eine Chirurgie, aber keine chirurgiſche Medicin. Denn die Prädikate, durch welche das Ganze in Theile zerfällt, können nicht auch wieder dem Ganzen beygelegt werden. Auch kann die Trennung der Medicin in Chirurgie, Arzneykunde und Pſychiaterie, weder von der Differenz der Krankheiten, noch von der verſchiedenen Qualität der Mittel, an ſich betrachtet, ausgehen, durch welche ſie geheilt werden. Denn wenn auch die drey Seiten des Menſchen in ſeinem geſammten

Handeln, wie in ſeinem Leiden, ſich in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen offenbaren, und in ſeinen Krankheiten bald die pſychiſche, bald die chemiſche oder mechaniſche Seite, als hervorſtechend verletzt, erſcheint; ſo iſt damit doch keine abſolute, ſondern eine bloſs relative Differenz geſetzt, ſintemahl keine jener Seiten allein, ſondern alle zugleich, nur mit einem Ueberwiegen der einen oder der andern, afficirt werden kann. Daher finden wir auch niemals reine pſychiſche, oder reine chemiſche und mechaniſche Krankheiten, ſondern in allen ſtralt das Ganze wieder: Affektion des einen Lebensproceſſes, der bald dieſe, bald jene ſeiner Seiten ſtärker herauswirft. Eben dies gilt von den äuſsern Einflüſſen. Daher kann auch das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen, und es erregt dieſe oder jene nicht immer nach der Potenz, die in ihm vorwaltet, ſondern auch nach dem Zugang des Organismus, auf den es zugelaſſen, und nach der Empfänglichkeit, mit der es in Gemeinſchaft gebracht wird. Wenn gleich die Rhabarber an ſich eine chemiſche Kraft iſt; ſo wirkt ſie doch, als ſolche, nicht aufs Auge, ſondern bloſs auf den Darmkanal. Jene Differenzen der Krankheiten und der Heilmittel beruhen alſo bloſs auf einem Vorwalten der Aeuſserungen eines Subſtrats, ſind Verhältniſſe intenſiver Gröſsen, die nirgends eine abſolute Trennung zulaſſen. Sie können daher auch nicht der Punkt ſeyn, von welchem die Ver-

zweigung der Medicin ausgehen mufs. Auch kann dieſelbe nicht von dem Total-Effekt abhangen, den die differenten äuſseren Potenzen in der Organiſation hervorbringen, weil dieſer bey aller Verſchiedenheit des Aeuſsern immer der nämliche, Modifikation eines und deſſelben Lebensproceſſes iſt, die ſich nach ſeinen drey Seiten ausbreitet. Es iſt daher nicht möglich, die Krankheiten und die Mittel wider dieſelben, nach der Gleichheit der Seiten, die in ihnen vorwalten, zuſammenzubringen: den pſychiſchen Krankheiten pſychiſche, den mechaniſchen mechaniſche Mittel entgegenzuſtellen. Das an ſich pſychiſche Mittel heilt auch chemiſche Krankheiten, und umgekehrt, werden pſychiſche Krankheiten durch chemiſche Mittel geheilt. Das Licht an ſich iſt eine pſychiſche Potenz, das Auge ein Organ, in dem die pſychiſche Receptivität vorwaltet. Doch kann der Eindruck von jenem auf dies chemiſch ſeyn, z. B. auf einen Menſchen, der mit offenen Augen ſchläft.

Da alſo jene relativen Beſtimmungen, die überall mit ſich im Gleichgewicht ſind, und nur in der Vergleichung mit Anderem differiren, die Medicin nicht in ihre Theile zerlegen können; ſo bleibt nichts übrig, als das dritte, was in der Gemeinſchaft des Organismus mit ſeinen Einflüſſen, der Krankheit und ihrer Mittel entſteht, nämlich der primaire Eindruck, in welchem beydes zuſammenfällt. Die Kurmethode

ist psychisch, wenn der erste Eindruck des Mittels, und wenn es eine Ruthe wäre, auf die Seele und die Sinne gewirkt hat u. s. w. Es kann nur die Frage seyn, welche Veränderungen des Organismus, Behufs der Heilung seiner Krankheiten, durch primaire Eindrücke auf die psychische, chemische oder mechanische Seite desselben möglich sind. Die Mittel, welche durch ihre Qualitäten wirken, vermarken das Gebiet der Arzneykunde. Wo die Qualitäten erloschen sind, und die Körper nur noch als Körper, durch Mittheilung der Bewegung wirken, da beginnt mit scharfer Gränze die Chirurgie. Wo endlich, am entgegengesetzten Pol, das Beharrliche im Raume verschwindet, und das Freythätige sich offenbart, geht die Heilkunde, durch Licht und Wärme, in die Psychiaterie über. Jeder dieser Zweige hat eine theoretische und praktische Seite. So viele Differenzen äusserer Einflüsse und so viele Receptivitäten des Organismus für dieselben, vermittelst der Sinnorgane, der Assimilationswege und der körperlichen Begränzung es giebt, durch welche jene erst als Einflüsse möglich sind; so viele Zugänge zum Menschen, so viele Möglichkeiten der Heilung, so viele Zweige der Heilkunde giebt es. Dies alles in sein natürliches Verhältnifs zu stellen, und das Getrennte in dem zu verbinden, in welchem es Eins ist, ist die unendliche Aufgabe für die wissenschaftliche Heilkunde. Damit ist nun alle

äufsere Mannigfaltigkeit der Medicin gegeben, die man zwar dunkel geahndet, und durch Sonderung der Arzneykunde und Wundarzneykunde angedeutet, aber weder in Abſicht ihres Grundes klar vorgeſtellt, noch ihre Differenzen vollſtändig aufgezählt hat *). Der Chirurgie habe ich zuerſt Sinn und feſte Gränze gegeben, und der Chirurgie und Arzneykunde den dritten noch fehlenden Theil, als integranten der Triplicität, in der Pſychiaterie, zugefügt, wodurch es erſt möglich wird, jeder Kur den Charakter der Vollſtändigkeit mitzutheilen, den ſie nothwendig haben mufs. Von der Differenz der Aerzte in wiſſenſchaftliche, in denen Wiſſen und Handeln Eins iſt, und in empiriſche, die als pſychologiſche Automaten zwar nach Regeln handeln, aber der Begründung derſelben ſich nicht bewufst ſind, habe ich an einem andern Orte geredet **).

Aber woher dieſe drey Seiten alles Subſtantiellen, und nur dieſe drey, auf welchen alle Mög-

---

*) Iisdem temporibus in tres partes Medicina diducta eſt: ut una eſſet, quae victu; altera, quae medicamentis; tertia, quae manu mederetur. Primam διαιτητικην, ſecundam φαρμακευτικην, tertiam χειρουργικην Graeci nominaverunt. Celſus Lib. I. Praefat.

**) Reil, Pepinieren, zum Unterricht ärztlicher Routiniers, als Bedürfniſſe des Staats nach ſeiner Lage, wie ſie iſt. Halle 1804. §. 3. und 4.

lichkeit gegenseitiger Wechselwirkung desselben beruht und beschränkt ist? Sie sind nicht etwan zufällig, sondern allem Leben und aller Thätigkeit in der Natur, so wie der Idee ihre Dimensionen, nach welchen sie sich ausbreitet, ursprünglich eingebohren. Daher kehrt überall, in den drey Kräften der Materie, in den drey Dimensionen des Raums, in den drey Stufen des dynamischen Processes, in den drey Grundformen, nach welchen sich das Universum entfaltet, und in den drey Acten alles Wissens, die nämliche Triplicität; nur unter verschiedenen Formen zurück. Was auf der tiefsten Stufe der Natur ein blosses Seyn, todtes, bewusstloses Object ist, erhebt sich in der zweyten Potenz zum Objekt für sich, und percipirt entweder bewusstlos in den chemischen Affinitäten, oder mit Bewusstseyn in dem Empfindungsvermögen der Organismen. In der höchsten Potenz werden endlich jene zwey im Selbstbewusstseyn als Eins gesetzt; und das Empfindende percipirt nicht blos das Empfundene, sondern in demselben zugleich sich selbst.

Das nämliche Gesetz, nach welchem sich das Absolut-Thätige in der Natur, was Allem Polarität und Gleichgewicht giebt, gegen seine eine Seite, mit quantitativer Differenz, als Ideales und Repulsives, gegen die andere, als Reales und Kontraktives, ausbreitet, und im Mittelpunkt das gleiche Wesen beyder ist; das näm-

liche Gesetz, nach welchem sich der dynamische Process in seiner höchsten Einfachheit bildet, ist auch das Urgesetz jeder Metamorphose in der endlichen Welt, welches überall, sowohl in ihren Urkräften und Elementen, als in der ganzen Skale ihrer verwickeltsten Kompositionen, als das ordnende Princip, durchblickt. Es ist der nämliche dynamische Process, der auf einer höheren Stufe der Relationen als Lebensprocess hervortritt; dieser also mit jenem gleiches Wesens. In jedem einzelnen Theile des Organismus wirkt der nämliche Process: jeder ist Produkt desselben. Die einzelnen Theile treten, als eben so viele Gegensätze, mit einander in Wechselwirkung, reihen sich in Systeme zusammen, die wieder, als neue Gegensätze gegen einander, und immer nach dem nämlichen Gesetz polarisiren, bis das Ganze in sich den Schlussstein des Gleichgewichts findet. Da also das Ganze in seiner Zusammensetzung nach dem nämlichen Typus, wie die Grundkräfte und Elemente, gegen einander gravitiren; so muss auch am Ganzen wieder die nämliche Polarität des Ideellen und Reellen hervortreten, die im Einzelnen war, und zwar nach der Vollkommenheit, die in der Synthesis waltet. Das vollendeste Product der Relation ist der Mensch, das Ebenbild der absoluten Totalität, in dem daher jene Triplicität, nach welcher sich das Universum entfaltet, vorzüglich unterscheidbar ist. Jedem Einzelnen ist das Ganze eingebohren, doch

ſo, daſs in der Komparation mit Anderm eine Seite vor der andern vorwaltet. In ihm wirken die getrennten Gegenſätze, als differente chemiſche Kräfte, die nach Gleichgewicht ſtreben, auf einander, und äuſsern ſich, als bildendes Leben, in der Aſſimilation und Decompoſition des Stoffs. Gegen den realen Pol zu, wo die Qualitäten im Gleichgewicht erlöſchen, das Thätige im Produkte gefeſſelt, und neben dem, was wechſelt, zugleich ein anderes, in welchem das Beſchränkende vorwaltet, vorhanden iſt, nimmt er den Schein eines beharrlichen Körpers an, der fähig iſt, Bewegung mitzutheilen und aufzunehmen, dem Geſetze der höchſten Nothwendigkeit und dem Mechanismus der reinen Körperlichkeit unterworfen iſt. Endlich entfaltet ſich die Thätigkeit gegen den repulſiven Pol des Ganzen zu, immer mehr, bis ſie ſich im Selbſtbewuſstſeyn am vollkommenſten objektivirt, alles in ſich einigt, den Mechanismus im Gemeingefühl, und die qualitative Seite in der Empfindung hinter ſich aufnimmt, und ſich, als höchſte Freyheit in der Vernunft, der blinden Naturnothwendigkeit entgegenſtellt.

Das Geſetz des einfachen dynamiſchen Proceſſes iſt es alſo, was ſich als Urgeſetz in allen Zuſammenſetzungen und in der ganzen Mannigfaltigkeit des Lebensproceſſes wiederholt, ſich im Einzelnen, wie im Ganzen, reproducirt,

cirt, was in dem Organismus am vollkommenſten gelungen iſt. Daher kann man auch den Reproduktions-Proceſs in ihnen, ſofern er Wiederholung des Nämlichen nach einerley Geſetz iſt, als den allgemeinen Central-Proceſs des mannigfaltigen Lebens anſehen, in dem Thätiges und Materielles urſprünglich und unbedingt Eins ſind; als den Brennpunkt, in dem Repulſion und Kontraktion, Kraft und Stoff, Form und Subſtanz ſich gleichgeſetzt ſind und ſich gegenſeitig in einander auflöſen; endlich als den Proceſs, der aus ſeiner Tiefe alles herausſchafft, der das Subjektive und Objektive, das bildende und animaliſche Leben, Leib und Seele, das Anſchauende und Angeſchaute in gleicher Parallele gegenſeitig in ſich bildet, an dem ſubjektiven Pol als Receptivität und Spontaneität, als Senſation und Intelligenz, und an dem objectiven als Subſtanz und Form, mit allen Qualitäten der chemiſchen Wahlverwandſchaft, in der Metamorphoſe des Stoffs, hervortritt.

Dieſer eine Proceſs, der im Einfachen, wie in dem, was durch Zuſammenſetzung und Relation aus dem Einfachen hervorgeht, immer dem nämlichen Urgeſetz folgt, und unwandelbar durch das Ganze geht, iſt es, der ſich nach drey Seiten ausbreitet, und ſich der Auſſenwelt als mechaniſche, chemiſche und pſychiſche Receptivität öffnet, aber auch wieder alle Eindrücke

auf dieſelben in die Einheit ſeines Weſens und in das Ganze aufnimmt. Das nämliche Geſetz der Polarität geht durch das Einzelne, wie durch das Ganze. Das ſenſible Syſtem ſtellt ſich zwar dem irritablen entgegen; doch trennt es ſich auch wieder in ſich ſelbſt, als Senſation und Intelligenz, von welcher jene ſich gegen die Realität, dieſe gegen die Idealität kehrt. Das Gehirn iſt zwar das Centrum der Pſyche, doch walten auch in ihm die Qualitäten; und ſein Mechanismus iſt ſo unvergleichlich, aber auch ſo verſteckt, daſs ihn noch kein Anatom enträthſelt hat. Wo das Subjektive im Einzelnen wie im Ganzen vorwaltet, percipirt die Erregbarkeit das Aeuſsere als Thätigkeit und pſychiſch; wo das Objektive vorwaltet, und der Organismus einem Fertig-gewordenen gleich iſt, ſind die Perceptionen zum Mechanismus herabgeſunken; und endlich, wo Gegenſatz auf Gegenſatz in der Qualität chemiſcher Potenzen, die noch an die Schwere gebunden ſind, aufeinander wirken, iſt die Perception chemiſch.

§. 3.

Wiedervereinigung der Verzweigungen der Medicin in der Einheit des Lebensproceſſes.

Oben iſt gezeigt, wie die Einheit des Lebensproceſſes ſich nach drey Seiten entfalte, gleichſam auseinander gehe, und ſich in ver-

ſchiedene Receptivitäten vom Mittelpunkt gegen die Peripherie ausbreite. Eben ſo geht es nun aber auch wieder rückwärts vom Umkreiſe dem Mittelpunkt zu. Jeder Eindruck, welche Receptivität er primair auch berührt haben mag, der pſychiſche, wie der chemiſche und mechaniſche Reiz, wird zulezt in ein und das nämliche Centrum aufgenommen. Der fécundaire Effekt iſt überall und von allen immer der nämliche, Modifikation dieſes einen Lebensprozeſſes, die ſich aber wieder über das Ganze verbreitet, durch alle Verhältniſſe des Organismus geht, und jede ſeiner Seiten, die ideelle, chemiſche und mechaniſche beſtimmt. Der urſprüngliche Eindruck iſt ſo verſchieden, als die Receptivität, von der er aufgenommen wird; aber er beharrt nicht als ſolcher, ſondern geht zum gemeinſamen Centrum fort, und wird von demſelben wieder gegen alle Seiten des Organismus hin gebrochen. Die Färberröthe wirkt primair chemiſch, doch macht ſie die krummen Beine rachitiſcher Kinder gerade, ändert alſo mit einem aus dem Centro zurückgebrochenen mechaniſchen Effekt. Der Faden, mit welchem wir ein Fleiſchgewächs unterbinden, wirkt dem erſten Eindruck nach mechaniſch, ſchneidet aber durch den Druck nicht ab, ſondern durch einen erregten Vegetationsproceſs, in welchem der Factor der Einſaugung

vorſchlägt, und den Stiel des Polypen konſumirt. Wir kennen daher den ſekundairen Effekt aller Eindrücke, wenn wir ihn von einen kennen, weil er in allen der nämliche iſt; und es kann nur die Frage ſeyn, wie die primitivverſchiedenen Eindrücke umgewandelt, und in einen und den nämlichen ſekundairen Effekt aufgelöſst werden? welches wahrſcheinlich darin liegt, daſs keine Richtungspolarität ohne chemiſche, und dieſe nicht ohne jene iſt. Im Geruch und Geſchmack, wenn ſie gleich der pſychiſchen Einwirkung angehören, ſind beyde ſchon ſichtbar vereint. Dies gehört aber in die Theorie jedes beſondern Zweiges der Heilkunde.

Endlich muſs jede Heilung, wenn ſie dauerhaft ſeyn ſoll, durch eine Metamorphoſe des Körperlichen beſtättiget und gleichſam fixirt werden. Der Heilungsproceſs muſs als Bildungsproceſs enden, und das beharrliche Subſtrat modificiren, damit es, wie das Ideelle und in gleicher Parallele mit demſelben, dem Begriff der Geſundheit entſpreche. Denn die Krankheiten ſind nicht etwan Anomalien des Subjektiven oder des Objektiven allein, ſondern des gemeinſchaftlichen Grundes, in welchem ſie beyde wurzeln. Der Geneſungsproceſs muſs ſich alſo auch gegen beyde Seiten deſſelben reflektiren. Denn theils iſt das Materielle diejenige fixirte Thätigkeit, welche in den Lebensaktionen entbunden, und frey ge-

macht wird, theils das beharrliche, welches die Leitungen, Kongeſtionen und Entweichungen des Thätigen beſtimmt, und zwar dem Zuſtande angemeſſen, in welchem es ſich jedes Mal befindet. Es ſcheint zwar, daſs beydes getrennt ſeyn könne, aber zuverläſſig nur für eine kurze Zeit. Mehrmals habe ich es beobachtet, daſs Krankheiten, die in unheilbaren Fehlern der Eingeweide begründet waren, dem Schein nach, vollkommen geheilt wurden, wenn man ſie nach Brown'ſchen Grundſätzen behandelte. Aber plözlich brach das Uebel mit verdoppelter Kraft wieder aus, und endete mit einem ſchnellen Tode, weil das Gleichgewicht zwiſchen Körper und Kraft nicht hatte hergeſtellt werden können, auf welchem allein alle dauerhafte Geſundheit beruht.

§. 4.

Krankheit und ihr Heilmittel.

Nachdem ich das, was in der Relation des Organismus mit ſeinem Aeuſsern entſteht, beſtimmt habe, komme ich noch beſonders auf diejenigen Zuſtände beyder, der Krankheit und des Heilmittels, in welchen ſie den Arzt vorzüglich intereſſiren.

Krankheit iſt Abnormität des Lebensproceſſes, wenn auch nicht an ſich, doch in der Syntheſis des Mannigfaltigen zur organiſchen Einheit. Sie muſs daher auch, als Affektion

dieſes einen Proceſſes, nach allen Richtungen ſichtbar werden, in welchen er ſich ausbreitet. Daher ſind in allen Krankheiten, nur mit quantitativer Differenz, Erſcheinungen des verlezten Ganzen und jeder Seite des Lebensprozeſſes ſichtbar. Oft drücken Krankheiten, die an ſich pſychiſch oder chemiſch ſind, ſelbſt da ihre Spuren ein, wo das Leben faſt in der Körperlichkeit erſtarrt iſt. Die Kühe bekommen Ringe in den Hörnern vom Kalben, die Schaafe Lager in der Wolle, wenn ſie erkranken, und die Menſchen Eindrücke und Flecke an den Nägeln, wenn ſie an Ophthalmieen, Podagra oder Gefäſsfiebern leiden; und es iſt mir wahrſcheinlich, daſs Perſonen, denen Flecke an den Nägeln gewöhnlich ſind, dieſelben allemal von irgend einem unbemerkten leichten Schock auf ihre allgemeine Geſundheit bekommen. Man kann daher zwar die Krankheiten nach dem überwiegenden Leiden der pſychiſchen, chemiſchen oder mechaniſchen Seite des Organismus anſchauen, und in dieſer Hinſicht eine allgemeine Reflexion über ſie in der generellen Pathologie anſtellen, aber ſie darnach nicht abſolut und in drey Klaſſen theilen, weil das Ueberwiegende zum Gleichgewichtspunkt, und von da zum Entgegengeſezten mit ſolcher Stätigkeit fortgeht, daſs nirgends ein Punkt der unbedingten Trennung ſtatt findet.

In jeder Art ſtechen zwar die Symptome der vorzüglich afficirten Seite hervor, hier die

pſychiſchen, dort die chemiſchen oder mechaniſchen Zufälle, aber gemiſcht mit Erſcheinungen der übrigen mitverlezten Seiten. Nun ſoll der Arzt jede Symptomatologie einer Art vollſtändig geben, alſo nicht bloſs die Erſcheinungen der vorzüglich verlezten Seite, ſondern er ſoll ſie alle, wie ſie in der reſpektiven Art begründet ſind, aufnehmen. Allein ſelten geſchieht dies. Das Grelle und Hervorſtechende bemeiſtert ſich ſeiner, daſs er bloſs dies und nicht die übrigen gedrückten und im Hintergrunde liegenden Symptome gewahr wird. Ich kenne von der älteſten Zeit her, ſo weit die Geſchichte der Medicin hinaufreicht, bis auf uns erſt eine vollſtändige Symptomatologie, nämlich die vom Diätophylus, der noch dazu kein Arzt war. In dem vorigen Hefte dieſer Beyträge habe ich einen Verſuch gemacht, das Pneumatiſche und Somatiſche, Behufs der Semiologie, zu paralleliſiren, deren Doppelheit man nicht einmal richtig aufgefaſst hat. Denn ſie ſoll nicht ſowohl auf Kunde des Verdeckten, ſondern vorzüglich auf Erkenntniſs des Dynamiſchen aus dem Zuſtande des Materiellen ausgehen, welches Kraft des ewigen Geſetzes der Subjekt-Objektivirung in der ganzen Natur Ausdruck und Symbol des Innern iſt.

Man hat die verſchiedenen Seiten des Organismus, die bloſse Formen ſind, in welchen er ſich äuſsert, für ſich genommen, und ſie

nach ihrem zwiefachen Zuſtande, als geſund oder krank betrachtet. Daher die Naturlehre einer geſunden und kranken Seele, Pſychologie und pſychiſche Pathologie. Man hat jenes den theoretiſchen, dies den praktiſchen Theil und das Ganze pſychiſche Medicin genannt, und iſt ſo weiter zur chemiſchen und mechaniſchen Seite des Organismus fortgegangen. Allein dieſe Differenzen ſind bloſs relativ, weil weder das Subjektive allein, noch das Objektive allein krank ſeyn können, ſondern das in beyden Gleiche ſchlechthin das Subſtrat der Geſundheit und Krankheit iſt.

Den Heilmitteln muſs man die weiteſte Ausdehnung geben, und ſie in ihrer allgemeinſten Wechſelwirkung zum Organismus betrachten. Denn es leuchtet von ſelbſt ein, daſs man die Kunſt vollſtändig, d. h. mit allem bewaffnen muſs, was nur irgend im Stande iſt, wider eine Krankheit zu wirken. Die ganze Auſſenwelt, ſo weit ſie fähig iſt, mit dem reſpektiven Organismus in Gemeinſchaft zu treten, muſs ihr zu Gebote ſtehen, und das unermeſsliche Feld ſeyn, von dem ſie ihre Mittel erndtet. Es iſt daher ein verderbliches Vorurtheil, den Begriff des Heilmittels auf den Arzneivorrath einzuſchränken, der nur einen Theil vom Ganzen ausmacht. Wir müſſen ferner nicht zuerſt darnach fragen, wie die Auſſenwelt als Heilmittel wider Krankheiten wirke, ſondern

wie und auf welche Art ſie überhaupt mit dem Organismus in Wechſelwirkung treten könne, wodurch die Principien jedes beſondern Einfluſſes, alſo auch der Heilmittellehre gegeben ſind. Denn es iſt einerley Geſetz, nach welchem Aeuſseres und Inneres ſich gegenſeitig durchdringen, der Erfolg mag erhaltend oder zerſtörend ſeyn. Nur mit Hülfe dieſer allgemeinen Erkenntniſs, die ein integranter Theil der Naturkunde der Organismen iſt, und die Heilmittellehre, als beſonderes und techniſches Element, in ſich aufnimmt, ſind wir im Stande, aus den Mitteln auf ihre Erfolge zu ſchlieſsen, und dieſe durch jene zu beſtimmen.

Das Aeuſsere iſt mit dem Innern gleiches Weſens, daher die Möglichkeit des gegenſeitigen Ineinander-Wirkens. Jedem Einzelnen iſt das Ganze, doch mit quantitativer Differenz, eingebohren, im Aeuſsern das nämliche dreyfache Vermögen zu reizen, was am Organismus als eben ſo mannigfaltige Receptivitäten deſſelben ſichtbar wird. Daher kann das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen. Nach dem, was in der Wechſelwirkung zwiſchen Aeuſserm und Innerm, nach dem primairen Eindruck, muſs die Heilkunde; die Heilmittellehre aber nach dem geordnet werden, was in dem Heilmittel, an ſich und ohne Relation betrachtet, vorſchlägt. Daher die Verzweigung der Auſſenwelt, als Heilmit-

tel, in Acologie, Pharmacologie und pſychiſcher Heilmittel-Vorrath. Sie ſelbſt iſt eine zuſammenhängende Produkten-Reihe, in der zwar auf jedem Punkt das gleiche Weſen des Realen und Idealen geſetzt iſt, doch mit quantitativer Differenz, daſs es von dem Mittelpunkt des abſoluten Gleichgewichts aus, gegen den einen Pol zu, mit überwiegender Hydrogenität, Expanſion, Idealität und Freyheit, gegen den andern mit überwiegender Oxygenität, Contraction, Materialität und Nothwendigkeit geht. Die mechaniſchen Mittel beſchlieſsen hier, wie dort die pſychiſchen; in der Mitte beyder liegen die chemiſchen Potenzen. An dem realen Pol iſt das innere Leben vollkommen erſtorben, und bloſs noch das Zuſammenwirken der Körper auf Körper übrig; dem Mittelpunkt zu erwacht das Thätige in den chemiſchen Affinitäten, wird frey in den ideal-realen Potenzen der Wärme und des Lichts, und endet mit den pſychiſchen Kräften, die wir als ein völlig Freyes und als reine Thätigkeit betrachten. Dem Indifferenzpunkt der Produktenreihe entſpricht die Arzneykunde, dem idealen Pol die Pſychiaterie, dem realen die Chirurgie. Die pſychiſchen Potenzen wirken raſch und ungebunden, ihr erſter Eindruck iſt höchſt tranſitiv, und ihr Totaleffekt läſst ſich ſchwer im voraus beſtimmen. Hingegen werden die mechaniſchen Kräfte am langſamſten in das allgemeine Leben aufgenommen, dafür iſt aber auch ihr erſter Eindruck deſto beharrlicher. Beyde

ändern blofs die Form des schon Vorhandenen, dadurch sein dynamisches Verhältnifs, können aber selbst nicht als Substanz in den Organismus aufgenommen werden. Hingegen werden die chemischen Mittel, vorzüglich die in der Mitte liegenden Nahrungsmittel, und was zunächst an dieselben angränzt, gröfstentheils alle als Substanzielles der Organisation unmittelbar einverleibt. Die psychischen Mittel breiten sich zunächst in die Sphäre des Cerebral-Systems aus, und erregen den thierischen Menschen zu Vorstellungen, Gefühlen und willkührlichen Muskelaktionen im Gefolge eigenmächtiger Entschlüsse; die chemischen Kräfte wirken zunächst auf das Gebiet des Ganglien-Systems, und erregen den plastischen Process in dem Geschäft der Assimilation und Dekomposition des Körperlichen. Beyde begegnen sich von der thierischen Seite zur vegetativen, von der vegetativen zur thierischen, also in entgegengesezter Richtung. Blofs der erste Eindruck der verschiedenen Mittel differirt nach der Verschiedenheit der Receptivitäten; der sekundaire Effekt ist von allen der nämliche, und der Totaleffekt geht wieder gegen alle Seiten. Das Ganze ist ein Wirken des Centrums gegen den Umkreis, und des Umkreises gegen das Centrum.

Jede Klasse von Heilmitteln hat ihre eigenen Zugänge zum Organismus, die gleichsam die aufgeschlossenen Seiten sind, welche er der

Aufsenwelt zukehrt. Die pfychifchen Kräfte gelangen durch die Sinnorgane und das Gemeingefühl, die chemifchen durch die Assumptions-Wege und die mechanifchen Potenzen durch die Fläche jeder körperlichen Begränzung zu ihm. In dem Maafs, als die Einwirkung von der Idealität zur Körperlichkeit herabfinkt, erweitern fich die Berührungspunkte zwifchen Aeufserm und Innerm. Die Sinnorgane nehmen den kleinften, die Affumptions-Wege nehmen fchon gröfseren Raum ein, und der Mechanismus wirkt endlich überall, wo er Körperlichkeit und Begränzung findet, dafs fogar durch die Oscillation in den Commotionen jeder Atom der Materie bewegt werden kann.

Aus dem Obigen erhellt nun, dafs jede der Zweige der Heilkunde, die Pfychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, ihre befondere Theorie haben müffe, die zufammen in die allgemeine Heilkunde gehören, welche aber leider noch aus Fremdartigem befteht und der das fehlt, was ihr wefentlich ift. Von jeder derfelben, auch von der Theorie der Arzneykunde und Chirurgi, will ich einige Fragmente hinwerfen, theils weil ich für Aerzte fchreibe, theils weil fich der Begriff der Pfychiaterie am vollkommenften im Angefichte jener entwickeln wird. Jede derfelben mufs den Begriff ihrer Doktrin richtig auffaffen, damit man wiffe, was fie feyn folle, ihre Principien feftfetzen, damit fie Fundament

bekomme, und ihre Topik berichtigen. Sie mufs die ihr zukommende Seite des Organismus, die diefer entfprechende Seite des Mittels, das was durch die Beziehung beyder unmittelbar entfteht, den primairen Eindruck, die Aufnahme deffelben in die Einheit des organifchen Lebens, und alle diefe befondern Momente in ihrer höchften Möglichkeit entwickeln. Sie mufs endlich ihre Lücken bemerken, die Mittel zur Kultur anweifen, eine Architektonik zur fyftematifchen Darftellung derfelben geben, kurz: ihr Ideal gleichfam in der Ferne bemerklich machen und für uns zum Ziel aufftecken. Die Pfychiaterie fordert eine wiffenfchaftliche Erkenntnifs der Pfyche, die Arzneykunde der Vegetation und die Chirurgie des Mechanismus, als differente Seiten eines Lebensproceffes, in welchem wieder alles, Vegetation und Animalität, Leib und Seele Eins find.

Die Trennung der Heilkunde in Pfychiaterie, Arzneykunde und Wundarzneykunde kann immer nur eine relative feyn, die nicht über das Gebiet der allgemeinen Heilkunde hinausgehen darf. Denn in der befondern Heilkunde wird jede Art der Krankheit, als ein eigenthümliches Objekt des Heilgefchäfts, gefezt, dem wir jedes Mittel, durch welches es entfernt werden kann, entgegen ftellen, ohne uns darum zu bekümmern, welcher Natur es fey, und auf welche der Receptivitäten es zuerft

eingewirkt habe. Auch giebt es ſchwerlich Krankheiten, die blofs allein durch dieſen oder jenen beſondern Zweig der Heilkunde heilbar ſind. Einige Krankheiten erfordern zwar ihrer Natur gemäfs, vorzüglich chemiſche, andere vorzüglich mechaniſche Mittel zur Heilung. Allein zwiſchen beyden liegt eine groſse Maſſe von Krankheiten, die durch den gleichzeitigen Gebrauch von Mitteln aus allen Klaſſen geheilt werden müſſen. Daher giebt es auch keine ſcharfe Gränzen zwiſchen Krankheiten, die zum Reſſort des Arztes oder Wundarztes gehören, und die Verſuche miſslingen, eine reine ſpecielle chirurgiſche Therapie, was die ſogenannten Chirurgien ſeyn ſollen, zu entwerfen.

§. 5.

Chirurgie.

Wenn rohe Völker zur Kultur ſchreiten, und die Heilkunde nicht etwan durch Tradition empfangen, ſondern ſelbſt unter ſich ausbilden; ſo werden ſie wahrſcheinlich mit der Chirurgie den Anfang machen. Jede Geburt erfordert ſchon eine chirurgiſche Hülfe, und das thätige Leben ſezt den ungebildeten Naturmenſchen eher der Gefahr mechaniſcher Verletzungen als dynamiſchen Krankheiten aus. Manche chirurgiſche Operation bedarf nichts weiter als einer einfachen Reflexion über das Sinnlich-Anſchauliche. Der durch Verrenkung verkürzte Arm wird aus-

gedehnt, dem zerbrochenen und aus ſeiner Richtung fallenden Knochen eine Schindel zur Stütze gegeben. Daher die Beyſpiele, daſs Laien ohne Anweiſung die ſchwerſten Operationen gemacht, Bauern ihre hülfloſen Weiber durch den Kaiſerſchnitt entbunden, und Hirten ihren Töchtern die Eyerſtöcke exſtirpirt haben, wenn ſie ſanftern Anmahnungen zur Keuſchheit kein Gehör leiſteten. Die Arzneykunde ſetzt ſchon abſtrakte Begriffe voraus, z. B. von einer ſich ſelbſt helfenden Natur und ihrer Wechſelwirkung mit dem Aeuſsern. Doch hat auch hier noch das Unſichtbare ein Symbol, und die Krankheit, das Mittel und ſein Erfolg eine ſinnliche Seite. Am tiefſten wurzelt die Pſychiaterie in dem, was über das Sinnliche hinaus, und bloſs der intellektuellen Anſchauung offen liegt. Daher ſie auch bis auf den heutigen Tag noch eine Terra incognita iſt. Dennoch hat man ſich bis jezt, troz des Alters der Chirurgie, weder um einen haltbaren Begriff und noch weniger um eine Theorie derſelben bekümmert, die ihr doch allein eine wiſſenſchaftliche Grundlage und ihrem Handeln eine ſichere Leitung geben muſs. In derſelben, die ein weſentlicher Theil der allgemeinen Heilkunde iſt, ſollten der Begriff und die Principien der Chirurgie feſtgeſetzt, die mechaniſche Seite des Organismus mit der mechaniſchen Seite der Auſſenwelt verglichen und der Vorgang gelehrt werden, wie das organiſche

Leben mechanische Eindrücke überhaupt und jede Art derselben besonders aufnehme, und endlich soll dieselbe diesen ärztlichen Hebel mit den Krankheiten zusammen stellen, wider welche er vorzüglich geeignet ist.

Was Chirurgie sey, ist bereits oben gesagt. Sie ist nicht etwan eine Kunst, durch die Hand zu heilen; der Kopf muss die Hand leiten. Die Hand ist nicht das einzige Mittel, durch welches sie wirkt; sie wirkt auch durch Schwämme, Bandagen, Instrumente. Sie heilt nicht äussere Krankheiten; denn alle Krankheiten sind ein Inneres. Selbst auf die Gränze der Körperlichkeit kann das Aeussere nicht bezogen werden; denn sie dringt jenseits derselben ein. Chirurgie heilt nicht durch äussere, Medicin durch innere Mittel; denn alle Mittel sind in Beziehung auf den zu heilenden Organismus ein Aeusseres. Chirurgie ist also Kunst, durch Mittel auf den Organismus zu wirken, deren primairer Eindruck mechanisch ist, behufs der Herstellung seiner Gesundheit. In Beziehung auf einen mechanischen Eindruck muss das Mittel als eine mechanische Potenz und der Organismus als Körper, und mit mechanischer Receptivität begabt, betrachtet werden, der aber fähig ist, den ursprünglich mechanischen Eindruck in das organische Leben aufzunehmen. Denn der gehoffte

Erfolg,

Erfolg, die Heilung einer Krankheit, ist lediglich allein das Werk organischer Kräfte. Hiermit sind nun alle Principien der Chirurgie angedeutet, auf welche es bey der Gründung ihrer Theorie ankömmt, die den wissenschaftlichen Theil derselben ausmacht. Sind diese Momente in ihrer Allgemeinheit richtig eingesehen, und die mechanischen Eindrücke und organischen Metamorphosen durch alle möglichen Verhältnisse vollständig durchgeführt; so wird es uns dann leicht seyn, den speciellen Fall zu bestimmen, wo wir mit Vortheil durch mechanische Handlungen organische Veränderungen hervorbringen können.

1. Das mechanische Verhältnifs, rein für sich.

Wir betrachten zuerst das Rein-Mechanische für sich und gesondert von allem Andern; den Organismus, als Körper und Maschine, mit Receptivität für mechanische Potenzen begabt; die Körperlichkeit, Form und den Mechanismus des chirurgischen Apparats; die bewegende Kraft desselben, mittelst welcher er sich mittheilen kann; und endlich den primairen mechanischen Eindruck, der in der Wechselwirkung der bewegenden Kraft des Apparats und der mechanischen Receptivität des Organismus entstehen mufs. Die Idee des Arztes setzt

die Gemeinſchaft beyder und leitet das Spiel mechaniſcher Kräfte auf beſtimmte Zwecke. Auf dieſer Stufe abſtrahiren wir noch von allen Qualitäts-Verhältniſſen und von dem Beytritte jeder andern wirkenden Urſach, nehmen den Organismus als reinen Körper, und ſtellen ihn der Körperlichkeit des chirurgiſchen Apparats, bloſſes Objektives dem Objektiven gegenüber, um deſto reiner unterſcheiden zu können, wie beyde in dieſem Verhältniſſe nothwendig auf einander einwirken müſſen. Beyde Gegenſätze werden in Bezug auf ihr Inneres in Ruhe und im Gleichgewicht gedacht, als träge und lebloſe Dinge, die nicht ſelbſtthätig auf ſich und das Aeuſsere wirken, ſondern in ihrem Zuſtande beharren, und ihre ſämmtlichen Beſtimmungen von auſsen bekommen müſſen. In dieſem Zuſtande ſind ſie bloſs noch fähig, Bewegung von auſsen aufzunehmen, und dieſelbe andern mitzutheilen. Wir denken den einen Körper als die bewegende Kraft, er mag ſie urſprünglich beſitzen oder empfangen haben; den andern, als den, der ſie aufnimmt und beachten das Reſultat in der Mittheilung, welches von der Maſſe, Geſchwindigkeit und Richtung abhängt. Hier iſt alſo die Chirurgie noch ganz in dem Mechanismus, und mit demſelben in der Sphäre des Lebloſen, wo alle Geſetze der Mechanik auf ſie anwendbar ſind.

a. Der Organismus hat eine mechanische Seite, die wir Behufs der Wundarzneikunde rein für sich und abgesondert von allen seinen übrigen Verhältnissen betrachten. Als Einheit des Dynamischen und Materiellen muss er durch Gestaltung als Körper hervortreten, und damit aller Affektionen der Körperlichkeit theilhaftig werden. Als solcher wird er dem gleich, was auf der untersten Stufe der Natur ist, wo blos noch Körper auf Körper durch Mittheilung ihrer Bewegung gegenseitig auf einander einwirken. Das Aeussere, welches diesen Einfluss auf ihn hat, ist ein akologisches Mittel; die Kraft desselben Bewegung, die es mittheilt; sein Gebiet alles was körperlich am Organismus ist; sein primairer Eindruck Metamorphose des körperlichen, und die Gesetze, nach welchen alles dies erfolgt, die Gesetze der Mechanik. Im Bildungsprocess wird der beständige Wechsel des Stoffs dergestalt modificirt, dass theils im Ganzen wie im Einzelnen immer die nämliche Form reproducirt, theils immer nur ein Theil des Materiellen in den Vegetationsprocess aufgenommen wird, ein anderer in Ruhe und im Gleichgewicht bleibt, den Körper repräsentirt und die Gestalt erhält. In der todten Natur setzt die Mechanik eine Ursach der Bewegung voraus, die nicht in dem Körper

ſelbſt liegt. Denn jede andere, z. B. eine chemiſche Bewegung, würde den Körper ſelbſt, alſo die erſte Bedingung jedes mechaniſchen Einfluſſes zerſtöhren. Daher die Unmöglichkeit, ein Perpetuum mobile zu erfinden, das in ſich ſelbſt die Kraft ſeiner Bewegung habe. Der Organismus allein iſt ein ſolches gelungenes Kunſtprodukt, in dem ein ununterbrochener chemiſcher Proceſs, alſo Bewegung durch Qualität und aus einem innern Princip, ſtatt findet, und der dabey doch ſeine Geſtalt, die nämliche Körperlichkeit und das Vermögen zu mechaniſchen Bewegungen behält. Er hat zwar nur in der Kontinuität des Werdens des Nämlichen das Beharrende, alſo nur ein tranſitives Seyn eines Körpers in der ununterbrochenen Fluxion der organiſchen Wirkſamkeit; aber deswegen nicht minder alle Prädikate der Körperlichkeit, Ausdehnung, Inpenetrabilität und Trägheit. Seine Theile ſind cohärent, elaſtiſch, dehnbar, biegſam, ſchlüpfrig, feſt oder flüſſig, hart oder weich. Er iſt ein Syſtem von Inſtrumenten; jedes derſelben hat ſeine beſtimmte Geſtalt, Gröſse und Zahl, die ſich in verſchiedenen Abſtufungen zu untergeordneten Syſtemen zuſammenreihen, die wieder in ein Ganzes zuſammentreten, in welchem jeder Theil ſein Verhältniſs, Ort, Lage, Verbindung und Gliederung hat. Er iſt nicht bloſs in ſeinem äuſsern Umriſs, wie eine Statüe, nicht bloſs in ſeinen gröbſten Be-

ſtandſtücken, wie eine todte Maſchine, ſondern durchaus und bis zu ſeinen Elementen hinab, die in den Urfaſern ſelbſt nicht einmal mehr ſichtbar ſind, gebildet. Daher übertrifft auch ſeine Maſchinerie ſo unendlich weit jede andere, die ein Produkt der Kunſt iſt, der es oft ſchwer wird, nur ein Gelenk zu ſchaffen, die in ihm ſo vielfältig ſind. Dieſe mechaniſche Seite der Organismen iſt das Objekt der Anatomie, die in ihrer Theorie die Entſtehung des Gebildeten aus den Abſtufungen des dynamiſchen Proceſſes, als dem Prototypus der Plaſtik, nachweiſen, und in ihrem praktiſchen Theil die getödteten Formen, wie ſie nach dem Erlöſchen des Proceſſes, ſeiner Idee entſprechend, als Körper zurückbleiben, in ihren räumlichen Verhältniſſen beſchreiben ſoll. Daher die Nothwendigkeit anatomiſcher Erkenntniſſe für den Wundarzt, die ihn, wenigſtens in ſeinem mechaniſchen Handeln, vorzüglich leiten müſſen. Als Körper, im Einzelnen wie im Ganzen, haben die Theile des Organismus ein mechaniſches Verhältniſs gegen einander, und theilen ſich ihre Bewegungen mit, die durch den wundervollen Mechanismus in den ſchönſten Formen zu Tage kommen, welches Barthez *) mit ungemeinem Scharfſinn auseinander geſetzt hat; als Körper

*) Neue Mechanik der willkührlichen Bewegungen der Menſchen und Thiere. Halle, 1800.

ist er allein im Stande, aufser sich und auf die Welt zu wirken; als Körper sind die Oscillationen in ihm, deren Einfluss auf die Entstehung der Gegenbrüche, der Berstungen dichter Eingeweide durch stumpfe Schläge, der Paralysen von Commotionen, und besonders auf die mancherley gesunden Verrichtungen des organischen Lebens noch zu wenig bekannt ist; als Körper hat er endlich eine Receptivität für mechanische Potenzen, und wird durch dieselbe für chirurgische Hülfen empfänglich.

b. Die chirurgischen Mittel müssen als rein - mechanische Potenzen aufgefasst werden, die blofs nur noch durch ihre Eigenschaften, welche sie als Körper haben, auf den Organismus zu wirken im Stande sind. Wir müssen ihre Kräfte in ihrer Masse und in ihrer Bewegung suchen, die als Druck, Stofs, Zug und Oscillation modificirt, von verschiedener Geschwindigkeit seyn, durch die Gestalt des Mittels auf besondere Zwecke gerichtet, und von der Idee des Wundarztes auf mannigfaltige Art geleitet werden kann. Die Form der Mittel ist wichtig, die Qualität gleichgültig; die Binde kann von Flanell oder Leinwand, die Sonde von Silber oder Fischbein seyn. Hingegen wirkt das Arzneymittel allein durch seine Qualität und in jeder Form auf die nämliche Art. Nur die Rhabarber, eben diese eine Substanz, kann als Rhabarber

wirken. Die erſte Wirkung der chirurgiſchen Mittel erfolgt mit mehr Nothwendigkeit, als von jedem andern Mittel; daher auch die gröſsere Sicherheit in ihrem Gebrauch. Dazu kömmt noch, daſs ihr primairer Eindruck ſinnlich angeſchaut, und nach mechaniſch-phyſikaliſchen Geſetzen vollkommen verſtanden werden kann. Ihr Zugang zum Organismus iſt allenthalben, wo Fläche und körperliche Begränzung iſt; für ſie hat alſo derſelbe extenſiv die gröſste Receptivität.

Der Inbegriff dieſer mechaniſchen Kräfte, ſofern ſie ärztliche Inſtrumente ſind, macht das Objekt der Akologie aus. Allein auch dieſe Doktrin erwartet noch erſt von der Zukunft ihre Entwickelung aus dem Chaos der mancherley Gebrechen, mit welchen ſie kämpft. Sie iſt, wie ſie jetzt noch exiſtirt, ſo mangelhaft als die pſychiſche Heilmittellehre. Wir haben zwar chirurgiſche Heilmittellehren, ja ſogar allgemeine chirurgiſche Therapieen; aber die Verfaſſer haben nicht einmahl den Sinn dieſer Doktrinen gekannt; in jener chemiſche Mittel, in dieſer allgemeine Reflexionen über die Behandlung ſogenannter äuſserer Krankheiten vorgetragen, die bloſs in der Einbildung da ſind. Die Akologie hat hier Mittel aufgenommen, die nicht mechaniſch wirken, dort andere übergangen, die offenbar in ihr Gebiet gehören. Den Anfang zu ihrer Begründung müſste man wahrſcheinlich

damit machen, dafs man die ganze Aufsenwelt von ihrer mechanifchen Seite vor Augen legte, und an fich die Frage richtete: was dadurch überhaupt und im Allgemeinen auf den Organismus möglich fey? Man foll das Syftem akologifcher Mittel nicht etwan zwifchen Lanzetten, Spritzen, Binden und andere ähnliche Dinge einengen, fondern die ganze Seite mechanifcher Potenzen muftern, und diejenigen herausheben, die zu heilfamen Veränderungen der Organifation überhaupt tauglich find. Ich will nur einiges anführen. Das Kneten, Streichen, Ziehen, Manipuliren, Frottiren, die Motions-Maschinen in der Hypochondrie, das Reiten in der Lungenfucht, die ruffifche Schaukel, die Douche, das Wogen des Meers im Seebade, die Seereifen find offenbar nichts anders als mechanifche Kräfte. Alle aktiven und paffiven Bewegungen und die verfchiedenen Arten gymnaftifcher Leibesübungen wirken zum Theil mechanifch, z. B. auf den Umtrieb der Säfte. Selbft durch neue Erfindungen könnte man hier noch den akologifchen Vorrath erweitern. Es ift z. B. möglich, ein kleines Haus fo zu bauen, dafs es durch den Druck des Waffers und die Mafchinerie einer Mühle ganz und in verfchiedene Arten von fchwankender oder erfchütternder Bewegung gefetzt werden kann, welches in mancherley chronifchen Krankheiten, die eine Umbildung ver-

letzter Theile verlangen, von grofsem Nutzen feyn würde.

Uebrigens kann die Akologie generell und fpeciell, fcientififch und gefchichtlich feyn. In der generellen wird ihr Begriff entwickelt, ihre Gränze beftimmt, ihre Lücken, wie die Mittel zu ihrer Kultur angezeigt; in der fpeciellen die Arten der Mittel, ihre Benennung, Bereitung, Kräfte, Gebrauch u. f. w. angegeben.

c. Die Kraft des mechanifchen Mittels, mittelft welcher daffelbe thätig wird, hängt theils von feiner Form und von feinen phyfikalifchen Eigenfchaften, theils von der ihm beywohnenden Bewegung ab, woher diefelbe urfprünglich auch entftanden feyn mag. Sie inhärirt demfelben als Schwere, oder wird ihm von der Hand des Wundarztes oder anderswoher mitgetheilt. Die Bewegung ift mannigfaltig, nach Maafsgabe ihrer Stätigkeit, Gefchwindigkeit und der Form des Inftruments; Druck, Stofs, Zug, oder Erfchütterung. Die ofcillatorifche Bewegung pflanzt fich fort nach dem Gefetze der Elafticität, dringt bis in das Innere, und bewegt jedes Atom der Körperlichkeit. Durch Schwere wirkt die Bleyplatte im Ganglion, durch Schwere und Volubilität das Queckfilber im Ileus, der Schwamm und Bovift durch die Lockerheit ihrer Textur, die Federn der Bruchbänder durch ihre Elafticität, die Sai-

ten und der Preſsſchwamm durch ihr Vermögen anzuſchwellen, die Schiene durch Starrheit, Catheter und Binden durch Biegſamkeit, durch den Stoſs die Spritze und Douche, durch Form und Bewegung Zange und Hebel.

d. Der erſte Eindruck, rein als ſolcher, kann nur mechaniſch ſeyn. Aus der mechaniſchen Potenz, als dem Aeuſsern, und der Receptivität des Organismus für mechaniſche Kräfte vermöge ſeiner Körperlichkeit, als dem Inneren, kann ſchlechterdings, wenn beyde mit einander in Wechſelwirkung gerathen, kein anderes Reſultat hervorgehen, als eine Veränderung des Mechanismus der Organiſation, die jenen Faktoren proportional iſt. Durch die mitgetheilte Bewegung entſteht Trennung oder Verbindung, Erſchütterung, Oſcillation, Druck, Biegung, Stützung, Erweiterung, Verſchlieſsung u. ſ. w. Dahin gehören folgende Zwecke der Chirurgie. Die Syntheſis, in der Reunion getrennter und der Zurückhaltung vorgefallener Theile. Die Diäreſis in der Trennung zuſammenhängender Theile, die getrennt ſeyn müſſen; die Trennung der zuſammengewachſenen Augenlieder, Finger, verſchloſſenen Scheide oder Maſtdarms. Die Wiederherſtellung der Normal-Form verunſtalteter Theile, der Klumpfüſse, des gekrümmten Rückgrats, krummer Glieder durch die Diarthroſis. Die Be-

freyung von fremden Körpern durch mechaniſche Hülfen bey dem Abzapfen des Waſſers und Urins, der Entledigung von der Nachgeburt und todten Früchten, der Extraktion der Kugeln aus Wunden, der Steine aus ihren Höhlen, der Körper, die im Schlunde ſtecken geblieben ſind, in der Exaereſis. Endlich die Proſtheſis und Anaplerosis in dem mechaniſchen Erſatz verlohren gegangener Theile, des Zapfens, Gaumens, der Arme oder Beine.

Uebrigens muſs ich noch erinnern, daſs wir es wohl unterſcheiden müſſen, ob der Eindruck rein-mechaniſch oder gemiſcht ſey? Denn das nämliche Mittel, welches dem Vorwalten nach zwar mechaniſch iſt, kann doch neben der mechaniſchen, auch die übrigen Seiten des Organismus erregen. Bey Manipulationen kann der thieriſche Magnetismus, bey der Applikation metalliſcher Inſtrumente, beſonders, wenn ſie aus Miſchungen beſtehen, der Galvanismus mitwirken, und beym Sondiren Zuckungen hervorbringen. Nach Operationen, die mit Entblöſsung innerer Theile verbunden ſind, tritt die Luft als chemiſche Potenz hinzu, und erregt mancherley ihr angehörige Erſcheinungen, z. B. nach der Eröffnung ſolcher Höhlen, die mit ſeröſen Häuten ausgekleidet ſind. Das, was der Operation vorgegangen iſt, die Operation ſelbſt und alle ſie begleitenden Nebenzuſtände,

müſſen die ideelle Seite des Menſchen nothwendig erregen. Furcht, Schmerz und die bange Erwartung der Zukunft wirken auf ihn, und der Eckel, das Erbrechen, die Ohnmachten, Krämpfe, Zuckungen, Fieber und andere Nervenzufälle, können eben ſowol Folgen des Seelenreitzes als der mechaniſchen Impreſſion ſeyn. Daher gelingen auch manche Operationen an Thieren beſſer als an Menſchen. Der Inbegriff der Zufälle, die nach Operationen entſtehen, kann alſo eine Miſchung von Erregung aller drey Seiten des Organismus ſeyn; und es gehört ein ungemeiner Scharfblick des Arztes dazu, die Symptome zu ſondern, und jedes auf die Seite zu beziehen, durch deren Erregung es entſtanden iſt, welches doch geſchehen muſs, wenn die Praxis glücklich ſeyn ſoll. Denn ein Nervenzufall, der von Irritation der Seele entſtanden iſt, muſs anders behandelt werden, als wenn er ſeinen Grund in der gemachten Verwundung hat.

2. Aufnahme des urſprünglich-mechaniſchen Eindrucks in das organiſche Leben.

Bis jetzt haben wir die mechaniſche Receptivität des Organismus als Etwas genommen, das für ſich iſt; ſie der abſoluten Kraft mechaniſcher Potenzen der Aufsenwelt entgegenſtellt, und in der Wechſelwirkung beyder den primai-

ren mechaniſchen Eindruck erhalten. Allein derſelbe beharrt nicht als ſolcher, ſondern regt augenblicklich das organiſche Leben, eben durch die Berührung der einen Seite deſſelben, zur Raction auf; dies greift als ſolches ein und verarbeitet wieder den empfangenen Eindruck gegen alle Seiten der Totalität. Dort wurde mechaniſche Potenz und mechaniſche Receptivität als Aeuſseres und Inneres (Reitz und Gereitztes) ſich entgegen geſtellt. Hier wird der mechaniſche Eindruck als das Aeuſsere, und die Receptivität des Lebensprozeſſes als das Innere angeſehen. Das Leben iſt nur Eins, wie bereits oben (S. 176.) ausführlicher geſagt iſt, das ſich zwar nach drey Seiten der Aufsenwelt öffnet, aber alle Eindrücke, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, in die Einheit ſeines Weſens aufnimmt, und aus dieſem Centrum wieder gegen das Ganze reflektirt. Das Seyn in demſelben iſt ein bloſs Scheinbares; es wird in der Dekompoſition beſtändig zerſtört, und in der Aſſimilation nach dem nämlichen Typus wiedererzeugt; iſt alſo nie, und kann daher keinen beharrlichen Eindruck in ſich zulaſſen. Die Reſiduen werden nach beendigten Proceſſen von den Organismen ausgeſtoſsen, die nach der Beendigung des chemiſchen Proceſſes in der todten Natur eigentlich das ſind, was zu Körpern gerinnt. Als Abbild des Abſoluten ſetzt das organiſche Leben die Form ſeinem Weſen gleich, wacht

über dieſelbe, wie über ſein Weſen, und wird daher durch alles zum Handeln beſtimmt, was ſeine Form ändert.

Man muſs auch hier wieder die Aufgabe ganz allgemein ſetzen: wie wird das organiſche Leben überhaupt durch Metamorphoſen ſeines Mechanismus afficirt? welche organiſche Veränderungen ſind durch mechaniſche Einflüſſe möglich? welcher Zuſammenhang findet überhaupt zwiſchen mechaniſchen Eindrücken aller Art und der organiſchen Erregbarkeit ſtatt? um eine helle Anſicht jedes beſondern Verhältniſſes durch die Anſicht des Ganzen zu gewinnen. Wir ſtellen die wirkenden Urſachen und ihre Erfolge in dem ganzen Umfang ihrer Möglichkeit zuſammen, ohne uns jetzt noch darum zu bekümmern, ob der Erfolg gut oder böſe, ob die Zuſammenkunft zufällig oder abſichtlich, und zu welchen Zwecken ſie veranſtaltet ſey? Die Erfolge ſind auch hier, wie überall relativ. Die mechaniſchen Einflüſſe können tödten, z. B. in der Decollation, krank machen, welches Verhältniſs die Pathologie exponirt, wo ſie die Vires violentas als Potentias nocentes betrachtet; endlich heilen, in welcher Beziehung ſie Objekt der Akologie und Chirurgie ſind. So ſind die chemiſchen Kräfte, nach eben der Relation, Gifte, Krankheitsurſachen, Heilmittel und Nahrungsmittel. Alle Reſiduen ehemaliger ano-

maler Vegetationsproceſſe, die im Körper zurückbleiben, Würmer, Steine und andere Conkremente, alle Desorganiſationen und Monſtroſitäten, endlich alle Morbi ſolidorum inſtrumentarii, ſind an ſich keine Krankheiten, ſondern Urſachen derſelben, die gröſstentheils nur als mechaniſche Kräfte wirken, und erſt durch ihren Eindruck auf die mechaniſche Receptivität das organiſche Leben zu anomalen Proceſſen aufreizen, d. h. Krankheiten hervorbringen. Endlich hat der mechaniſche Eindruck einige Folgen, die faſt nicht über das mechaniſche hinausgehen, z. B. die Blutungen nach Zerſchneidung der Gefäſse und die Störungen der Bewegung von abgetrennten Muskeln, verrenkten und zerbrochenen Knochen.

In einigen Fällen zeigt der Organismus eine ungemein zarte und leiſe Receptivität für mechaniſche Kräfte, z. B. in den Verrichtungen des Getaſtes und des Geſichts. Beyde Sinne werden urſprünglich durch einen mechaniſchen Eindruck beſtimmt, der aber augenblicklich in den organiſchen Proceſs des Empfindens umgewandelt wird. Durch die bloſse Berührung können wir den Körper nicht ſinnlich wahrnehmen. Dies muſs durch einen innern Proceſs geſchehen, zu welchem der mechaniſche Eindruck ſich als Reiz verhält. Ohne äuſseres Licht iſt das Auge im Stande, Licht hervorzubringen durch bloſse mechaniſche Reizung, Druck, Reibung

und Erſchütterung des Auges. Die Phantome variiren an Farbe und Geſtalt nach der Receptivität des Individuums und den Modifikationen der mechaniſchen Erſchütterung. Heftige Erſchütterungen des Körpers durch Nieſsen und Huſten, Schläge auf den Kopf und ein Druck auf das entblöſste Gehirn thun das nämliche. Ein leiſer Druck oder wiederholte ſanfte Stöſse auf den Augapfel hinter der Iris bringen auf der entgegengeſetzten Seite feurige Segmente eines Kreiſes hervor, in welchen das Licht eine den mechaniſchen Oſcillationen parallele wogende Bewegung hat. Wahrſcheinlich muſs man auch hier die doppelte polariſche Form des Lebensproceſſes, als Leitung und Chemismus, berückſichtigen. Durch die bloſse Unterbindung des Nerven wird der Muskel nicht allein lahm, ſondern auch mager; die unterbrochene Leitung hemmt zugleich auch ſeine Vegetation.

Uebrigens beſtätigt die Erfahrung es zureichend, daſs mechaniſche Eindrücke das organiſche Leben erregen und modificiren. Die Thatſachen liegen zu Tage, wenn gleich die Geſetze noch verborgen ſind, nach welchen ſie entſtehen. Eine merkwürdige Rolle ſpielt hier der Einfluſs des mechaniſchen Eindrucks auf die Beſtimmung des Verhältniſſes der beyden Faktoren des Vegetationsproceſſes, des Anſatzes

und

und der Reforbtion, fowohl in Beziehung auf den Ort, als auf die Intenfität ihrer gegenfeitigen Wirkung, wodurch die ſtupendeſten Form-Aenderungen möglich ſind *). Kugeln, Knochen, Eiterſammlungen bahnen ſich aus der Tiefe einen Weg gegen die Oberfläche durch die Abſorbtion der über ihnen liegenden Theile. Nach dem nämlichen Geſetze werden ſpitzige Knochen-Enden abgerundet, künſtliche Gelenke gebildet, ganze Wirbelbeine des gekrümmten Rückgrats eingeſogen, die unterbundenen Polypen abgetrennt, und den Zähnen offene Wege zum Durchbruch verſchafft. In meinem Archiv **) habe ich eine intereſſante Beobachtung einer Reiſe gegeben, die ein Fontanell vom obern Theil des Beins zum untern machte. Venel machte durch zweckmäſsig angebrachte Maſchinen krumme Glieder gerade; nicht etwan, daſs ſie dadurch wie eine Bleyſtange gebogen wurden, ſondern durch den Einfluſs des mechaniſchen Eindrucks auf den Vegetationsproceſs. Der Anſatz wird dem Orte nach von der Einſaugung getrennt; dieſer wirkt hier allein, wo zuviel iſt, jener dort, wo es an Materie fehlt. In der That eine wichtige Erſcheinung für die

*) Reils Archiv für die Phyſiol. B. VI. S. 120.

**) B. V. S. 445.

Chirurgie, deren Cauſalität noch in ein helleres Licht geſetzt werden muſs, um die Technik in dieſem Punkt zu vervollkommnen. Bekanntermaſsen werden die Verengerungen des Maſtdarms und der Harnröhre von Verdickung und Desorganiſation ihrer Häute durch Bougies geheilt. Der mechaniſche Eindruck erregt und vermehrt die Thätigkeit des Vegetationsproceſſes, die Calloſitäten und ausgeſchwitzten Reſiduen werden flüſſig, eingeſaugt und ſtatt ihrer wird ein normaler Stoff abgeſetzt; kurz, das krankhafte Materielle wird durchaus transſubſtanziirt. In andern Fällen vermehrt ein mäſsiger Druck den Anſatz und verdickt die Theile, z. B. bey Brüchen und Waſſerbrüchen.

Beſonders merkwürdig ſind auch die Temperatur-Veränderungen der Vitalität, die nach mechaniſchen Eindrücken erfolgen. Sinuöſe Geſchwüre, die mit Abſonderung von Jauche, Conſumption der Subſtanz und einer chroniſchen Entzündung verbunden ſind, bekommen Eiter und Granulation, und heilen jetzt, nachdem ihre Vitalität durch die Durchſchneidung der Gänge rectificirt iſt. Wo in der Tiefe Eiter liegt, bildet ſich an der Oberfläche ein Oedem; Knochenſplitter, Kleidungsſtücke, Kugeln, die im Innern ſtecken bleiben, erregen Härten der umliegenden Theile und andere Phänomene kranker Reizbarkeit. In der Schwangerſchaft heilen gebrochene Knochen nicht; Bruſt-

Abceſſe ſtehen mit dem Proceſs der Milchabſonderung in einem mannigfaltigen Verhältniſs; Verwundung der Sehnen und Nerven macht Trismus und Todtenkrampf; bloſse mechaniſche Reitzungen des Herzens und der Gedärme erregen die Aktion dieſer Organe; die Würmer wirken urſprünglich und als ſolche bloſs mechaniſch auf den Darmkanal, aber ihr ſekundairer Effekt iſt Fallſucht. Nach ſchweren Operationen entſtehen gern Lungenentzündungen, beſonders wenn der Kranke dabey nicht ſchreyen darf oder will. Gewiſſe mechaniſche Eindrücke, z. B. Erſchütterungen des Epigaſtriums, Einklemmung der Brüche, Quetſchung der Hoden, Umbiegung der Gebährmutter und Rupturen der Scheide und der Gebährmutter haben einen ganz eignen Einfluſs auf die Depreſſion der Vitalität. Unmittelbar nach dem Kayſerſchnitt ändert ſich oft die Farbe des Geſichts; der Menſch wird blaſs und fällt zuſammen, der Puls ſinkt, es entſteht Eckel, Erbrechen, Ohnmacht, kalter Schweiſs und der Tod von ſucceſſiver Entweichung des Lebensprincips, ohne daſs wir davon den Grund einſehen. Oscillationen in den Commotionen lähmen. Ich habe einen Menſchen geſehen, der nach einem Fall auf den Kopf bloſs das Gefühl der ganzen Haut verlohr, und daher kein Tuch aus der Taſche ziehen konnte, wenn es finſter war. Von Ue-

berfüllungen des Magens und der Blaſe entſtehen Paralyſen; und Fontana lähmte die Gedärme der Hunde dadurch auf der Stelle, daſs er ſie mit einer groſsen Menge Waſſer ausdehnte. Eine Anomalie in dem Mechanismus der Gefäſse, die von dem Bogen der Aorta entſpringen, z. B. wenn die rechte Art. ſubclavia auf der linken Seite entſpringt, und hinter dem Schlund gegen die rechte Seite fortgeht, erregt Krampf im Schlunde, der mit erſchwertem Schlingen verbunden iſt *). In der ledigen Gebährmutter iſt die Repulſiv- und Contraktiv-Kraft in allen Punkten im Gleichgewicht; in der ſchwangern waltet die Repulſivkraft im Körper, die Contraktiv-Kraft im Halſe vor; in dem Moment der Geburt kehrt ſich dieſe Polarität direkt um. Anomalien in dieſer Fluxion der Vitalität ſetzen den Handlungen des Hebarztes die gröſsten Hinderniſſe in den Weg. Mechaniſche Eindrücke ſind im Stande, dieſe Umtauſchung der Kräfte an den Polen der Gebährmutter auf der Stelle hervorzubringen. Wir ſprengen die Blaſe, und vermindern durch den Abgang des Waſſers das Volum, wenn wir Wehen erregen wollen. Queerlagen des Kindes erhalten das Vorwalten der Contraktiv-Kraft oft mit ſolcher Tenacität in dem Körper der Gebährmutter, daſs kein Mohnſaft ſie

*) Autenrieth et Pfleiderer Diſſ. de Dysphagia luſoria, Tüb. 1806.

überwältiget, und die Hand des Accoucheurs sie eher zerreifsen als ausdehnen kann. Sie ist vollkommen in dem Zustande des Tetanus. Allein welche stupende Metamorphose entsteht in dem Augenblick, wo das in der Mitte zerbrochene Kind zusammenfällt! Die Gebährmutter wird so dehnbar, wie ein Strumpf, und man kann in ihr alle Bewegungen zur Wendung leicht vornehmen. Wie man in diesen Fällen durch mechanische Handlungen die Vitalität umstimmt, so kann man umgekehrt durch eine vorläufige Umstimmung der Vitalität mechanische Handlungen möglich machen, die es ohne dies nicht sind; nach einer vorhergegangenen Injektion eines Belladonna Aufgusses den Bruch reponiren.

Da der Stoff überall und ununterbrochen wechselt; so mufs schon dadurch die Grenze des Gebrochenen und Geschnittenen schnell eine andere Gestalt annehmen, durch welche sich die Verwundungen an Lebenden und Todten unterscheiden. Aus den gebrochenen Knochen-Enden schwitzt ein Leim aus, der sie wieder zusammenklebt; Wunden entzünden sich, eitern, granuliren und vernarben. Durch die adhäsive Inflammation werden manche gute Zwecke, die Verwachsung des Bruchsack-Halses durch die Reibung des Bruchbandes, die Verklebung der Scheidenhaut mit dem Testikel beym operirten Wasserbruch erreicht. In manchen Fällen entstehen nach mechanischen Eindrücken ganz eigen-

thümliche Bildungs - Proceſſe: z. B. um Kugeln, die im Innern ſtecken bleiben, werden Säcke geſponnen, durch welche ſie gleichſam in ewiger Gefangenſchaft gehalten, und von dem Organiſchen exilirt werden. Im Gefolge mechaniſcher Irritationen erwacht der organiſche Proceſs, und erregt, in der Qualität einer Heilkraft der Natur, eine Thätigkeit, durch welche ſie das verurſachte Damnum zu heben ſucht. Jeder dieſer Proceſſe iſt ein Werk der organiſchen Natur, das ſie nach einer eigenthümlichen Idee veranſtaltet. Die Erkenntniſs dieſer Proceſſe überhaupt und in ihrer Beſonderheit iſt dem Wundarzt nothwendig, der mit Glück operiren will. Sie variiren nach der Natur des Theils, der mechaniſch verletzt iſt, wiefern er Muskel, Nerve, Eingeweide oder Knochen iſt; nach der Individualität: in wilden Thieren iſt z. B. die Reproduktionskraft gröſser, und endlich nach den ſämmtlichen innern und äuſsern Beſtimmungen, Alter, Geſchlecht, Klima, Seelenſtimmung, Pflege des in Anfrage ſtehenden Subjekts. Hier iſt noch ein groſses Feld für die Chirurgie zu bearbeiten. Man muſs auch hier wieder die Proceſſe ganz allgemein beobachten, die die Natur zur Redintegration mechaniſcher Verletzungen hervorbringt, ſie mögen abſichtlich oder zufällig, z. B. Heilungs-Proceſſe nach erlittenen Gewaltthätigkeiten ſeyn. Dahin gehören die Heilungs - Proceſſe nach Schuſs - und

Hiebwunden, nach Brüchen, die Reproduktions-Proceſſe verletzter Nerven und Muskeln *), die eigenthümlichen Proceſſe der ſogenannten Exfoliation, durch welche die Natur weiche oder harte abgeſtorbene Theile von den lebendigen trennt. Auffallend ſind ſie in manchen Augenkrankheiten. Nach Staar-Operationen verlieren ſich allmählig die Narben der Hornhaut. Ich habe in einigen Fällen geſehen, daſs die Iris, die nach Entzündungen an die Hornhaut angewachſen war, ſich abtrennte, und ihre Beweglichkeit wieder bekam. Bichat **) hat uns den eigenthümlichen Proceſs, mittelſt deſſen die Wunden vernarben, Bonn und Troja den Proceſs der Conſolidation zerbrochener Knochen beſchrieben. Merkwürdig iſt das, was nach der Abſterbung eines Theils eines cilindriſchen Knochens erfolgt. Um das abgeſtorbene Knochenſtück bildet ſich ein neues durch Ausſchwitzung der plaſtiſchen Lymphe aus der angeſchwollenen Beinhaut; die Muskeln trennen ſich von dem abgeſtorbenen Knochen ab, und wachſen an den neuen an; der urſprünglich unförmliche Knochen wird nach und nach dem Normal-Typus angemodelt, und in ihm bleiben ſo lange runde Löcher offen,

*) Arnemann, Verſuche über das Gehirn und Rückenmark. Göttingen 1787.

**) Reils Archiv, B. V. S. 169.

als im Innern noch der Sequeſter ſteckt, damit die aufgelöſsten Theile deſſelben einen Ausgang haben *).

Der Wundarzt beabſichtiget zwar nicht immer durch ſeine mechaniſchen Handlungen den ſekundairen Effekt derſelben, nämlich den organiſchen Proceſs und deſſen Folgen. Bey dem Aderlaſſen, Abzapfen des Waſſers, Herausziehn fremder Körper aus ihren Höhlen, dem Accouchiren u. ſ. w. iſt der unmittelbare mechaniſche Erfolg der zunächſt beabſichtigte. Doch operirt er auch hier und nimmt mechaniſche Potenzen weg, um Krankheiten, d. h. organiſche Proceſſe zu verhüten, die jene mechaniſchen Urſachen ſonſt nach den nämlichen jetzt angeführten Geſetzen veranlaſſen würden. Allein in den meiſten Fällen iſt der organiſche Proceſs nebſt ſeinen Folgen das, was der Wundarzt eigentlich durch ſeine Handlungen hervorzubringen bemüht iſt. Als Chirurg iſt er Mechaniker, der durch mechaniſche Kräfte auf den Organismus, als Maſſe von beſtimmter Geſtalt, wirkt, was bloſse Erkenntniſs des Mechanismus der Organiſation und des angewandten Mittels vorausſetzt. Allein auf der zweyten Stufe kömmt es auf die Beurtheilung der ſekundairen Effekte und der durch den mechaniſchen Reiz aufgereg-

*) Cloſſius, über die Krankheiten der Knochen. Tübingen 1798.

ten organiſchen Proceſſe an. Was hier entſteht, liegt in der Sphäre des Lebens. Hier iſt es, wo die Chirurgie aus ſich und ihrem Mechanismus heraus, und in das Gebiet der Phyſiologie der organiſchen Natur hinübertritt; wo die Erkenntniſs dieſer Vorgänge die eigentliche ſcientifiſche Seite der Kunſt ausmacht, und das Wiſſen und Handeln in Eins bildet. Hier ſoll der Wundarzt eigentlich erſt die Wiſſenſchaft ſammeln, die ihn zum wahren Künſtler erhebt, und ihn in den Stand ſetzt, den organiſchen Erfolg ſeiner mechaniſchen Handthierung richtig zu prognoſticiren, den möglichen Schaden mit dem gehofften Vortheil gegen einander abzuwägen, und ſolche mechaniſche Eindrücke zu veranſtalten, die die innere bewuſstloſe Plaſtik der Art erregen, daſs ſie mit ſeiner Idee nach deutlich erkannten Zwecken harmonirt, und in dieſer Harmonie des Aeuſsern und Innern ſeine Zwecke realiſirt. Dem Wundarzt, der in beyderley Erkenntniſſe des Mechaniſchen und Organiſchen eingeweiht und im Beſitz des Allgemeinen iſt, wird es bey einigem Genie leicht ſeyn, in jedem beſondern Verhältniſſe die Mittel aufzufinden, durch welche er zu wirken hat. Er muſs den todten mechaniſchen Apparat beleben, gleichſam die Seele deſſelben ſeyn, welches die Theorie der Chirurgie, Genie und Kunſtſinn vorausſetzt. Ohne daſs jene ihm lebendig vor Augen ſtrebt, kann er nicht mit Glück

handeln. Sie ist es, die gelehrt und gelernt, die mit Ueberlegung und Bewufstseyn ausgeübt werden kann. Hingegen ist das Genie und der Kunstsinn angeboren, eine autonomische Kraft, die sich der fremden Gesetzgebung entzieht, ohne Regel erfindet und bewufstlos producirt, ohne dafs es sich selbst in Beziehung auf den Grund seiner Handlungen klar wird.

Welche Krankheiten eignen sich denn vorzüglich für die Chirurgie? Die Krankheiten des gestörten Mechanismus, Wunden, Vorfälle und Brüche; die Behandlung solcher Theile, die entweder ganz abgestorben, oder doch auf eine Art verdorben sind, dafs sie durch Hectik den allgemeinen Tod nach sich ziehen; endlich Krankheiten, die die Vegetation zu heben aufser Stande ist, die ursprünglichen Deformitäten und Moustrositäten und die Desorganisationen, welche Residuen bestimmter Krankheiten sind. Hier hat der Wundarzt eine Theorie der pathologischen Anatomie nöthig, die ihn mit den Gesetzen bekannt machen mufs, nach welchen sowohl die ursprünglichen als nachmaligen Misbildungen entstehen. Jede anomale Vegetation hat ihre eigenen Residuen und After-Organisationen; die Luftseuche, Feigwarzen; Scrofeln, lymphatische Geschwülste; Gicht, Gichtknoten; Absonderung übermäfsiger Harnsäure, Steine. Ohne diese Erkenntnifs kann der Wundarzt nicht sicher prognosticiren, keine Mittel zur

Verhütung der Rückkehr dieſer Uebel vorſchlagen. Auch der Semiologie kann noch eine beſondere techniſche Richtung auf chirurgiſche Hülfen gegeben werden, die ihr Weſen an ſich nichts angeht, ſondern ſich blofs auf ihre Gebrauchsart bezieht. Als Beyſpiel führe ich die Oedeme, Frieſel Ausſchläge, Härten, Anomalien der Tranſpiration und Wärme-Temperatur an Orten an, wo fremde Stoffe in der Tiefe ſtecken.

Aufser jener Wiſſenſchaft der Mechanik ſeiner Mittel, der Organiſation, und des Einfluſſes mechaniſcher Eindrücke auf den organiſchen Lebensproceſs, die das Fundament der Kunſt ausmachen, mufs der Wundarzt noch ſcharfe Sinne, beſonders ein gutes Auge, und ein zartes Getaſt, körperliche Kräfte, eine feſte und gelenkſame Hand, mechaniſche Fertigkeit, Kälte, Beharrlichkeit, Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes haben *). Er vereinigt

*) Eſſe autem Chirurgus debet adolescens, aut certe adolescentiae propior; manu ſtrenua, ſtabili, nec umquam intremiscente, eaque non minus ſiniſtra, quam dextra promptus; acie oculorum acri claraque; animo intrepidus, immiſericors, ſic, ut ſanari velit eum, quem accepit, non ut clamore ejus motus, vel magis, quam res deſiderat, properet, vel minus, quam neceſſe eſt, ſecet: ſed perinde faciat omnia, ac ſi nullus ex vagitibus alterius adfectus oriretur.

verſchiedene Funktionen in ſich, beſtimmt durch Idee, was geſchehen ſoll, theilt ſeinen Werkzeugen Bewegung und Richtung mit, iſt endlich alles in allem; Idee, bewegende Kraft und Inſtrument, z. B. bey Wendungen in der Geburtshülfe.

Jener angemerkte Standpunkt iſt es, von dem aus allein das Verhältniſs der Chirurgie zur Medicin richtig beſtimmt werden kann. Es giebt nur eine Beziehung zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Auſſenwelt, zwiſchen deſſen Krankheiten und ihren Heilmitteln. Hier iſt kein Unterſchied zwiſchen Arzt und Wundarzt; und Fehden zwiſchen beyden in Betreff ihres Ranges, können nur von Handwerkern kommen, die nicht einmal die Bedeutung ihrer Kunſt begriffen haben. Nur der iſt wahrer Arzt, und nur dieſer allein, der die Einzelheiten des Organismus zur Idee deſſen erheben kann, in dem ſie Eins ſind; der das Wechſelverhältniſs zwiſchen ihm und ſeiner Auſſenwelt nicht etwan in beſondern Punkten, ſondern überhaupt und in ſeinen Principien ergriffen hat; der endlich zur Einſicht der Geſetze gekommen iſt, nach welchen die Eindrücke von allen Seiten her in den einen Brennpunkt des Lebens-Proceſſes geſammelt, und von denſelben wieder gegen alle Seiten des Organismus reflektirt werden. Was Ideelles in der Kunſt iſt, iſt gemeinſchaftliches Eigenthum aller: des Arztes, Wundarztes und Seelenarztes. Wer nichts weiter als Wundarzt,

und mit seiner Kunst nicht aus der Sphäre des Mechanismus herausgekommen ist, bleibt ein todtes Werkzeug, im Dienste einer fremden Idee, die ihn im Gebiete des Organischen leiten muss, ist Theil der Akologie, und steht in diesem Verhältnisse dem Apotheker zur Seite. Sobald derselbe zum Lebendigen fortschreitet, und auch nur den geringsten organischen Erfolg seiner Handlungen zu beurtheilen sich unterfängt, ist er mehr als Wundarzt, Physiker.

Der gelehrte Wundarzt, welcher selbstständig seine Mittel zum Zweck der Genesung handhaben will, muss eingeweiht seyn in die Wissenschaft des gesunden und kranken Organismus, also mit dem gelehrten Arzt einerley Bildung haben. Die Erkenntnifs des Mechanischen, und die artistische Geschicklichkeit in der Anwendung der Instrumente, ist theils von geringem Belang, theils etwas, das aufserhalb des Gebiets der Medicin liegt. Wem es an diesem gebricht, ist Routinier, er mag Arzt oder Wundarzt seyn *). Es war daher ein grofser Fehlgriff, dafs man die Wundärzte in eignen, von den medicinischen Schulen getrennten, Bildungs-Anstalten erziehen zu müssen, glaubte. Erst seit der Zeit, dafs gelehrte, und auf Akademieen gebildete Aerzte sich der Chirurgie widmeten, stieg sie zu dem Grad der Kultur hin-

*) Reil, Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers. Halle 1804. S. 85.

auf, den ſie jetzt hat. Die Gilde-Barbiere trugen dazu nichts bey. Und ſie wird zuverläſſig noch raſcher ſich entwickeln, wenn man ihre Idee richtig gefaſst hat, nicht blofs am Mechaniſchen klebt, ſondern vorzüglich das Verhältniſs zwiſchen den mechaniſchen Einflüſſen und den organiſchen Metamorphoſen vollſtändig zu ergründen ſucht.

Rangſtreite haben nie auf die Kunſt, die untheilbar und eines Weſens iſt, ſondern immer nur auf die Mittel Bezug, durch welche ſie thätig iſt. Der Wundarzt muſs vorzüglich das Verhältniſs mechaniſcher Potenzen auf die mechaniſche Seite des Organismus kennen, der Arzt mit den chemiſchen Beziehungen zwiſchen dem Organismus und ſeiner Auſſenwelt, und der pſychiſche Arzt endlich mit der Wechſelwirkung bekannt ſeyn, die zwiſchen dem pſychiſchen Aeuſſern und der pſychiſchen Receptivität der Organiſation möglich iſt.

§. 6.

Arzneykunde.

Auch die qualitativen Verhältniſſe des Organismus ſtehen mit der nämlichen qualitativen Seite ſeiner Auſsenwelt in Wechſelwirkung. Was auf dieſem Wege zur Heilung ſeiner Krankheiten möglich iſt, gehört in das Gebiet der Arzneykunde. Ich werde dieſe Gemeinſchaft die chemiſche nennen, ohne

mich an die Albernheiten derer zu kehren, die mit dem chemiſchen Proceſs in der Natur nicht über ihren Suppentopf hinauskönnen, oder Modifikationen von weſentlichen Differenzen, und Begriffe von ihrer willkührlichen Bezeichnung zu unterſcheiden, nicht gelernt haben. Die chemiſche Influenz variirt in der todten und lebendigen Natur nicht an ſich, ſondern nur ſcheinbar. Sie unterſcheidet ſich hier und dort blos darin, dafs das neue Produkt, in welches die leblosen Subſtanzen unmittelbar nach der gegenſeitigen Durchdringung zuſammentreten, als ſolches beharrt, und die Metamorphoſe mit einem Akt geſchloſſen iſt. Der chemiſche Akt ſelbſt iſt in den Organismen, wenn ihre und der Aufsenwelt qualitative Seiten mit einander in Gemeinſchaft gerathen, eben nichts anderes und das Produkt ſeinen beiden Faktoren proportional. Allein die Metamorphoſe continuirt, das Produkt findet augenblicklich nach ſeiner Bildung einen andern Gegenſatz, und ein Akt knüpft ſich an den andern in einer beſtimmten Succeſſion, die durch die Geſetze der Vegetation vorgezeichnet iſt. Die Metamorphoſe beginnt in den Vorhallen der Organiſation mit einer Reihe direkter Aſſimilationen; von da wird das Produkt in die Wege der Cirkulation aufgenommen, und daſelbſt nach den Geſetzen der Vegetation weiter verarbeitet, ſo dafs das letzte Produkt in der Skale ein dem reſpektiven Organis-

mus Homogenes ist, nicht durch die Differenz der Processe an sich, sondern durch die bestimmte Ordnung, in welcher sie sich folgen.

Das Qualitative in der Sinnenwelt beruht auf einem graduellen Verhältnifs der Grundkräfte in der Natur; und jede besondere körperliche Substanz ist gleichsam eine mehr oder weniger verschlungene Relation jener Grundkräfte, die eben in dem respektiven Körper auf einen bestimmten Grad von Intensität fixirt, und im Gleichgewicht unter sich zur Ruhe gebracht sind. Finden die Körper ihren Gegensatz, einen Körper, in welchem ein anderes Kraftverhältnifs fixirt ist; so wird ihr Gleichgewicht, in dem sie ruhen und als Materielles erscheinen, aufgehoben. Aus beyden entsteht ein neues Produkt, in welchem ein ganz anderes Verhältnifs fixirt wird, das demjenigen proportional ist, was aus der Synthesis der Körper hervorgehen mufs, die Actu mit einander in Wechselwirkung getreten sind. Denn was sich gegen seine Pole, als Repulsives und Contractives, spaltet, ist im Mittelpunkt Ein Wesen. Daher die innere Gleichheit aller Materie, ihre Affinität und ihr Streben nach Gleichgewicht, wenn sie aus demselben gesetzt ist. Der Act, in welchem diese dynamische Metamorphose zu Stande kömmt, die bestehenden Gradverhältnisse anziehender und abstofsender Kräfte, in den die Körper sich auflö-

sen

ſen, und in neue zuſammentreten, wird der chemiſche Proceſs genannt. Als ſolcher ſchlieſst derſelbe alle Formen des dynamiſchen Proceſſes in ſich, wie dies an der galvaniſchen Säule ſichtbar wird, an der man den magnetiſchen, elektriſchen und chemiſchen Proceſs, als Einheit, Differenz, und die Durchdringung beyder erblickt. In demſelben treten die qualitativen Seiten der Subſtanzen mit einander in Reaktion, differenzirte Kräfte kämpfen mit Kräften, unmittelbar in dem Akt der Auflöſung verſchwindet das Materielle ganz, wird gleichſam vergeiſtiget, und als reine Kraft in der chemiſchen Bewegung frey; der Tod weicht dem aufgehenden Leben, die Ruhe flieht, und die handelnde Natur tritt an ihrer Stelle, bis zu dem Moment, wo die Kraftäuſserungen im Gleichgewicht erlöſchen. In dieſem Augenblick tritt wieder ein Körper, in eigenthümlicher Geſtaltung, hervor, aber ein Symbol eines ganz andern in ihm fixirten Kraftverhältniſſes, das daher auch ganz anderes auf unſere Sinnorgane influirt. Denn das Empfinden iſt ein Wahrnehmen des Qualitativen in der Natur. Was alſo in der Dynamik Objekt der innern Anſchauung iſt, das Geſetz, nach welchem die reinen Kräfte ſich trennen und verbinden, und ſich durch die gegenſeitige Influenz ihre Verhältniſſe beſtimmen, das wird mittelſt des chemiſchen

Proceſſes gleichſam dem äuſsern Sinn zur Anſchauung vorgelegt.

Die Organiſation ſoll das Leben erzeugen, d. h. das Gebundene aus der Hülle löſen, in welche es ſich verbirgt, und die Naturthätigkeit frey und objektiv machen. Dies geſchieht eben durch die ununterbrochene Succeſſion chemiſcher Proceſſe, die an verſchiedenen Punkten und mit verſchiedener Intenſität in ihr angeſponnen werden, die verkörperten Kräfte auflöſen, ſie zum handeln beſtimmen, und zu einem ſcheinbar ſtätigen Leben erwecken. Daher ſtehen ſich Thätigkeit und Körperlichkeit, Leben und Tod direkt entgegen; wo das eine beginnt, muſs das andere in ihm untergehen. Im Organismus iſt beydes zugleich: loſsgelaſſene und fixirte Naturthätigkeit. Dieſe erſcheint als der Leib, jene als die Seele deſſelben. Der Leib hält das Freythätige, als Individuelles im Univerſum, und reproducirt, wenn er aufgelöſst wird, das nämliche Spiel freyer Lebenskräfte, ſo daſs der Organismus gleichſam in doppelter Geſtalt, als freye und als fixirte Kraft, da iſt. Was jetzt noch todt iſt, wird in dem folgenden Augenblick lebendig, ſtirbt aber faſt in demſelben Moment wieder, in dem es ſich gleich nach ſeiner Entbindung zu einem heterogenen Reſiduum fixirt, das ausgeſtoſsen wird. Das Reſiduum trägt den Charakter der Proceſſe an ſich, von welchen

es Reſiduum iſt. Daher die Möglichkeit, aus ihm die Natur der Proceſſe beſtimmen zu können. Dekompoſition und Excretion fordert Erſatz, damit der Organismus immer in gleicher Form und Qualität hergeſtellt werde. Denn er daurt, als ſolcher, nur durch ein beſtimmtes Kraft-Verhältniſs, ſowohl in ſeinem Leben, als in ſeinem Seyn, fort. Eben dies iſt ſeine eigenthümliche Erregbarkeit, daſs in der Gemeinſchaft mit andern Dingen nicht ein drittes, von beyden Verſchiedenes, entſteht, ſondern daſs er ſich in derſelben ſelbſt reproducirt. Er nimmt Subſtanzen aus der Auſſenwelt in ſich auf, die ihm ſchon ähnlich ſind, und modificirt ſie weiter durch mannigfaltige neue Verbindungen, und durch Abſcheidungen des Untauglichen, in der Form eines Excrements, zur vollkommenen Gleichheit, in welcher ſie ihn dynamiſch und ſomatiſch zu erſetzen im Stande ſind. Der Körper gerinnt in jedem Moment und an allen Punkten aus Stoffen der Auſsenwelt von neuem zuſammen, und wird in dem nämlichen Verhältniſs durch die Lebensaktionen wieder zerſetzt. Das Leben entwickelt ſich aus dem Todten, und erſtarrt faſt in dem nämlichen Augenblick ſeiner Entbindung wieder in den Reſiduen ſeiner Proceſſe. Das Leben hat, wie das Seyn, eine bloſs ſcheinbare Continuität. Es iſt immer eine aus andern Stoffen erzeugte Flamme, die im-

mer über andere Subſtrate ſchwebt, und aus friſcher Zufuhr Nahrung ſaugt. Sofern iſt die ganze empiriſche Exiſtenz ein lediglich tranſitives Ding; der Organismus ein Durchgangs-Punkt für die Aufsenwelt; nichts beharrlich und unwandelbar in ihm als ſein Begriff, der die fliehenden Kräfte immer in die nämlichen Formen zwingt. Aber ſelbſt dieſer Begriff wird wieder nur durch das Tranſitive gehalten, und hat blofs in jenen Formen ſeine Realitat. So iſt im Wirbelwinde die bewegte Luft nur das Verurſachte, aber es verſchwindet uns zugleich mit ihr, wenn wir von ihr abſtrahiren, die Kraft, welche ſie bewegt, und es bleibt ein völlig leeres Nichts übrig. Dies gegenſeitige Ineinander-Wirken der Potenzen auf ſich, mittelſt deſſen, was qualitative Seite an ihnen iſt, die chemiſche Influenz der Auſſenwelt auf den Organismus, und eines Theils deſſelben auf den andern, durch welche alle jene Vorgänge zu Stande kommen, iſt eben nichts anderes als der chemiſche Proceſs ſelbſt. Das Thätige verkörpert ſich, und das Verkörperte löſst ſich wieder in ein Thätiges auf. Alle Aſſimilationen und Dekompoſitionen, ſowohl in den erſten als in den zweyten Wegen geſchehen nach chemiſchen Geſetzen. Richtungspolarität iſt nirgends ohne chemiſche Polarität, und die Idee, die alle dieſe Vorgänge nach feſten Geſetzen ordnet, wieder

in- und mit dem Nämlichen gegeben, was durch sie geordnet wird.

Das Leben ist ein Inneres. Alle Gegensätze, durch welche es Actu im Lebensprocess entbunden wird, sind im Organismus selbst, und zur Zeit Bestandstücke desselben. Das Thätige ist das Bestimmende, die Seele; das Materielle des Bestimmbare, der Leib desselben. Daher die Nothwendigkeit beyder zu seinem Begriff. Das Aeussere hat eine doppelte Funktion: theils sollicitirt es die vorhandenen, innern Gegensätze zur Aktion, theils tritt es durch Assimilation ein, und reproducirt die durchs Leben zerstörten Gegensätze wieder. In jener Beziehung nennen wir es Potenz, in dieser Substanz. Die Potenz, z. B. die Sinnenwelt und der eigenmächtige Entschluss zur Muskelbewegung erregt, veranlasst und weckt blos das im Organismus Ruhende, der sich dann Actu selbst giebt, was Potentia schon in ihm ist; die Substanz hingegen ist das Material für die künftige Existenz desselben, das, was mit umgewandelter Gestalt selbst in seine Mischung und Form aufgenommen wird, und seine künftige Existenz begründet.

Das qualitative Aeussere, welches als Substanz in den Organismus eingehen soll, muss sich zunächst an die Vegetation wenden, und sich ihr unterwerfen, d. h. durch eine vorgeschriebene Reihe von Processen und nach man-

cherley durch dieſelben bewirkten Umwandlungen, ſich den Zugang zu ihm verſchaffen. Nur Einiges davon, die ganz differenten Oxygene und Hydrogene wirken direkt als Cauterien, überwältigen die Kraft der Vegetation, wirken auf jeden Punkt, und zerſtören den Organismus. Wir können dieſe Dinge Gifte nennen, wodurch wir ſie mittelſt einer abſoluten Grenze von dem Uebrigen abtrennen. Die Vegetation iſt es alſo, die Behufs der Arzneykunde vorzüglich ins Licht geſtellt werden muſs. Ihr Apparat, eine Zahl iſolirter Eingeweide, liegt faſt ganz innerhalb des Ganglien-Syſtems, das ſich in die Gefäſse der Eingeweide verbreitet, ihre Thätigkeit beſtimmt, und dieſelbe gleichſam als die Seele derſelben zur Einheit des Zwecks leitet. Solang die Vegetation den Organismus, ſeinem Begriff entſprechend, reproducirt, beſteht die Geſundheit; durch ſie muſs die verlohrne hergeſtellt werden.

Auch hier muſs zuvörderſt das Chemiſche rein für ſich und geſondert von allem Uebrigen, wie in der Chirurgie das Mechaniſche, die chemiſche Seite des Organismus und ſeiner Aufsenwelt und der primaire Eindruck, der in dem Moment entſteht, wo ſich beyde berühren, und alsdann erſt der ſekundaire Effekt, nämlich die Aufnahme des chemiſchen Eindrucks in das organiſche Leben, erörtert werden.

Die ganze Auſſenwelt kann ſofern Arzneykörper ſeyn, als ſie durch ihre qualitative Seite auf die nämliche des Organismus, Behufs ſeiner Geneſung, einzuwirken im Stande iſt. An ſich ſind die Arzneykörper Kraftverhältniſſe, die mit ſich im Gleichgewicht ſtehen, ihre ſinnlichen Merkmale, als Symbole ihres Innern, an ſich tragen, und thätig werden, wenn ſie ihren Gegenſatz finden. Auf die nämliche Art betrachten wir den körperlichen Organismus; ſtellen alſo, in der Wechſelwirkung beyder, ein Kraftverhältniſs dem andern, die ſich mehr oder weniger homogen ſind, entgegen, und ſich in einander auflöſen. Aus dieſem Geſichtspunkt angeſchaut, verliert die Arzneymittellehre ihre gewöhnliche atomiſtiſche Anſicht, und neigt ſich den Principien der Dynamik zu, in welcher ſie ihre ſcientifiſche Begründung finden muſs.

Stellt man die Auſsenwelt in einer Produkten-Reihe zuſammen; ſo hat ſie in der abſoluten Mitte einem Gleichgewichts Punkt der Identität, von dem aus ſie mit überwiegender Expanſibilität gegen den einen Pol, und mit ſteigender Contraktion gegen den andern geht. Jene Pole ſymboliſiren ſich in den Elementen der Körperwelt als Sauerſtoff und Waſſerſtoff, die die Grenze aller Materialität bezeichnen. Stickſtoff und Kohlenſtoff ſind untergeordnete Pole, von welchen dieſer ſich der

Contraktions-, jener der Expanſions-Seite nähert. Das Qualitative reducirt ſich dadurch auf ein quantitatives Cohäſions-Verhältniſs. Kohlenſtoff und Stickſtoff ſind Elemente der Welt, die als Subſtanz in den Organismus eingehen, das materielle Subſtrat geben, und ſein Inſichſelbſt-Seyn und ſeinen animaliſchen Charakter beſtimmen. Hingegen ſind Waſſerſtoff und Sauerſtoff Potenzen der Aufsenwelt, die man als Cauſal-Momente des Lebensprozeſſes anſehen mufs, durch welche, unter der Form der Elektricität, die Thätigkeit in ihm erregt, und das Leben gleichſam aus ſeinen Feſſeln befreyt wird. Daher erſcheinen alle Metamorphoſen im Thier- und Pflanzenreich, ſelbſt die neuern Umwandlungen im Reiche der Foſſile, als Oxydations- und Hydrogenations-Proceſſe.

Dieſer Produkten-Reihe, als dem Aeufern, gegenüber, ſteht die organiſche Welt als Inneres. Jede Thierart findet in derſelben einen beſondern Punkt, der ihr am homogenſten, ihr relativer Indifferenzpunkt iſt, und ihr die Nahrung giebt. Daher die Differenz der Nahrungsmittel nach der Thierart. Das Raubthier friſst Fleiſch, die Ziege Schierling, die Wachtel Lolch. Unter allen Organismen fällt der relative Indifferenzpunkt des Menſchen mit dem abſoluten in der Produkten-Reihe am nächſten zuſammen. Deswegen nährt er ſich auch von verſchiedenen Dingen, und lebt unter dem

Einfluſs aller Climate geſund. Was dieſſeits und jenſeits des relativen Indifferenzpunktes liegt, iſt für die reſpektive Thierart Heterogenität, und kann auf ſie, nach Maaſsgabe ihres Zuſtandes, bald als Heilmittel, bald als Krankheits-Urſache oder Gift wirken. Das an ſich Hydrogenirende kann auf ein anderes, dem Indifferenzpunkt näher Liegendes, oxydirend wirken. In dem Maaſse, als die Entfernungen des Aeuſsern von dem relativen Indifferenzpunkt der reſpektiven Organismen zunehmen, wächſt die Intenſität ſeines Qualitäts-Charakters, und die Einwirkung wird ſtärker, bis ſie auf einen gewiſſen Punkt kömmt, wo ſie die Vegetation übermannt, und in einen deleteriſchen Eindruck übergeht.

Im Lebensproceſs, der im Kampfe des Heterogenen beſteht, und im Gleichgewicht erlöſcht, begegnen ſich Oxygene und Hydrocarbone, und zerſtöhren ſich gegenſeitig auf jedem beſondern Heerde der Organiſation, wo Aktion iſt, zu Auswurfsſtoffen. Den Sauerſtoff erſetzen die Lungen, das Hydrocarbon der Speiſekanal. Jenes wird unverändert, dies nach einer Vorbereitung, mittelſt einer Reihe von Aſſimilations-Proceſſen, zugeführt. Das chemiſche Aeuſsere, alſo auch die Arzneyen, müſſen ſich daher an die Vegetation wenden, und dieſelbe der Art beſtimmen, daſs ſie ſelbſt die Miſsverhältniſſe innerhalb ihrer Sphäre aufhebt. Denn das Leben verhält ſich, wie ſich die Zufuhr durch die

Lungen und den Speiſekanal, und die Verarbeitung der Zufuhr, der Qualität des bereits Vorhandenen gemäſs, verhält. Daher haben auch alle Ausſagen über die direkten Wirkungen der Arzneyen, daſs ſie z. B. erweichen, auflöſen, lubriciren, zuſammenziehn u. ſ. w. keinen Grund. Alle dieſe Erfolge entſtehen, wenn ſie nach dem Gebrauch beſtimmter Arzneyen entſtehen, immer nur mittelbar, durch die Rectification der Faktoren des bildenden und bewegenden Lebens.

Die Nahrungsmittel und alles, was in ihrer Nähe liegt, gehen offenbar in die Körperlichkeit des Organismus über, und ſetzen ihm Subſtanz zu. Schon dadurch bewirken ſie Form-Aenderung, und können aufserdem noch auch die Form des ſchon Vorhandenen, und mit derſelben das dynamiſche Verhältniſs verändern. Jeder Arzneykörper, der ſich durch ſeine ſpecifiſch-ſinnlichen Merkmale als ein beſonderer Körper ankündigt, iſt auch ein eigenthümliches Kraftverhältniſs. Daher iſt es nicht gerathen, den ganzen Arzneyvorrath auf einige wenige heroiſche Mittel einzuſchränken. Scheinbar milde Dinge leiſten oft mehr als die kräftigſten Subſtanzen; und die alten Aerzte wurden durch ihre Kräuterabſüde über Krankheiten Herren, die wir durch China und Mohnſaft nicht bezwingen. Sonderbar kann uns dies nicht ſchei-

nen, ſobald wir die leiſe chemiſche Receptivität des Organismus gehörig würdigen.

Ihren Zugang zum Organismus haben die Arzneyen durch die Lungen und den Speiſekanal; ſelten durch die Haut, z. B. in Bädern und Einreibungen.

Das, was unmittelbar entſteht, wenn ſich die chemiſche Seite des Organismus mit der chemiſchen der Aufsenwelt berührt und in Gemeinſchaft tritt: dieſer direkte und erſte Eindruck, muſs ein chemiſcher ſeyn. Denn aus beyden kann kein anderes Produkt eingeſehen werden; beyde müſſen nach Affinitäts-Verhältniſſen auf einander einwirken. Allein die äufsere chemiſche Subſtanz durchwandelt, von dem Moment ihrer Aufnahme an, eine Reihe chemiſcher Aſſimilations-Proceſſe, die mittelſt der Geſetze der Vegetation fixirt und vorher beſtimmt ſind, vom Mund zum Magen, dem Darmkanal und den Milchgefäſsen bis zum Cirkulations-Syſtem und den mancherley Metamorphoſen innerhalb deſſelben. Auf jeder Stufe wird das urſprüngliche Aeufsere ein Anderes, und berührt auf jeder Stufe andere, mit anderer chemiſcher Receptivität begabte, Organe. Auf dieſe Art erfolgt eine Reihe verſchiedener chemiſcher Eindrücke, wenn man ſie gegen einander vergleicht, obgleich auf jeder Stufe in der Skale die Ineinander-Wirkung der reſpektiven Potenzen an ſich betrachtet, ihrer Natur pro-

portional und rein chemiſch ſeyn muſs. Das alſo, wodurch ſich die Vegetation oder Reproduktion organiſcher Körper von den chemiſchen Proceſſen der anorganiſchen Natur unterſcheidet, daſs nämlich aus den in Gemeinſchaft gebrachten Potenzen nicht ein drittes von beyden verſchiedenes Produkt, ſondern ein dem Organismus Gleiches entſteht, iſt nicht ſowohl Folge der Eigenartigkeit des Vegetations-Proceſſes an ſich, ſondern vielmehr in der beſtimmten Succeſſion der Proceſſe gegründet, die das Aeſsere den Geſetzen der Vegetation gemäſs durchlaufen muſs. Das Abſolute in der Natur iſt immerhin bemüht, ſich mit quantitativer Differenz gegen ſeine Pole zu ſpalten. Dieſer Trieb iſt gleich dem Triebe ſich zu geſtalten, und ins Geſtaltloſe zurück zu kehren; dies wieder einerley mit dem allgemeinen Streben der Natur, ſich zu organiſiren, und das Organiſirte zu desorganiſiren. Dies iſt ihr letztes und höchſtes Ziel. Ueberall wirkt das nämliche Urſprüngliche nach einerley Geſetz; die Proceſſe ſind auf allen Stufen die nämlichen, nur die Formen verſchieden, und mehr oder weniger potenziirt.

Der ſekundaire Effekt oder die Aufnahme des chemiſchen Eindrucks in das organiſche Leben, iſt das durch die Reihe der Proceſſe entſtandene endliche Total-Reſultat, nämlich die Aſſimilation des Aeuſsern zur ſpecifiſch-eigenthümlichen Qualität,

oder die Reproduktion des Organismus aus dem ſubſtantiellen Aeuſsern, welches eben durch jene Reihe chemiſcher Proceſſe bewirkt wird.

Sofern die Arzneykunde vorzüglich auf das bildende Leben und die Vegetation wirkt, iſt ſie beſonders für Krankheiten geeignet, die ſich urſprünglich in den Organen entſpinnen, welche innerhalb des Gebiets des Ganglien-Syſtems liegen, für Cachexien und Fieber, und überhaupt für Krankheiten, die in beſtimmten Perioden verlaufen, ſich durch kritiſche Ausleerungen entſcheiden, alſo zunächſt durch den Vegetations-Proceſs rectificirt werden müſſen.

§. 7.

Pſychiaterie.

Es giebt nicht eigentlich eine pſychiſche Medicin. Denn in den Heilmitteln ſind alle drey Seiten, nur mit einem Vorwalten dieſer oder jener Seite. Auch richtet ſich ihre Wirkung nicht immer nach dem, was in ihnen vorwaltet, ſondern oft auch nach der Receptivität und dem Zugang des Organismus, auf den ſie zugelaſſen werden. Daher in pſychiſchen Curen oft Mittel pſychiſch wirken, die es an ſich nicht ſind. Eben ſo wenig giebt es reine pſychiſche Krankheiten; und diejenigen, in welchen vorzüglich die pſychiſche Seite verletzt iſt, können nicht unbedingt durch pſychi-

ſche Mittel geheilt werden. Umgekehrt heilen an ſich pſychiſche Mittel auch andere, als pſychiſche Krankheiten, z. B. Schlucken und kalte Fieber. Es kann daher die Idee, die pſychiſche Seite der Medicin, Behufs der Pſychiaterie, heraus zu heben, und ſie für ſich zu ſetzen, nämlich das pſychiſche Aeuſsere mit den pſychiſchen Krankheiten zuſammen zu ſtellen, und dieſem das Prädikat der pſychiſchen Medicin beyzulegen, nicht realiſirt werden, weil jenes nicht unbedingtes Heilmittel von dieſem iſt. Denn wenn beyde ſich gleich auf dem erſten Wege nothwendig berühren müſſen; ſo hängt nicht davon, ſondern von dem ſekundairen Effekt die Heilung der Krankheiten ab. Es bleibt alſo bloſs die Pſychiaterie oder die Methode übrig, Krankheiten durch Mittel zu heilen, die zunächſt das ideelle Princip des Menſchen berühren. Und dieſe muſs nach dem primairen Eindruck der Mittel beſtimmt werden, welcher das einzige Feſte und Relationsloſe, immer das eine oder das andere iſt, und nicht alles zugleich ſeyn kann. Das Problem, was die Pſychiaterie aufzulöſen hat, iſt: welche Veränderungen des Organismus ſind durch primaire Eindrücke auf die ideelle Seite deſſelben, Behufs der Heilung ſeiner Krankheiten, möglich? Alles andere, z. B. die Expoſition der pſychiſchen Seite des Organismus in ihrem geſunden und

kranken Zuſtande, ſo wie das Vermögen der Aufsenwelt, pſychiſch influiren zu können, iſt nur Behufs der Pſychiaterie und Propedeutik derſelben.

So lange in der lebloſen Natur das Subjektive vollkommen bewufstlos wirkt, wird der Zuſtand jedes Einzelnen von der mechaniſchen Cauſalitäts-Reihe nothwendig beſtimmt, in welche es verwebt und von dem allgemeinen Strom fortgeriſſen, in welchen es hingeſchleudert iſt. Erſt mit dem aufkeimenden Bewufstſeyn kann es aus dieſem Natur-Mechanismus heraustreten, ſich dem Nothwendigen entgegenſtellen, ſeinen Zuſtand wenigſtens zum Theil eigenmächtig beſtimmen, und auf dem Strome des Lebens das Ruder der Geſundheit ſelbſt führen. Auf den unterſten Stufen der Organismen, wo noch das Ideelle ganz in der Materialität verſunken iſt, kann bloſse Arzneykunde und Chirurgie ſeyn. Auf den höhern Stufen keimt zwar, mit der Entwickelung der Seele, die Möglichkeit einer Pſychiaterie auf; aber ſie bekömmt erſt in der Menſchengattung, in welcher das Ideelle am wenigſten verhüllt hervortritt, eine ſolche Exiſtenz, in welcher ſie als vollendetes Glied den übrigen Zweigen der Medicin zur Seite treten kann. Im Menſchen verhält ſich ihre intenſive und extenſive Wirkſamkeit in dem Maafse, als ſeine intelligente Seite vollkommner ausgebildet wird. Doch hat die Medicin dieſen charakteriſtiſchen

Zugang zum Menſchen faſt ganz unbenutzt liegen laſſen. Sie hat den vernünftigen Menſchen auf eben die Weiſe, wie das unvernünftige Thier behandelt, wenige praktiſche Verſuche in der Pſychiaterie gemacht, und um ihre Theorie ſich gar nicht bekümmert, da ſie doch ein integranter Theil zur Vollendung der Heilkunde iſt. Denn durch ſie muſs der Arzt die Bildung empfangen, mittelſt welcher er fähig iſt, als Vernunftweſen auf ein anderes der nämlichen Art zu wirken. Durch ſie muſs er ſeinen Kranken die moraliſche Haltung zu geben wiſſen, mittelſt welcher ſie ſeiner Anordnung auf eine zweckmäſsige Art Folge leiſten. Sie muſs in ſeiner Gewalt ſeyn, um diejenigen Krankheiten heilen zu können, die entweder zum Theil, oder ganz allein durch ſie heilbar ſind. Sie muſs ihm endlich zu Gebote ſtehen, um jeder Curmethode den Charakter der Vollſtändigkeit zu geben, den ſie nothwendig haben muſs. Pſychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, ſind die drey Hebel der Kunſt, die der Arzt einzeln oder alle anſetzt, wie der Fall es erfordert. Er muſs im Stande ſeyn, nicht bloſs einen Theil, ſondern das ganze Auſsenverhältniſs des in Anfrage ſtehenden Kranken, dies nicht bloſs mit einer, ſondern mit ſeinen ſämmtlichen Receptivitäten, dem Zweck der Geneſung gemäſs, zu ſtellen, ſo weit

es

es durch die Idee möglich ist. Man kömmt dadurch schneller zum Zweck, und heilt auf diesem Wege Krankheiten, z. B. Krankheiten der Seele, die bey einer unvollständigen Curmethode unheilbar sind. Denn das Heilen beruht auf einem solchen Stellen des Aeussern, dass dadurch die Heilkraft der Natur das Uebergewicht bekomme. Oft ist es genug, dass nur einige, oft müssen aber auch alle Aussenverhältnisse bestimmt werden, wenn jenes Uebergewicht eintreten soll. Wie oft mögen Curen mancher Krankheiten, besonders der Nervenkrankheiten, der Hypochondrie, Hysterie, Fallsucht u. s. w. deswegen misslingen, weil ihnen dieser Charakter der Vollständigkeit fehlt.

Um zu einer Theorie der Psychiaterie zu gelangen, müssen Spekulation und Empirie sich gegenseitig die Hand bieten; diese von jener es lernen, mit Sinn zu experimentiren, und jene die Ausbeute, welche die Empirie auf ihren rhapsodischen Ausflügen macht, zur Berichtigung ihrer vorgefassten Ideen, anwenden. Ihre Theorie hat wahrscheinlich, wie die Theorie der Arzneykunde und Chirurgie die chemische und mechanische Seite auffasst, das rein Psychische zuerst, nämlich die sinnliche Seite des Organismus und seiner Aussenwelt, und das, was in der Wechselwirkung beyder entsteht, den ersten psychischen

Eindruck, für ſich und geſondert von allem Uebrigen, aufzufaſſen und dann erſt den Vorgang mitzutheilen, mittelſt deſſen der urſprüngliche pſychiſche Eindruck in das organiſche Leben aufgenommen, und auf die Totalität des Organismus ausgebreitet wird.

1. Das Pſychiſche für ſich.

a. Hieher rechne ich zuerſt die ſenſorielle oder intelligente Seite der Organismen, was man auch ihre Pſyche nennt, in welcher beydes, Receptivität für ſinnliche Eindrücke und Vermögen, denſelben ſelbſtthätig entgegen zu wirken, urſprünglich vereiniget iſt. Dieſe Erkenntniſs iſt einerley mit dem, was man allgemein Pſychologie nennt. Ohne ſie kann das pſychiſche Wechſelverhältniſs zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Auſſenwelt nicht verſtanden werden, alſo auch keine Theorie der Pſychiaterie ſeyn, die eben auf jenes Wechſelverhältniſs fuſst, wie keine Theorie der Arzneykunde ohne chemiſche, und keine Theorie der Chirurgie ohne mechaniſche Wiſſenſchaft möglich iſt. Denn die Heilkunde hat, als techniſche Doctrin, kein eigenthümliches Gebiet, durch welches ſie abſolut begränzt wäre, ſondern ihr Zweck ſetzt ihre Gränzen. Sie nimmt jede Erkenntniſsart, als ihr angehörig, in ſich auf, wo ſie dieſelbe findet, wenn ſie nur zur direkten Erreichung ihrer Abſichten geeignet iſt. So-

fern ſteht die Pſychologie mit der Heilkunde in dem nämlichen Verhältniſſe, in welchem alle übrigen, in ſie hineingezogenen Scienzen mit ihr ſtehen. Sie unterrichtet den Arzt in der Erkenntniſs der einen und vorzüglichſten Seite des Gegenſtandes, auf welchen er wirken ſoll, den er alſo auch kennen muſs. Sie macht ihn mit ſich ſelbſt und den Kräften bekannt, durch deren Gebrauch er als Künſtler thätig ſeyn muſs. Sie lehrt ihn die Krankheiten der Seele kennen, die ihrem Weſen nach das nämliche, was die Krankheiten des Körpers ſind, und daher mit dieſem in beſtändiger Wechſelwirkung ſtehen. Sie bietet ihm eine eigene Klaſſe von Mitteln an, durch welche er die Gebrechen organiſcher Körper zu verbeſſern im Stande iſt. Aus ihr muſs endlich die Pſychiaterie, als Inbegriff von Regeln, pſychiſche Mittel auf den beſtimmten Zweck des Heilgeſchäfts anzuwenden, entlehnt werden.

Allein an einer ſolchen Pſychologie für Aerzte, und wahrſcheinlich auch von Aerzten fehlt es uns ganz. Der Arzt war meiſtens nicht Philoſoph, um die urbildliche; der Philoſoph nicht Arzt genug, um die abbildliche Seele, als ſubjektive Seite der Organismen, richtig aufzufaſſen. Man raiſonnirte zu flach und zu viel, und beobachtete zu wenig; man beobachtete theils ohne Plan und ohne Principien, theils nicht ohne Vorurtheil; und verglich zu ſparſam

das Beobachtete von neuem mit der Natur, ſo daſs es durch die kreiſenden Traduktionen von einem Verleger zum andern zuletzt ſeine urſprüngliche Wahrheit verlohr. Dem Philoſophen genügt die reine Wiſſenſchaft, ohne Rückſicht auf beſondere Zwecke; er beſchäftiget ſich vorzüglich mit dem normalen Zuſtande der Seele und nimmt höchſtens noch ihre moraliſchen Gebrechen mit, die dem Arzt nicht eigentlich was angehen. Der Arzt bedarf zwar auch einer Naturlehre der geſunden Seele, damit er eine Norm in der Beurtheilung der Kranken habe. Aber ſeine eigenthümliche Beſtimmung weiſst ihn auf die Krankheiten derſelben und die Methode an, ſie zu entfernen. In der Pathologie der Seele ſind nicht die einfachen Arten ihrer Krankheiten zum Grunde gelegt, ſondern bloſs die verworrenen Gruppen ihrer gänzlichen Zerrüttung geſchildert, die aus jenen, als aus ihren Elementen, zuſammengeſchmolzen ſind, ſo daſs dieſe wegen der Verſchmelzung, jene wegen mangelhafter Erkenntniſs der Elemente nicht erkennbar ſind. Ueberhaupt iſt man noch nicht auf dem rechten Wege, um zu einer Ausbeute pathologiſcher Thatſachen zu gelangen. Die Tollhäuſer enthalten einen groſsen Schatz für Pſychologie und Medicin, der bis jetzt noch unerkannt und unbenutzt iſt. Gute Köpfe, wie Lichtenberg und Diätophylus ſollten ſich in Nervenkrankheiten ſelbſt beobachten

und die an ſich gemachten Erfahrungen in unſern Beyträgen niederlegen. Innere Gefühle laſſen ſich von einem Dritten nicht anſchauen. Und endlich fehlt es noch an einer zweckmäſsigen Sprache, durch welche jene Gefühle und Zuſtände für jedermann verſtändlich vorgetragen werden können.

Die Pſychologie muſs ſpeculativ und empiriſch, Wiſſenſchaft der urbildlichen und der abbildlichen Seele ſeyn. Jene iſt Objekt der Naturphiloſophie, die der Empirie ſo manches Problem zur Löſung zuſchiebt, ohne daran zu denken, daſs ſie den Standpunkt noch ſchuldig iſt, von dem aus die Empirie heller zu ſehen, und mit mehr Geiſt zu experimentiren im Stande iſt. Die Lehre der Seele muſs ferner comparativ, von ihrem erſten Keim an in den unterſten Regionen, durch die ganze Thierreihe fort, bis zu ihrem vollen Lichte im Menſchen bearbeitet, und kann dann erſt ſpeciell, wie ſie in den beſondern Thierarten für ſich iſt, gegeben werden. Denn das Einfache muſs auch hier dem Vollendeten vorangehn, und die ganze Verkettung vor Augen liegen, bevor ein einzelnes Glied derſelben in ſeinen vielfachen Verhältniſſen mit Wahrheit eingeſehen werden kann. Endlich haben wir uns noch in der Seelenlehre davor zu hüten, die Pſyche nicht etwan als ein Weſen zu nehmen, das für ſich iſt, und ſie, als ein Abſolut-Verſchiedenes, der Leiblichkeit des

Organismus entgegenzuſtellen, da ſie doch nur die eine Seite des nämlichen Subſtrats iſt, was uns in der Arzneykunde ſeine chemiſche, und in der Chirurgie ſeine mechaniſche Seite darbietet, wie das Empfindbare der äuſsern Natur nicht etwan Etwas von ihr Verſchiedenes, ſondern bloſs die eine Erſcheinungs-Weiſe derſelben iſt. Sie iſt nicht Etwas, das auf der Stufe der Menſchheit zur Organiſation hinzu kömmt, ſondern die eine Seite derſelben, die ſich mit allen übrigen in gleicher Parallele zur gröſsern Vollkommenheit entwickelt, die differente Erſcheinungs-Weiſe desjenigen einen Weſens; das die gemeinſchaftliche Wurzel des Leibes und der Seele iſt, Produkt des nämlichen Urprincips, welches den Organismus gegen ſeine beyden Pole, als Reales und Ideales entfaltet, und ſo verſchiedentlich potenziirt iſt, als die Relationen der Realitäten in ihrem Zuſammenſeyn es ſind, aus welchen die Thierreihe beſteht. Nirgends ſind Thätiges und Beſchränkendes an ſich, ſondern bloſs durch das Uebergewicht des einen oder des andern verſchieden. Aus dem identiſchen Subſtrat der Organiſation tritt gegen den einem Pol das Handelnde immer ungebundener hervor, bis es ſich im Selbſtbewuſstſeyn zur höchſten Freyheit erhebt; gegen den andern Pol zu wird das Beſchränkende immer mächtiger, bis der plaſtiſche Proceſs im Mechanismus der reinen Körperlichkeit erſtarrt.

Der Gegenſatz von Leib und Seele beruht alſo auf dem bloſsen in der Relation entſtandenen Schein; beyde ſind in allen Dingen nothwendig daſſelbe Weſen. Durch das Einsſeyn beyder wird jedes konkrete Ding ein relatives Ganze, wie das Univerſum es auf urſprüngliche Weiſe durch eben dieſe Einheit des Endlichen und Unendlichen iſt. Daher die parallele Erhebung des Somatiſchen und Pneumatiſchen von der unterſten Thierſtufe bis zur oberſten; daher die Gleichheit der Geſetze in der phyſiſchen wie in der pſychiſchen Welt. Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie haben einerley lebendige Natur zum Objekt, nur daſs jede für ſich und beſonders dieſelbe nach den drey Formen betrachten, in welchen ſie ſich offenbart. Dieſen gegenüber ſteht die Auſſenwelt, mit eben ſo vielerley Vermögen zu reitzen begabt, als die Organismen Zugänge haben. Daher die ſcheinbare Trennung der Heilkunde in Chirurgie, Arzneykunde und Pſychiaterie, und ihre Wiedervereinigung in den organiſchen Proceſs, in welchen die Reizung aller Seiten endlich enden muſs.

Das, was wir die ſinnliche, und auf einer höhern Stufe die intelligente Seite der Organismen, ihre Seele, nennen, bietet ſich uns aus einem doppelten Geſichtspunkt dar; theils wie ſie an ſich und im Abſoluten, theils wie ſie creatürlich und in der Relation iſt. Dieſe iſt ein Endliches, das in Beziehung

auf andere Dinge beſteht, und ein vorübergehendes Daſeyn hat; jene das Unendliche, welches, als Weſenheit und ewiger Grund in die Relation eingeht, von welcher die endliche Seele die Erſcheinung iſt. Die urbildliche Seele iſt, gleich dem Ideal der übrigen Dinge, das in der Gattung ausgeſprochen iſt, der Prototypus der creatürlichen, die als Abbild von ihr ausgebohren wird. Dieſe iſt es alſo, die in der reinen Pſychologie zum Grunde gelegt werden muſs; hingegen iſt jene, mit welcher der Arzt in der endlichen Natur zu thun hat, Gegenſtand der empiriſchen Pſychologie. Unſere gewöhnlichen Seelenlehren ſind durchgehends trübe Miſchungen von beyden; daher Zwittergeſtalten, denen es an innerem Leben fehlt.

Die abſolute Intelligenz, oder die Seele, in ihrem Centrum gefaſst, iſt das, was ewig, unabhängig und ohne alle Relation im Univerſum ſeyn kann; was übrig bleibt, wenn man ſich alle Schranken der Individualität als aufgehoben denkt, aber doch alle Beſchränktheiten ſetzt, und die Evolutionen der Welt nach allen Richtungen aus ſich producirt. Sie iſt einerley mit dem Abſolut-Idealen, das mittelſt des Akts der Subjekt Objektivirung ſeine Weſenheit von Ewigkeit her in die Beſonderheit bildet, bis zur vollendeten Identität beyder, alſo einerley mit dem Urprincip, durch welches die Ideen real

und durch welches ſie ideal und im Abſoluten ſind. Was von dieſem Unbegreiflichen zu begreifen iſt, muſs die Spekulation geben; die Induktion und Abſtraktion vom Endlichen führt einen unendlichen Weg.

Hingegen iſt das, worin die pſychiſchen Phänomene, von welchen hier die Rede iſt, ihren Grund haben, nicht das Abſolut-, ſondern das Relativ-Innere und Ideale; nicht die urbildliche, ſondern die abbildliche, und unter Relationen gebohrne Seele; nicht die unbedingte, ſondern die in den Verhältniſſen des Weſentlichen zu einander obwaltende Einheit und Harmonie. Eben die Organiſation iſt es, durch welche das Abſolut-Ideale ſich als Leib und als Seele zugleich offenbart, in einer Potenz, die den Bildungsſtufen der verſchiedenen Thierarten proportional iſt, doch ſo, daſs in den Theilen der Individuen, wie in den Arten der Gattung bald das Ideale, bald das Reale vorſchlägt. Daher der Schein, als wäre im Gehirn der Sitz der Seele. In dem Maaſse, als die Realitäten ſich häufen, und mit einer Einheit zuſammen treten, die das Produkt ihrer gemeinſchaftlichen Abkunft iſt, wächſt die Vollkommenheit der Organismen bis zu der Stufe, wo ſie das ganze Unendliche, alle Poſitionen, und dieſe in der höchſt möglichen Harmonie in ſich gebildet tragen. Hier iſt es, wo das Reale ſich wieder in ein Ideales auflöſt,

wo der Menſch, als Abbild der abſoluten Vernunft, in der Reihe der Weſen entſtehen muſs; wo die Einheit in den Relationen wieder offenbar wird, die in dem Abſolut-Intelligenten urſprünglich, und durch daſſelbe für die Relationen vorher beſtimmt iſt; wo alſo die Idee durch die Verhältniſſe durchleuchtet. So entſtehen nach mechaniſchen Geſetzen aus den auf beſtimmte Art gebildeten Molecülen Cryſtalle, die in ihrem Gefüge die Urform ihrer Elemente an ſich tragen; ſo iſt in der ganzen Reihe chemiſcher Zuſammenſetzungen jede eine dynamiſche Potenz, die ihren Faktoren proportional iſt; ſo tritt in jedem Produkte der Plaſtik durch die ganze Gliederung deſſelben, von ſeinen einzelnen Theilen an, bis zu ſeiner Totalität immer die nämliche Polarität wieder hervor, die in den Urſtoffen urſprünglich war; ſo ſammelt endlich der Hohlſpiegel die Lichtſtrahlen in einer Ordnung auf, daſs ſie den Gegenſtand im Abbilde darſtellen, von dem ſie zurückgebrochen ſind. Das ordnende Princip, welches in der Gleichheit des Weſens alles Subſtantiellen ſeinen Grund hat, geht durch alle Relationen hindurch, und nöthiget ſie, Abbild der Einheit zu werden, die in jenem abſolut iſt. Was in der Mechanik als regelmäſsiges Gefüge, in der Dynamik als Potenz hervortritt, die den Kraftverhältniſſen entſprechend wirkſam iſt, welche in ihr fixirt ſind, das erſcheint in der höchſten pſychiſchen

Form als Seele, die im Bewufstfeyn das Mannigfaltige zur Einheit der Perfon auffafst, und mit diefer Einheit in der Relation wieder eine Realität ift, die eine Unendlichkeit von Realitäten in fich trägt. Es mufs alfo alles dafeyn, was da ift: Gemeingefühl und Sinne, Gehirn, Nerven und Muskeln, und ein vegetativer Stamm, dem jene Theile als Parafiten angehängt find, wenn ein Menfch, als die in der Relation erreichte höchfte Identität des Idealen und Realen, zu Stande kommen foll. Er befteht, fo lange jene Pofitionen, und diefe in einem normalen Verhältnifs in ihm beftehen. Er ift alfo, fofern er in und durch Verhältniffe ift, ein Phänomen, und hat wie die Dinge, die er erkennt, ein lediglich tranfitives Dafeyn. Es müffen alfo fein Leib und feine Seele, fofern fie an fich eines Wefens, aus gleicher Wurzel entfprungen, und nur in der Form, und für die Erfcheinung verfchieden find, zugleich und in gleicher Parallele wachfen und fich entwickeln, und beyde mit dem abnehmenden Leben wieder in ihr Nichts zurückfinken. Es mufs die Seele, wie der Körper, in einzelnen Theilen verletzt; fie mufs verftümmelt werden können, wenn der Körper verftümmelt wird, z. B. durch Caftration; fie mufs, wie der Körper, durch alle äufsern und innern Beftimmungen der Totalität, durch Alter, Clima und Gefchlecht, beftimmt werden. Sofern fie durch Uebung ihre Fertigkeiten erlangt, be-

kömmt ſie zwar das Anſehen, als könne ſie über ihren alternden Körper hinaus fortdauern. Aber dies iſt ein bloſser Schein, wie es Schein iſt, wenn das geübte und ſtumpfere Auge in gewiſſen Beziehungen mehr als das ſchärfere, aber ungeübte Auge ſieht. Aus allem dieſem geht nun hervor, daſs es unſtatthaft ſey, nach dem Sitz der Seele, ihrer Einfachheit oder Zuſammengeſetztheit u. ſ. w. zu fragen.

Dieſe pſychiſche Seite der Organismen iſt übrigens unter allen übrigen am wenigſten gebunden, und mit einer ſo leiſen Receptivität begabt, daſs ſelbſt der äuſsere Sinn ſchon Qualitäten des Aeuſsern wahrzunehmen im Stande iſt, die weder durch Galvanismus und Elektrizität, noch durch irgend ein anderes noch ſo empfindliches Reagens der Natur entdeckt werden können. Ihre Temperatur iſt ſo beweglich als ihre eignen Handlungen es ſind, die in jener ihren Grund haben; ſie modificirt ſich momentan wie für die Dauer denſelben entſprechend. Daher die Anlage des Intelligenten, ſich mit ſeinen Reitzungen ins Gleichgewicht zu ſtellen, ſich zu gewöhnen, ſich Fertigkeiten zu erwerben, und ſich durch Uebung zur gröſsern Vollkommenheit auszubilden. Indeſs erfolgt doch im geſunden Zuſtande dieſer Wechſel der Temperatur nach einem objektivfeſten Geſetze; artet aber in Krankheiten in eine regelloſe und ſchwankende Intemperatur

aus, die es dem Arzte ungemein ſchwer macht, die Erfolge ſeiner pſychiſchen Reitze mit Sicherheit im voraus zu beſtimmen.

b. Das Empfindbare-Aeuſsere (die empfindbare Seite des Univerſums), welches als Reiz dem Empfindenden im Organismus gegenüber ſteht, und in gegenſeitiger Gemeinſchaft mit demſelben die Gefühle und Empfindungen, durch dieſelben das Spiel des innern Sinnes, und deſſen Rückwirkungen auf die äuſsere Organiſation producirt, iſt das, was dem Arzt als Inſtrument dient, und ihm die Werkzeuge darbietet, mittelſt welcher er allein im Stande iſt, pſychiſche Eindrücke zu veranlaſſen *). In dieſer Qualität iſt es alſo das Objekt der pſychiſchen Heilmittel-Lehre, die jenes Feld in ſeinem ganzen Umfang und in Beziehung auf das Heilgeſchäft zu bearbeiten hat. Sie muſs, als dritter und letzter Ergänzungstheil der allgemeinen Heilmittel-Lehre, nach dem nämlichen Typus, wie die Acologie und Pharmacologie bearbeitet werden, wozu bis jetzt aber noch nicht einmal der Anfang gemacht iſt, die Theorie des Einfluſſes alles Empfindbaren auf das Empfindende überhaupt geben, den Einfluſs dieſer pſychiſchen Erregungen auf die Geſundheit der Organiſation und deren Wiederherſtellung zeigen, endlich die einzelnen Beſtand-

*) Reils Rhapſodieen, §. 15.

ſtücke des Empfindbaren ſyſtematiſch ordnen, und deren ſpecielle Einwirkungen auf beſondere Krankheits-Zuſtände erläutern. Dabey muſs uns die ganze ſenſorielle Seite, wie in der Acologie und Pharmacologie die ganze mechaniſche und chemiſche der Auſſenwelt vor Augen liegen, um aus ihr alles heraus heben zu können, was nur irgend als Heilmittel auf pſychiſchen Wegen wirkſam ſeyn kann.

Nicht das Einfache im Univerſum, ſondern das Materielle, in der Relation Beſtehende deſſelben iſt das Empfindbare. Was auf das Gemeingefühl, den Geruch und Geſchmack wirkt, muſs ſchon zuſammengeſetzt ſeyn; und Licht und Luft, die die Organe des Sehens und Hörens erregen, ſind auch nicht einfach.

Es iſt immer einerley Subſtrat, und das nämliche Ding an ſich, deſſen mechaniſche Seite, Behufs des Heilgeſchäfts, in der Acologie, deſſen chemiſche in der Pharmacologie, und deſſen ſenſorielle Seite endlich in der pſychiſchen Heilmittel-Lehre betrachtet werden. Blofs die Aeuſserungen deſſelben ſind verſchieden nach den Gegenſätzen und Receptivitäten, die mit ihm in Gemeinſchaft gebracht werden. Daher iſt auch das nämliche Aeuſsere, in ſeinem An ſich betrachtet, auf alle Receptivitäten der Organiſation zu wirken im Stande. Die Douche wirkt mechaniſch durch erregte Oſcillation, chemiſch durch Zerſetzung des Waſſers in den Haut-

gefäfsen und pfychifch auf das Seelenorgan des Rafenden. Selbft die Reitze für die höhern Sinne, bewegte Luft und Licht, bringen aufserdem, dafs fie das Hören und Sehen erregen, zugleich auch Schwingungen in alle elaftifche Subftanzen und mancherley chemifche Metamorphofen in allen belebten und unbelebten Körpern hervor. Auf die mechanifche Seite des Organismus kann nur das, was an fich mechanifch ift, auf die ideelle hingegen alles, was Körper, alfo empfindbar ift, nicht blofs das an fich Ideelle, fondern auch das, was an fich, und in Beziehung auf andere Receptivitäten eine chemifche oder mechanifche Potenz ift, einfliefsen. In der pfychifchen Heilmittel-Lehre kömmt alfo alles wieder vor, die ganze Sinnenwelt; fie wiederholt die nämlichen Subftanzen, die bereits in der Acologie und Pharmacologie in andern Verhältniffen betrachtet find. Deswegen können alle mechanifchen und chemifchen Potenzen zugleich als pfychifche Reitze und einige pfychifche Mittel, neben der beabfichtigten Wirkung, auch als mechanifche und chemifche Potenzen einwirken, welche Möglichkeit einer allgemeinen Influenz der Arzt nie aus dem Auge verlieren darf. In der pfychifchen Heilmittel-Lehre gehen wir aber an jene Seiten des Subftrats, die mechanifch oder chemifch find, vorüber und fchränken uns blofs auf das, was empfindbar an demfelben ift, auf feine Einflüffe auf das Gefühls-

und Empfindungs - Vermögen ein. Wenn wir alſo in ihr ihre Objekte abſolut nehmen, und die Kräfte derſelben an ſich und ohne Relation betrachten; ſo ſoll dies nicht auf die Erörterung alles deſſen, was ſie an ſich, ſondern blofs auf die Erörterung alles deſſen, was ſie als pſychiſche Reitze vermögen, hinweiſen. Abſolutpſychiſche Reitze giebt es nicht, wie bereits oben geſagt iſt. Denn ſelbſt die Gedanken bedürfen, um als ein Aeufseres auf andere übergetragen zu werden, der Luft und des Lichts, alſo körperlicher Vehikel.

Was an und von dem Aeufsern wirkt denn als Empfindbares ein? Nicht etwan ein von dem Mechaniſchen und Chemiſchen Verſchiednes, das als ein Beſonderes in demſelben mit dem Uebrigen gleichſam zuſammen geſchmolzen wäre, ſondern das Subſtraſt ſelbſt, das als ein Inbegriff von Kräften, die auf einen beſtimmten Grad von Intenſität fixirt, an ſich und in ihrem Princip gleiches Weſens ſind, aber ſich verſchiedentlich äufsern, nach Maafsgabe der Receptivität, die ihnen entgegen ſteht, ſo dafs ihre Wirkung nicht an ſich, ſondern nur relativ different iſt. Das nämliche Aeufsere, was in anderer Beziehung eine mechaniſche Potenz iſt, wirkt pſychiſch auf das Getaſt, und die chemiſchen Kräfte wirken ſenſoriell auf den Geruch und Geſchmack. Das Aeufsere hat, wie das

Orga-

Organiſche, mit dem es an ſich eines Weſens iſt, einerley Tendenzen, in welche es ſich ausbreitet; die gleichnahmigen ziehen ſich an, löſen ſich in einander auf, und treten mit einander in Wechſelwirkung. Selbſt das, was ſich als Empfindendes dem Empfindbaren entgegenſtellt, ſpaltet ſich von neuem nach dem nämlichen Typus, ſo daſs die mechaniſche Seite in dem Getaſt, die chemiſche in dem Geruch und Geſchmack die Gegenſätze findet, die zu ihrer Aufnahme geeignet ſind.

Die relativen Kräfte der pſychiſchen Potenzen ſtehen nicht allein mit der Receptivität der Arten, ſondern auch der Individuen in einem beſondern Verhältniſs. In der Pharmacologie abſtrahiren wir von dem Inbegriff der Individuen einer Art eine allgemeine Empfänglichkeit, die überhaupt gültig, und als Norm und feſter Punkt für die reſpektive Art angenommen wird, und ſetzen in Beziehung auf dieſe die Kräfte der Medicamente feſt, daſs z. B. eine Quente Rhabarber eine Laxirmittel ſey. In der Chirurgie iſt meiſtens ein Knochen für die Säge ſo hart, als der andere. Allein in dem Maaſse, als wir uns von dem Todten weiter entfernen, individualiſirt ſich alles ſtärker, ſo daſs in der Pſychik jeder einzelne Menſch faſt ſeine eigne höchſt bewegliche pſychiſche Temperatur hat,

in Beziehung auf welche die relativen Effekte der Mittel beſtimmt, und für jeden beſondern Fall von dem Arzte beſonders geſchätzt werden müſſen. Ihre Kräfte ſind intenſive Gröſsen, die ſich nicht, wie die Kraft eines Rhabarber - Pulvers oder eines Tourniquets, nach Maaſs und Gewicht beſtimmen laſſen. Manche muſs der Arzt, wie es der Zuſtand heiſcht, aus ſich ſelbſt herausheben, und auf der Stelle zu improviſiren im Stande ſeyn. Er muſs hier, wie in der Chirurgie, oft beydes zugleich, Mittel und Idee ſeyn, die das Mittel leitet, nur mit dem Unterſchied, daſs in der Chirurgie ſein Körper, in der Pſychik die Seele die Mittel giebt. In der Arzneykunde muſs immer noch ein körperliches Ding, als Mittel zwiſchen der Idee des Arztes und der zu heilenden Krankheit, in die Mitte treten. Noch ſchwieriger wird die Beſtimmung der relativen Effekte pſychiſcher Potenzen in Krankheiten, wo die Receptivität faſt regellos ſchwankt. So ſollen, nach Roſenſtein, Perſonen, die am Bandwurm leiden, gewiſſe Töne; Raſende grelle Farben nicht vertragen; andere Nervenkranke vom Dudelſack oder dem Kuhreigen beſondere Wirkungen erfahren, wie der Art eine Menge Beyſpiele von Tiſſot, R. Whytt und andern aufgezeichnet ſind. Hierher gehört auch noch der Unterſchied der Kranken, wiefern ſie mündig oder unmündig ſind, von welchen dieſe

durch einen äufsern Zwang beſtimmt werden müſſen, das zu thun, was ſie thun ſollen *).

Wie ſollen die pſychiſchen Mittel claſſificirt werden? **) Alle erreichen direkt nur das Gemeingefühl und die Sinnorgane, und ihre nächſten Effekte ſind in allen Fällen einerley: Gemiſche von Gefühlen und Empfindungen, in welchen bald dies, bald jenes vorſchlägt. Man kann ſie vielleicht unter folgende drey Abtheilungen ſtellen, nach der Differenz der pſychiſchen Erregungen, die wir durch ſie beabſichtigen. Die erſte Klaſſe würde ſolche Reitze enthalten, die vorzüglich auf das Gemeingefühl wirken, und als Luſt oder Unluſt wahrgenommen werden. In ihrem Effekt ſchlägt die Vorſtellung des Subjekts vor, und das Objekt wird entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht durch das Gemeingefühl als Objekt wahrgenommen. Der Zweck, den wir durch ſie beabſichtigen, iſt der, die Seele zu nöthigen, ihren eignen Körperzuſtand zu beachten; die Perception des Mittels ſelbſt, und die Fortpflanzung und Ausbreitung der urſprünglichen Erregung des Seelenorgans iſt uns meiſtentheils gleichgültig. Die zweyte Klaſſe ſind Sinnes-Reitze, zu welchen vom Gemeingefühl der Geruch und Geſchmack den Uebergang

*) Reils Rhapſodien, S. 161.
**) Ebend. S. 178.

machen, deren Erregungen wir ſchwerlich für etwas mehr als für Modifikationen unſeres eignen Ichs halten würden, wenn wir uns nicht durchs Getaſt und Geſicht überzeugen könnten, daſs ſie ein Objekt auſser uns haben. Die Sinnesreitze nöthigen die Seele, nicht ſowohl ihren veränderten Körperzuſtand, ſondern vielmehr das Objekt vorzuſtellen. Dieſe ſtehen alſo, in Rückſicht des beabſichtigten Zwecks, mit jenen in umgekehrtem Verhältniſs; der Kranke ſoll das Aeuſsere anſchauen, und durch die Aſſociation deſſelben mit ſeinem Innern ſoll das geſammte Spiel ſeiner Seelenkräfte erregt werden. Denn die iſolirte und todte Vorſtellung des Objekts thut es freylich nicht allein, ſondern vorzüglich die Erregung des geſammten Innern, die im Gefolge jener Vorſtellung entſteht. Die letzte und dritte Klaſſe enthält endlich willkührliche Zeichen, Symbole, Pantomimen, und beſonders Sprache und Schrift, durch welche wir nicht ſowohl die Vorſtellung des Objekts, ſondern vorzüglich das, wovon es Zeichen iſt, reine Anſchauungen, Imaginationen, Urtheile und Begriffe in der Seele zu erregen ſuchen. Die erſte Klaſſe pſychiſcher Mittel ſoll zur Vorſtellung eines durch ſie erregten Körperzuſtandes, die zweyte zur Vorſtellung der Mittel ſelbſt, und die letzte endlich zur Vorſtellung deſſen führen, wovon ſie Zeichen und Symbole ſind. So ſchreiten wir mit den

Erregungen durch diese Mittel stufenweise höher, von den äussersten und rohsten Aussenwerken des Nervensystems im Gemeingefühl zu den mehr veredelten Nerven in den Sinnorganen, und von da zur Erregung des Gehirns selbst, als des Brennpunkts des ganzen Systems, fort.

Seinen Zugang zum Organismus hat das Empfindbare Aeussere durchs Gemeingefühl und die Sinnorgane; alles, was beyde Sinne und durch sie den innern erregt, ist psychischer Reitz, und sofern derselbe Krankheiten zu entfernen im Stande ist, psychisches Heilmittel. Was das Ansich derselben sey, und was für Krankheiten, Krankheiten der Seele oder des Körpers, durch sie geheilt werden, ist in Rücksicht ihres Begriffs gleichgültig *). Substanz setzen die psychischen Mittel nicht zu, sondern bewirken blos Form-Aenderung der bereits vorhandenen und mit derselben ein anderes dynamisches Verhältnis.

In Rücksicht des Verhältnisses zu ihrem Zweck sind die psychischen Reitze entweder normal, oder abnorm, oder Heilmittel: das erste, wenn sie die Seele ihrer Naturbestimmung gemäs erregen; das zweyte, wenn sie krank; das letzte endlich, wenn sie den kranken Organismus gesund machen. Um zur Erkenntnis ihrer Wirkungsart zu gelangen, die in allen

*) Reils Rhapsodien, §. 15.

Fällen die nämliche ist, müssen wir nicht allein ihre heilsamen, sondern auch ihre nachtheiligen Einflüsse beobachten.

Die Anwendung derselben in Beziehung auf das Heilgeschäft ist gedoppelter Art: entweder wir entziehen der Seele Reitze, die mit ihr in Gemeinschaft sind, oder bringen andere mit ihr in Verbindung, die es in dem gegenwärtigen Moment nicht sind. Wir entfernen solche Reitze, die den Menschen krank machen, oder lassen solche zu, die das Spiel der Kräfte in der Art erregen, dass dadurch die Heilung einer Krankheit zu Stande kommen kann. Dies kann man die positive; jenes die negative Heilmethode nennen. Der direkte Erfolg der positiven ist Erregung; der negativen Beruhigung. Doch können auch Erregungen beruhigen, aber indirekt, sofern durch sie die vorhandenen Gefühle und Ideen Reihen ausgelöscht werden. Umgekehrt kann Ruhe im Gefolge entzogner Reitze neue Thätigkeiten wecken, sofern die Seele den Müssiggang flieht, und andere Beschäftigungen sucht, wenn sie von den vorhandenen zurückgewiesen wird *).

c. Der primaire psychische Eindruck, bey welchem wir vor jetzt noch von aller Ausbreitung desselben im innern Sinn und der Rückkehr desselben zur äussern Organisa-

*) Reils Rhapsodien, S. 168.

tion abſtrahiren, iſt unmittelbares Produkt, das in dem Augenblick zu Stande kömmt, wo die ſinnliche Seite des Organismus mit der empfindbaren der Auſſenwelt in Wechſelwirkung tritt, aus welcher Gemeinſchaft direkt nichts anders als jener Eindruck hervorgehen kann. Jede andere Einwirkung, die auſser dem Gefühl oder der Empfindung noch durch das nämliche Subſtrat, aber durch eine andere Seite desſelben hervorgebracht wird, iſt nicht mehr pſychiſcher Eindruck.

Der Eindruck beſteht, oder ſein Inhalt iſt Empfindung und Gefühl zugleich, doch in quantitativer Differenz, ſo daſs in der Syntheſis bald das Gefühl, bald die Empfindung vorſchlägt, und das Entgegengeſetzte mehr oder weniger unbemerkbar iſt. In dem Gemeingefühl, dem Geruch und Geſchmack, geht z. B. über der Vorſtellung des Subjekts das Objekt, in den Empfindungen des Gehörs und Geſichts und den Anſchauungen der Einbildungskraft über der Vorſtellung des Objekts das Subjekt verlohren. Empfindung iſt die Wirkung des Gegenſtandes, durch welche er als ein reeller Gegenſtand auſser uns vorgeſtellt wird; Gefühl die Vorſtellung des Zuſtandes des Subjekts, in welchen daſſelbe durch irgend einen pſychiſchen Reitz verſetzt iſt, ohne etwas zur Anſchauung deſſelben brauchbares zu enthalten; jenes die objektive, dies die ſubjektive Vorſtel-

lung der Sinnlichkeit; Gefühl, Wahrnehmung des Innern; Empfindung Wahrnehmung des Aeufsern. Das Eigenthümliche der grünen Farbe empfinden; ihre Annehmlichkeit fühlen wir. Daher ift auch die Grundlage der Gefühle durch das ganze Subjekt verbreitet, und blofs ihre Wahrnehmung aufs Gehirn befchränkt.

Allein auch die Empfindung ift, wenn fie gleich das Aeufsere vorftellt, an fich dennoch ein Inneres: Produkt der Organifation, und das Objekt, als Angefchautes, nicht aufser uns, fondern in uns. Das Aeufsere follicitirt blofs die Selbftthätigkeit des Mikrokosmus, welche als Aktuofität und Receptivität in ihm ift, zu Productionen, die, wegen der Gleichheit des Wefens beyder, den Produktionen des Makrokosmus analog, und durch jene Gleichheit vorher beftimmt find. Denn ein pfychifcher Eindruck ift Etwas, das feinem ganzen Umfang nach, nur im Organifchen und durch daffelbe hervor gebracht feyn kann. Daher die Synthefis und der beftändige Zufammenfluls der Gefühle und Empfindungen. Die meiften Empfindungen, z B. der Farben und Töne, enthalten zugleich Etwas, was fie blofs von der Modifikation des Subjekts haben, aber von uns noch auf einen Gegenftand aufser uns bezogen werden kann; allein die Luft oder Unluft, die z. B. die Harmonie oder Disharmonie der Töne in uns erregt, kann nicht mehr auf ein Objekt bezogen,

fondern mufs lediglich allein als ein Zuftand des Subjekts von uns anerkannt werden. In der Chirurgie bringt das Aeufsere den erften Eindruck hervor; daher er auch ein Heterogenes, Störung des Mechanismus ift; die Organifation nimmt ihn blofs auf; hier ift in der Organifation beydes, das Receptive und Actuöfe, durch deffen Zufammenwirkung der pfychifche Eindruck entfteht.

In der Vorftellung ift Anfchauung und Empfindung; die Form, als Grund der Möglichkeit des Gegenftandes, wird angefchaut; die Materie, als Grund feiner Wirklichkeit, wird empfunden. Die Einbildungskraft fchaut das Dreyeck an; der Sinn empfindet es beym Anblick der einen Seite einer Pyramide.

Der äufsere Sinn erregt den innern zu Gefühlen, Empfindungen und Anfchauungen. Wie dies gefchehe, und das Handeln des organifchen Proceffes auf diefer höchften Stufe des pfychifchen Lebens als Anfchauung im Bewufstfeyn fich offenbare, liegt aufserhalb des Gebiets der empirifchen Pfychologie, und fällt in die Sphäre der höhern Metaphyfik. Uebrigens ift diefe Aufgabe nicht dunkler für uns, als jede andere der Art: wie z. B. das Handeln der Natur fich als Schwere, Cohäfion und Plaftik zu erkennen gebe? Der erfte Eindruck, er fey Gefühl, Empfindung oder An-

ſchauung der Einbildungskraft, die durch Symbole geweckt iſt, breitet ſich nun nach dem Geſetze der Aſſociation aus, weckt das Denkvermögen, das Begehrungsvermögen, das ganze Heer der Affekten und Leidenſchaften, und kehrt durch die Muskel-Aktion wieder zur äuſsern Organiſation zurück, woher er kam. Und um dieſe allgemeine Thätigkeit der ſämmtlichen Seelenvermögen iſt es uns eigentlich zu thun, da ein bloſses Gefühl und die iſolirte Empfindung ein todtes Weſen ſeyn würde. So entſteht eine fortdauernde und höhere Ordnung von Handlungen, unmittelbar in dem Brennpunkt des Nervenſyſtems, die vorzüglich auf ſeine dynamiſche Temperatur einen entſchiedenen Einfluſs hat. Es iſt hier das nämliche Verhältniſs, welches bereits bey den chemiſchen Eindrücken angemerkt iſt, nur in einem noch höhern Grade, daſs das vorhergehende Glied der Reitz für das folgende wird, und auf dieſe Art eine Kette von Reitzungen entſteht, die von dem Ort des urſprünglichen Eindrucks an ſucceſſiv die ganze Organiſation durchwandert *). Der Anblick der rothen Farbe erregt den Zorn, z. B. bey wälſchen Hühnern und bey Stieren; die ſchwarze macht traurig. Der Bauer liebt die grelle, die nervöſe Stadt-Dame die zarte und gemiſchte Farbe. Trommelſchlag und türkiſche Muſik wecken den

*) Reils Rhapſodien, S. 155.

Muth des Kriegers; der feyerliche Klang der Trompete und Pauke die Andacht; der traurige Ton der Posaune das Mitleid.

In Ansehung des therapeutischen Gebrauchs der psychischen Eindrücke kömmt es nun noch vorzüglich auf eine ästhetische Combination derselben an, wodurch der beabsichtigte Effekt erhöht, oder im Gegentheil zerstört wird. Es kömmt auf eine zweckmäfsige Succession an, die durch Stimmung der Receptivität zur Erreichung unserer Absicht vorbereitet, oder ihr widerstreitet. Was in den Compositionen des berühmten Tonkünstlers Salieri den Hauptstücken vorangeht, setzt er so schwach als möglich, fast ohne Melodie und Bass-Accompagnement, um das Ohr zur Aufnahme der Hauptvorstellung desto empfänglicher zu machen. Endlich ist auch noch die Administration des psychischen Apparats mittelst des Arztes, Stimme und Geberde desselben, nicht gleichgültig, um dem Gesammt-Effekt desselben den höchst möglichen Grad von Intensität zu verschaffen.

2. Die Aufnahme des primairen psychischen Eindrucks in das organische Leben.

Sollen ursprünglich psychische Eindrücke, Gefühle, Empfindungen und reine Anschauungen der Einbildungskraft, und das, was durch sie erregt wird, das gesammte Spiel aller See-

lenvermögen, Krankheiten des Organismus heilen; so müssen dieselben in den Lebensprocess aufgenommen, und mittelst desselben durch den ganzen Organismus ausgebreitet, und ihm assimilirt werden. Ohne Erkenntniss dieses Vorgangs ist keine Theorie der Psychiaterie möglich. Wie diese Aufnahme aber geschehen möge, das ist eine Aufgabe, die mit der höchsten in der Philosophie zusammen fällt: wie Kraft und Materie, Begriff und Gegenstand, Seele und Leib, vegetatives und animalisches Leben zusammen hängen? Wir wissen zwar auch sehr wenig von der Wirkungsart der Arzneyen. Doch betrachten wir sie als verkörperte Kräfte, die nach ihrer Entbindung, mittelst der Assimilation, das gesammte dynamische Verhältniss der Organisation rektificiren können. Allein ein psychischer Eindruck ist ein ganz leeres Ding, welches höchstens vorhandene Kräfte in Conflict bringen, und ihr Verhältniss ändern, aber nichts neues schaffen kann.

Es kömmt hier darauf an, das Gesetz zu finden, nach welchen der psychische Eindruck überhaupt wirkt. Da er nun überall nach einerley Norm thätig ist, er mag in Beziehung auf das Gesundheitswohl gleichgültig seyn, Krankheiten erregen oder sie heilen; so wird uns die Beobachtung seiner Wirkungsart überhaupt, und besonders auch die Beobachtung der Art und Weise, wie er

Krankheiten erregt, behülflich seyn, um zu einer Theorie der Psychiaterie zu gelangen.

Die ideale und reale Seite des Organismus ruhen auf einer Wurzel; beyde metamorphosiren sich in gleicher Parallele; Wechsel des Stoffs und der Thätigkeit, Vegetation und Animalität sind nirgends von einander getrennt. Das Leben muss sich, als das Absolute, in welchem Leib und Seele eines Wesens sind, überall auf seinen niedern und höhern Stufen in gedoppelter Gestalt, als Dynamisches und Somatisches, entfalten. Metamorphose des Körperlichen und des Dynamischen sind die Resultate eines Akts im Lebensprocess, daher überall unzertrennlich von einander vorhanden. Nun potenziirt sich aber die dynamische Seite von einer Stufe zur andern in gleichen Graden mit der Vervollkommnung der Organisation, bis es auf der Stufe, auf welcher wir hier stehen, als Intelligentes erscheint, und im Selbstbewusstseyn den höchsten Grad der Freyheit und Selbstständigkeit erreicht. Hier muss also auch der Lebensprocess, wie überall, auf der einen Seite in Perception überschlagen, welches über alle Erfahrung hinaus liegt, und auf der andern Seite in die Körperlichkeit hinab steigen. Die drey Receptivitäten der Organisation sind gleichsam die Antennen eines Lebensprocesses, der durch das Ganze waltet, alle Eindrücke in sich aufnimmt, von welcher Seite her sie auch er-

regt seyn mögen, und wiederum seine sämmtlichen eigenmächtigen und ursprünglichen Metamorphosen gegen alle Seiten der Organisation ausbreitet. Das Aeussere ist bey diesem Vorgang blos das, was den organischen Process sollicitirt, der Alles, selbst die Sinnenwelt, aus sich herausschafft, in einer prästabilirten Harmonie mit dem Aeussern, und auf dieser Stufe Sensationen gebiert, in welchen das Anschauende und Angeschaute innig verschmolzen sind. Die letzten Gegensätze, aus denen die Aktion unmittelbar hervorgeht, das Thätige wie das Körperliche, das Subjektive wie das Objektive, sind in der Organisation selbst, und verhalten sich gegenseitig als Reitz und Gereitztes. In der Sensation wird die Spontaneität durch den Körper, in den willkührlichen Bewegungen der Körper durch die Spontaneität erregt. Das, was Wesen in der Natur ist, kann als solches überhaupt nicht, sondern nur die Relation, in welcher es neben einander besteht, afficirt werden. Daher sind alle Erregungen, die psychischen sowohl als die physischen, Metamorphosen in der Relation und Erscheinung eines veränderten Verhältnisses. Sofern nun die abbildliche Seele eine in der Relation bestehende Einheit ist, muss sie auch an allen Metamorphosen des Verhältnisses Theil nehmen, durch welches sie ihr transitives Daseyn hat.

In allen Erregungen ist also beydes zugleich, Veränderung des körperlichen und dynamischen

Zuſtandes vorhanden. Alle Gefühle und Sinnesanſchauungen ſind mit gleichzeitigen körperlichen Metamorphoſen verbunden. Die unmittelbar aufs Gemeingefühl einwirkenden Reitze, in deren Gefolge nichts weiter als körperliche Luſt oder Unluſt entſteht, die Erregungen der Sinnesnerven von der Grenze bis zum Seelenorgan, die Oſcillationen der Fibern des Gehirns zur Zeit ſeiner Thätigkeit, die Reflexionen der Hirnwirkungen auf die Bewegungsnerven ſind körperlich, mit Wechſel des Stoffs und Aktion des plaſtiſchen Proceſſes verbunden, wodurch dann wieder beydes zugleich, das ſomatiſche und dynamiſche Verhältniſs der Organiſation, verändert wird. Das Gehirn, als Mittelpunkt aller Subjektivität, von dem die Nerven als Radien nach allen Seiten ausgehen, wirkt in der Senſation von auſſen nach innen, und in der freyen Bewegung von innen nach auſsen. Die pſychiſchen Eindrücke durchwandern alſo das ganze Gebiet des thieriſchen Menſchen: Gehirn, Sinnes- und Bewegungsnerven, und die Muskeln bis an die Grenze des Ganglien-Syſtems. Sie werden beſonders wirkſam, wenn ſie in das Begehrungsvermögen aufgenommen werden, Abſcheu und Verlangen, Affekte und Leidenſchaften hervorbringen. In dieſem Falle ſchlagen ſie ſelbſt in die Sphäre des vegetativen Apparats über. Denn wenn die Leidenſchaften ihre Grundlage in den Eingeweiden haben, Furcht und

Schreck hydrogeniren, die Abſonderung der Galle und der riechbaren Stoffe bey Menſchen und Thieren vermehren; ſo müſſen diejenigen, welche urſprünglich vom Gehirn ausgehen, z. B. durch Vorſtellungen eines erlittenen Unrechts entſtehen, einen Zugang zu den Eingeweiden haben, mittelſt deſſen ſie in denſelben ihre Grundlage begründen können. Nun verändern aber alle pſychiſchen Handlungen durch ſich ſelbſt ihr Subſtrat, ſowohl nach ſeiner ſomatiſchen als pneumatiſchen Seite; die durch die Heilmittel erregten modificiren es auf eine ſo beſtimmte Art, daſs dadurch das dynamiſche Miſsverhältniſs der Organiſation rectificirt, und der Zweck der Geneſung erreicht werden kann.

Das Gemeingefühl geht zwar gewöhnlich aufwärts vom Körper zum Gehirn. Aber durch eben dieſen Weg ſteigen auch urſprüngliche Eindrücke der Seele abwärts zum Körper, und werden von demſelben wieder zum Gehirn als Gemeingefühl reflektirt. Mit der Einbildungskraft mag es, wie ich einige Mal an andern Orten geſagt habe, die nämliche Bewandniſs haben. Die mit ihnen coexiſtenten Hirnwirkungen pflanzen ſich wahrſcheinlich in die Nerven des reſpektiven Sinnes fort, unter deſſen Form die Anſchauungen der Einbildungskraft entſtehen. Auch die Sinnes- und Muskel-Erregungen begegnen ſich in entgegengeſetzter Richtung. Es

iſt

ist also zwischen den peripherischen und Central-Enden der Nerven eine Spannung vorhanden, die weit leiser ist, als die Spannung zwischen den Polen eines Magneten. Jeder Eindruck an der einen Extremität theilt sich augenblicklich und ohne Zeitverlust der entgegengesetzten mit; und was örtlich zu seyn scheint, ist in der That eine Metamorphose, die durchs Ganze geht. Eine schnell wachsende Hoffnung oder Furcht erregt ein Wärme- oder Kälte-Gefühl durch den ganzen Körper, der Anblick des Erhabenen Schauder, und die Gespensterfurcht um Mitternacht ein Grausen, das alle Glieder durchläuft.

Ferner wird das Gehirn, mit der Entwickelung des Menschen, allmählig zu einem allgemeinen Erregungsmittel des Lebens aller Theile erhoben, so dass dasselbe in der Folge nicht ohne Gehirn fortdauern kann. Wahrscheinlich steht diese Reitzung mit seinem jedesmaligen Erregungszustand in Beziehung, ebbet und fluthet in gleicher Parallele mit demselben.

Auch darf man es nicht aus der Acht lassen, dass die disponible Erregbarkeit bewegbar sey, jedem Orte zu, und von ihm abströmen, auf jedem Punkt oder an mehrern zugleich verzehrt werden könne. Daher die Möglichkeit, sie gegen das Gehirn zu sammeln; hier Thätigkeit und an andern Orten Ruhe, also ein ganz verändertes Spiel der Lebensbewegungen zu be-

werkſtelligen. Einer meiner Kranken lag zur Zeit der gegenwärtigen Invaſion des franzöſiſchen Militairs in der letzten Periode der Lungenſucht. Allein jener Eindruck wirkte ſo heftig auf ihn, daſs er Fieber, Auswurf, Engbrüſtigkeit und Nachtſchweiſse verlohr, Appetit bekam, zunahm, und ſich acht Wochen lang vollkommen wohl befand. Nach dieſer Zeit kehrte ſeine Krankheit mit verdoppelter Kraft zurück. Manie und Schwangerſchaft haben den nämlichen Einfluſs auf die Schwindſucht.

Endlich ſind alle Seelen-Aktionen mit gleichzeitiger Conſumption von Subſtanz verbunden, wodurch ſchon an ſich, und beſonders dadurch eine allgemeine Veränderung bewirkt werden kann, daſs, wenn einige Beſtandtheile vor den andern zerſetzt werden, das Zurückbleibende überwiegt und eine andere lockere oder feſtere Bindung bekömmt.

So wie es Krankheiten giebt, die vorzüglich durch die Chirurgie, andere, die vorzüglich durch die Arzneykunde geheilt werden müſſen; ſo ſcheint die Pſychiaterie beſonders dazu geeignet zu ſeyn, Krankheiten zu entfernen, die an der pſychiſchen Seite der Organiſation vorzüglich offenbar werden; und ſchwerlich wird uns jemals ohne Pſychiaterie die Cur der Seelenkrankheiten und der verſchiedenen Arten von Geiſteszerrüttungen vollkommen gelingen. Es giebt überhaupt nur eine doppelte Art, Krank-

heiten zu heilen, theils dadurch, dafs wir ihre entfernten Urfachen wegräumen, und die Entfernung der Krankheit der Natur überlaffen, theils dadurch, dafs wir direkt auf fie felbft einwirken. Auf eben diefen Wegen müffen die Seelenkrankheiten geheilt werden. Nun können wir zwar die entfernten Urfachen derfelben durch Arzneyen heben, durch fie den Andrang des Bluts zum Kopf mäfsigen, Verftopfungen des Unterleibes, Würmer des Darmkanals, Reitze im Sonnengeflecht und in den Generations-Theilen u. f. w. fortfchaffen. Aber auf die direkte Tilgung der Seelen-Krankheiten kann die Arzneykunde fchwerlich Einflufs haben. Auch werden ihr vielleicht manche Curen derfelben zugerechnet, die ihr als folcher nicht zugerechnet werden können. Denn wenn der Kranke durch kalte Bäder, Douche, Urticationen und Brenneifen geheilt ift; fo mögen diefe an fich chemifchen Potenzen in diefem Fall vielleicht gar nicht durch ihre chemifche Influenz, fondern allein durch Schmerz, Furcht, Schreck und andere Seelen-Erregungen gewirkt haben. Die nächfte Urfache aller Seelen-Krankheiten ift unmittelbar im Gehirn. Auf daffelbe mufs daher auch der direkte Angriff zur Heilung derfelben gemacht werden. Arzneyen können nur im Allgemeinen die Erregbarkeit vermindern oder vermehren, aber fchwerlich eine lokale Intem-

peratur derfelben rektificiren. Das Gehirn ift gleichfam ein Aggregat vieler und verfchiedener Organe, deren phyfiologifche und anatomifche Analyfe der unermüdete und fcharffinnige Gall zuerft begonnen, und bereits zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat; die gemeinfchaftliche Refonanz, in welcher jede Saite der ganzen Organifation anfpricht und wiedertönt; der Theil, welcher den einen Pol des vegetativen und fenforiellen, und alle Pole des intellektuellen Lebens in fich trägt, alfo der Spiegel, in welchem die Strahlen des Ganzen in Eins zufammenbrechen. So mannigfaltige Beziehungen diefes einen Theils unter fich und mit dem ganzen Organismus find nothwendig, damit fie in fich und mit der Auffenwelt in eine Spannung treten könne, in welcher fie die Harmonie der Sphären wiedertönt. Und diefe Polarität des Gehirns und Nerven-Syftems ift das Produkt einer proportionalen Vertheilung der Erregbarkeit an daffelbe, die wir ihre Normal-Temperatur nennen. Jede Intemperatur macht, dafs das Individuum aus dem allgemeinen Gefetze herausfällt und in Geifteszerrüttungen verfällt, in welchen es nach individuellen Spannungen, alfo in Disharmonie mit dem Ganzen, oscillirt. Urfprünglich exiftirt das Gehirn ohne Fertigkeiten und mit einer blofsen Anlage dazu. Seine Temperaturen und Fertigkeiten fchafft es fich felbft durch feine eignen Thätigkeiten, wie

die Elektricität ſich urſprünglich den Weg bahnt, den es in der Folge immer verfolgt. Durch ſeine Thätigkeiten begründet es ſeine Normaltemperatur; durch ſeine Thätigkeiten muſs es alſo auch ſeine Intemperaturen rektificiren. Das Aeuſsere, durch welches ſeine Thätigkeiten erregt werden, ſind pſychiſche Reitze; die Kunſt, ſie dem Zweck der Geneſung gemäſs zu beſtimmen, Pſychiaterie. Mit den Handeln geht das Bilden gleiches Schrittes fort, und befeſtiget das durch Metamorphoſe des Materiellen, was die Kräfte, gezwungen durch die Nöthigung zum Handeln, ausgeſprochen haben. So ſind wir im Stande, die normale Temperatur des Seelenorgans, richtige Beziehungen und Einklang ſeiner verſchiedenen Getriebe, Harmonie des äuſsern und innern Sinnes und aller Seelenvermögen unter ſich und die Conſpiration des Menſchen mit der Welt nach dem allgemeinen Geſetz der Organiſation herzuſtellen *).

Allein wenn gleich die Pſychiaterie einen entſcheidenden Einfluſs auf die Cur der Seelen-Krankheiten hat; ſo darf ſie doch darauf nicht eingeſchränkt werden. Sie hat einen ausgedehntern Wirkungskreis, und muſs in der Cur aller Krankheiten mehr oder weniger angewandt werden, damit das geſammte Aeuſsere dem Zweck der Geneſung gemäſs geſtellt werde. Denn alle

*) Reils Rhapſodien, §. 7.

Eindrücke, von welcher Seite sie auch kommen mögen, enden in einem Finalpunkt, dem organischen Processs. Fallsuchten, Schlucken, kalte Fieber werden bekanntermaafsen durch die Psychiaterie geheilt; alle Curen durch Sympathie geschehen auf psychischen Wegen; und schwerlich wird uns die Heilung der Hysterie, Hypochondrie und aller Nervenkrankheiten überhaupt gelingen, wenn wir nicht im Stande sind, dem Kranken eine gehörige moralische Haltung zu geben. Selbst in Krankheiten des gestörten Mechanismus, z. B. der Rachitis, ist eine zweckmäfsige Erregung der Seele heilsam, und fördert die Wirksamkeit der übrigen Mittel. Durch Einfluss auf die Seele des Kranken muss Arzt und Kranker sich nähern, Liebe, Zutrauen und Achtung entstehen und der Kranke die Stimmung bekommen, die nöthig ist, um die Pläne des Arztes gehörig zu befördern. Eine Person, deren Gesicht blöde zu werden, und eine andere, die die Schwindsucht zu haben glaubte, ängstigten sich über das bevorstehende Unglück der Art, dass bey jener durchs Weinen die Augen immer blöder, bey dieser das hectische Fieber immer stärker wurde. Man kündigte jener die Blindheit, dieser den unvermeidlichen Tod an. Der erste Schreck war heftig, allein darnach erfolgte Ruhe, und bey der Letzten Heilung. Ausserdem hat die Psychiaterie noch auf manche andere Objekte des ärztlichen Handelns Anwen-

dung, wovon in diesen Beyträgen nach und nach Beyspiele gegeben werden sollen: z. B. auf die Bestimmung der Kinder und Narren, Arzneyen zu nehmen, und überhaupt den ärztlichen Vorschlägen Folge zu leisten; auf die Behandlung solcher Kranken, die unheilbar sind, z. B. durch Procrastination; auf die Bewirkung der Euthanasie, sofern dies nämlich auf psychischen Wegen geschehen muss.

II.

Ueber

den Wahnwitz,

seinen Unterschied

vom

Wahnsinn, der Dummheit und dem Blödsinn,

und

seinen Zusammenhang

mit dem Wahnsinn.

Der Wahnsinn und der Wahnwitz äufsern beyde sich in falschen Urtheilen; beyde sind auch häufig mit einander verbunden: dennoch aber ist der eine nicht der andere, und beyde sind wesentlich von einander verschieden.

Der Wahnsinnige hält etwas für wirklich, was nicht wirklich ist, und irrt insofern. Des Wahnwitzigen Irrthum braucht nicht die Wirklichkeit einer Sache zu betreffen. Er kann z. B. zu einem Zwecke falsche Mittel anwenden, den Werth der Dinge falsch beurtheilen. Dieses wäre der erste Punkt, worin beyde verschieden sind.

Allein wenn jeder Wahnsinn gleich in Ansehung der Wirklichkeit einer Sache irrt; so

zeugt doch nicht jeder Irrthum, der einem fingirten Wesen eine Existenz beylegt, vom Wahnsinn. Der Leichtgläubige, der das Unwahrscheinlichste für wirklich, oft etwas für wahr hält, was ein Anderer als unmöglich erkennen würde, kann hierdurch vielleicht seinen Wahnwitz dokumentiren; allein für Wahnsinnig kann man ihn deshalb noch nicht halten. Ich will denjenigen, der z. B. des berühmten, und des durch seine Visionen noch bekanntern Swedenborg's Geistererscheinungen glaubt, nicht geradehin für wahnwitzig erklären, wenn ich gleich mit niemanden zu streiten Lust hätte, der dieses thun wollte. Allein wahnsinnig könnte man ihn seines Glaubens wegen nicht nennen, obgleich Swedenborg selbst bey denjenigen, die glauben, dass seinen Erscheinungen nichts mehr und nichts weniger als eine Selbsttäuschung zum Grunde liege, die ihn zum Irrthum verleitete, vom Wahnsinn nicht frey zu sprechen wäre. Der Irrthum des Ersten betrifft zwar eine Wirklichkeit; allein sein Urtheil gründet sich nicht auf eine eigne Erfahrung, die seiner Meinung nach keinen Zweifel daran Raum liesse; Swedenborg hingegen glaubte von dem, was er als wahr annahm, das Zeugnifs seiner Sinne für sich zu haben. Dieses ist der zweyte Punkt, worin der Wahnsinn und der Wahnwitz verschieden sind. Der Irrthum, der den Wahnsinn charakterisirt, stützt sich fälschlich auf eigne, wahr oder

vermeinte Erfahrung; der Irrthum des Wahnwitzes auf einen andern Grund. Dieſes wäre ein zweyter Unterſchied zwiſchen dem Wahnſinn und Wahnwitz. Alle unſere Erkenntniſſe haben wir nur aus drey Quellen: aus eigner Erfahrung; aus dem, was Andere uns mittheilen, oder, wie die Logik es nennt, Zeugniſs; oder endlich aus der Vernunft. Was wir erfahren, ſtellt ſich unſern Sinnen unmittelbar als wirklich dar; und von demjenigen, was wir auf das Zeugniſs eines Andern als wahr annehmen, ſetzen wir daſſelbe in Anſehung ihrer gleichfalls voraus, oder wenn wir dem Andern etwas auf ſein Wort glauben, ſo ſetzen wir gleichfalls voraus, daſs er dasjenige wirklich erfahren habe, was er für ſeine Erfahrung ausgiebt. Das Urtheil über jenes wie über dieſes iſt auch die Sache der Vernunft. Die Vernunft wirkt alſo zu allen unſern Kenntniſſen mit. Selbſt, wo wir etwas auf die Verſicherung unſerer Sinne als wahr annehmen, muſs die Vernunft uns darüber Gewiſsheit geben, ob unſere Sinne uns das wirklich ſagen, was ſie uns zu ſagen ſcheinen. Denn es iſt bekannt, daſs nicht allein im Traume, ſondern oft auch im Wachen unſere Sinne uns etwas zu ſagen ſcheinen, wovon ſie uns in der That nichts ſagen.

Allein wenn das Urtheil des Verſtandes uns gleich oft vor einem Irrthum, der hieraus entſpringt, ſchützt; ſo kann es uns, allein ge-

nommen, nicht gänzlich davor ſichern. Es kann z. B. nicht verhindern, daſs dieſes oder jenes nicht unſern Sinnen ſich ſo oder ſo darſtellen ſollte, z. B. nicht bewirken, daſs wir den Gegenſtand, der unſerm Auge ſich hinter einer Spiegelfläche darſtellt, eben ſo ſehen ſollten, als ob er ſich hinter derſelben befände.

Hieraus ergiebt ſich, daſs es ganz unabhängig von dem Verſtande falſche Sinnen-Darſtellungen, wie ich es einmal nennen will, gebe, d. h. etwas ſtellt ſich uns ſo dar, als ob es durch unſere Sinne wirklich wahrgenommen würde, wenn es gleich wirklich nicht vorhanden iſt. Ich nenne das eine falſche Sinnen-Darſtellung, nicht einen Irrthum, weil derjenige noch nicht irrt, der z. B. ſich hinter dem Spiegel ſieht, wenn er vor demſelben ſteht, obgleich das Kind irrt, das ſein Bild hinter dem Spiegel ſucht. Jener nämlich hält etwas, was ihm nur ſo ſcheint, nicht für wahr; dieſes thut hingegen das Kind, welches das, was es im Spiegel ſieht, hinter demſelben ſucht. Sinnen-Vorſpiegelung mag ich dieſe falſche Darſtellung nicht nennen, weil die Sinne an ihnen unſchuldig ſeyn können, und ich anderwärts Sinnen-Vorſpiegelung ſchon die Krankheit genannt habe, in welcher ſolche falſche Darſtellungen ihren Grund ſelbſt in den Sinnen haben.

Denn es kann ſeyn, daſs falſche Darſtellungen von der Einbildungskraft rühren, wie

im Traume, auch im Wachen, wo die Leidenſchaften aufgeregt ſind, und in vielen andern Fällen. Solche falſche Darſtellungen können, wenn ſie gleich an ſich noch kein Irrthum ſind, doch einen Irrthum veranlaſſen, und einen Irrthum, der den einleuchtendſten Gründen nicht weicht, ſondern vielmehr macht, daſs dieſe ſelbſt als Irrthümer verworfen werden. Iſt dieſer Zuſtand fortdauernd, und hält er denjenigen, der ſich in demſelben befindet, gleichſam in einem ganzen Gewebe von Irrthümern verſtrickt; ſo iſt es der Wahnſinn. Der Irrthum, der dem Wahnſinne eigen iſt, liegt immer in einem Miſsverhältniſſe der Sinne zu der Einbildungskraft. Jene ſind entweder für dieſe zu ſchwach, oder dieſe iſt zu ſtark im Verhältniſſe zu jenen. Es mag nun das Erſte oder Zweyte ſeyn; ſo gewinnen Bilder der Einbildungskraft, auch im wachenden Zuſtande, die Helligkeit, Lebhaftigkeit und Beſtimmtheit, welche in der Regel nur die Bilder der Gegenſtände haben, indem wir ſie empfinden: und hierdurch unterſcheiden wir am meiſten dasjenige, was wir empfinden, von demjenigen, was wir uns einbilden. Dieſes führt zu einem neuen Unterſchiede. Denn nunmehr erhellet, daſs

Drittens der Irrthum des Wahnſinnes in einem Miſsverhältniſſe der Einbildungskraft zu den Sinnen; der Irrthum des Wahnwitzes aber

lediglich in dem Verſtande ſeinen nächſten Grund hat.

Der Wahnwitzige urtheilt falſch, weil er aus Vorausſetzungen, die ganz wahr ſeyn mögen, falſch ſchlieſst. Dasjenige, worin er irrt, glaubt er keineswegs erfahren zu haben; er glaubt aber, es anderweitiger Vorausſetzungen wegen, die er als wahr vorausſetzt, mit gutem Grunde als wahr anſehen zu müſſen. Er ſchlieſst alſo, und ſchlieſst falſch. Ein Rechtsgelehrter, der in eine myſtiſche Religionsſchwärmerey verfallen war, nahm ſich bey einem anhaltenden Regenwetter in der Erndtezeit, das eine groſse Theurung beſorgen lieſs, die Noth der Armen ſehr zu Herzen. Als er einſtmals, wie er ſelbſt ſagt, ſo in ſchwermüthigen Gedanken am Fenſter dem ſtarken Regen zuſahe, und ſein Auge unaufhörlich auf den ganz mit Regenwolken bezogenen Himmel richtete, fällt ihm der Spruch ein: „Rufe mich an in der Noth; ſo will ich dich erretten, und du ſollſt mich preiſen.“ Nunmehr fängt er an zu ſingen, erſt etwas laut, und weil es ihm alsdann vorkam, als wenn die Sonne ſichtbar würde, immer lauter und lauter. Er ſahe die Sonne hervorkommen, die jedem unſichtbar blieb, aber immer nur auf Augenblicke. Dieſes nannte er, wie er ſelbſt ſagt, Glauben üben. Hier iſt Wahnſinn und Wahnwitz. Wahnſinnig war der Schluſs, den

der Mann machte; und Wahnſinn konnte ihn nur die unſichtbare Sonne ſehen laſſen.

So ſehr Wahnſinn und Wahnwitz von einander verſchieden ſind, ſo häufig ſind ſie mit einander verbunden. Der Wahnſinn führt zu leicht zum Wahnwitz, und eine wahnwitzige Grille führt oft zum Wahnſin, oder bringt ihn wenigſtens in vielen Fällen zur Reife. Ein Schwärmer, wie der vorhin erwähnte Mann, konnte nur die wahnwitzige Grille haben, fruchtbares Wetter erſingen zu wollen; aber dieſe Grille ſetzt auch ſeinen Wahnſinn in Bewegung. Doch um den Zuſammenhang zwiſchen Wahnſinn und Wahnwitz beſtimmter einzuſehen, muſs der Wahnwitz näher betrachtet werden.

Iſt der Wahnwitz eine Krankheit des Verſtandes, die ſich in falſchen Urtheilen äuſsert; ſo kann er nur in falſchen Schlüſſen ſich zeigen. Denn jedes Urtheil ſtützen wir entweder unmittelbar auf die Erfahrung, wir nehmen es auf das Zeugniſs unſerer Sinne an, ſo daſs wenn wir das wirklich empfinden, was wir zu empfinden glauben, an der Wahrheit des Urtheils kein Zweifel ſeyn kann; oder das Urtheil iſt ſchon durch ſich ſelbſt evident, es hat eine axiomatiſche Gewiſsheit; oder endlich, unſere Ueberzeugung davon beruht auf Schlüſſen. Der zweyte Irrthum iſt an ſich unmöglich; der erſte, wenn er auf eine Krankheit hinweiſen ſoll, iſt der Irrthum des Wahnſinns; der Wahnwitz kann

als ſolcher ſich alſo nur zunächſt in falſchen Schlüſſen uſsern. Ich ſage abſichtlich, der Wahnwitz äuſsere ſich, als ſolcher, zunächſt in falſchen Schlüſſen. Denn mittelbarer Weiſe kann auch der Wahnſinn zu falſchen Schlüſſen, und der Wahnwitz zu Irrthümern führen, in welchen wir, was die Einbildungskraft uns darſtellt, zu empfinden glauben.

Die Schlüſſe, die wir machen, ſind von zwiefacher Art: Erſtens ſchlieſsen wir aus angenommenen Vorausſetzungen dasjenige, was nothwendig und unzertrennlich damit verbunden iſt, und zweytens ſchlieſsen wir aus ſolchen Vorausſetzungen auf etwas, das, wenn jene Vorausſetzungen angenommen werden, zwar nicht nothwendig iſt, aber doch mit ihnen mehr zuſammenſtimmt, als ſein Gegentheil, oder mit andern Worten: wir ſchlieſsen dasjenige, was jener Vorausſetzungen wegen wahrſcheinlich iſt. Die Schlüſſe der erſten Art ſind die von den Logikern ſogenannten Vernunftſchlüſſe; die Schlüſſe der letzten Art, die Wahrſcheinlichkeits-Schlüſſe. Nicht ſowohl in dieſen als jenen verirrt ſich der Wahnwitz.

Bey dieſen, den Wahrſcheinlichkeits-Schlüſſen, iſt immer ein Für und Wider in Anſehung deſſen, wovon die Frage iſt, abzuwägen; nicht ſo bey den Vernunftſchlüſſen, wenn die Prämiſſen zu denſelben einmal gegeben ſind. Alles, was zu einer einſeitigen Betrachtung einer Sache

führt, verleitet leicht zu falschen Wahrscheinlichkeits-Schlüssen, weil es uns hindert, bey den Gründen, die wir für eine Behauptung zu haben meinen, die Gegengründe in die nöthige Betrachtung zu ziehen.

Wie eine gewisse Art des Wahnsinns zum Wahnwitz führe, erhellet nunmehr leicht. Der fixe Wahnsinn nämlich, der an einer gewissen falschen Voraussetzung haftet, und diese oft mit bewundernswürdiger Consequenz im Urtheilen und Handeln verfolgt, führt seiner Natur nach immer nur die Seite der Sache, welche ihn nährt, herbey. Dieses unterhält bey demselben die Einbildungen seiner Narrheit, oder die Besorgnisse seiner Schwermuth. Wir finden daher oft, dass Wahnsinnige dieser Art, so wahnwitzig sie auch über den Gegenstand, an welchem ihr Wahnsinn so zu sagen hängt, urtheilen, in allen übrigen Dingen nicht allein einen guten Verstand, sondern oft selbst eine besondere Beurtheilungskraft zeigen, Urtheilskraft nämlich nennen wir, wie ich anderwärts glaube bewiesen zu haben *) das Vermögen, Wahrscheinlichkeits-Schlüsse zu machen. Der schon vorhin erwähnte Rechtsgelehrte, war ein geschickter und sehr gesuchter Sachwalter, und zeigte während seiner Verirrun-

*) Unters. über die Krankh. der Seele, 2 Th.

rungen, nach dem Urtheile Sachverſtändiger, ſeine vorige Geſchicklichkeit, die, wie es wohl keines Beweiſes bedarf, in verwickelten Geſchäften, immer Beurtheilungsvermögen vorausſetzt. Dieſes verlieſs ihn aber ganz bey ſeinen Religionsvorſtellungen und in allen Verhältniſſen, wo ſeine Eitelkeit ſich zur Unzeit geltend machen wollte.

Nicht allein in dem eigentlichen Wahnſinn fixer Art, ſondern auch in der bloſsen Schwermuth, wie ich den Zuſtand nenne, in welchem der Menſch an einer traurigen, ihn niederſchlagenden Idee hängt, ohne wahnſinnig zu ſeyn, und der bloſsen Narrheit, die dieſem gerade entgegengeſetzt iſt, iſt der Wahnwitz aus den ſchon (S. 70., 1. St.) angegebenen Gründen natürlich. Denn die Urtheilskraft kann in keinem dieſer Zuſtände ſich frey in Anſehung desjenigen Gegenſtandes äuſsern, deſſen Vorſtellung ihn unterhält. Der Narr ſieht nur das, was ſeinem Einfall ſchmeichelt, und der Schwermüthige nur das, was ihn in ſeinen ängſtlichen Sorgen unterhält und beſtärkt. Hieraus wird es denn begreiflich, wie die bloſse Schwermuth oder die bloſse Narrheit um ſo eher in einen wirklichen Wahnſinn übergeht. Was der Narr z. B. ſich Anfangs vielleicht bloſs als möglich dachte, wird ihm immer wahrſcheinlicher und wahrſcheinlicher, weil er auf die Ge-

gengründe seiner Meinung immer weniger achtet, bis sie ihm zur völligen Gewissheit wird, und seine Einbildungskraft durch Vorspiegelungen in seinem Wahn ihn immer mehr und mehr bestärkt. Alsdann kommt es leicht dahin, dass er etwas zu sehen und zu hören glaubt, was, wenn er es wirklich sähe und hörte, ein völliger Beweis desjenigen seyn würde, was er sich einbildet.

Es giebt einen Wahnsinn, bey welchem sich der Kranke etwas in den Kopf gesetzt hat, was eigentlich gar kein Gegenstand irgend eines Sinnes ist, oder gar nicht empfunden, sondern nur durch Schlüsse erkannt werden kann, z. B. er sey mit Wundergaben ausgerüstet, bekleide diese oder jene Aemter und Würden u. dgl. Dieser Wahnsinn, den ich den chimerischen Wahnsinn nennen mögte, scheint meistens von einem wahnsinnigen Raisonnement auszugehen, das die Einbildungskraft hintennach durch ihre Vorspiegelungen bestätigt. Der Wunderthäter z. B. glaubt die Wunder, welche er verrichten zu können sich einbildet, zu sehen; der Narr, der sich z. B. König zu seyn dünkt, sieht sich alle Königliche Ehre erweisen, und wird dadurch dann in seinem Wahn so befestigt, dass dagegen keine Gründe weiter etwas verfangen.

Dieses scheint auch die Geschichte des schwermüthigen Wahnsinns, wenigstens derjenigen Art desselben, die von körperlichen Gefühlen aus-

geht, zu seyn. Jemand empfindet z. B. einen spannenden Schmerz im Körper, und gleich scheint es ihm, sein Körper werde ausgedehnt; er bildet sich dann bald ein, seinen Körper so ausgedehnt zu sehen, wie er ihn nach dem Urtheil, das blofs auf die Empfindung des körperlichen Schmerzes fufste, sich dachte. Wenigstens denke ich mir, dafs auf diese Art der Wahnsinn eines Mannes entstanden sey, von dem Donatus *) erzählt, dafs er sich eingebildet, so korpulent zu seyn, dafs für ihn die Thür seines Zimmers zu niedrig und nicht weit genug sey. Als man, um ihn mit Gewalt von dem Ungrunde seiner Meinung zu überführen, durch die Stubenthür führte, starb er vor Schreck. Dieses, oder eines ähnlichen Beweises hätte es gegen seinen Wahn nicht bedurft, wenn der Mann nur z. B. an seine Kleider hätte denken wollen, und dann gefunden hätte, dafs diese nicht beträchtlich weiter als seine ehemaligen seyen. Allein er hatte, so zu sagen, nur ein Gesicht für das, was ihn in seiner Grille bestärkte, nicht für das, was sie sofort hätte widerlegen müssen.

*) Hist. mirab. Lib. 11. Cap. 1. Krüger's Wahrnehmungen. S. 97.

Der Grund dieſer Krankheit liegt nicht in dem Verſtande, an ſich genommen, ſondern in dem Einflüſſe, den andere Seelenvermögen auf denſelben haben. Eben daher erklärt es ſich, daſs z. B. der Wahnſinnige bey ſeinem Wahnwitz über alles richtig urtheilt, was mit ſeinem Wahnſinn nicht in Verbindung ſteht; daher erklärt es ſich auch, daſs Leute von übrigens geſundem Verſtande wahnwitzig urtheilen und handeln, wenn ihre Leidenſchaften aufgeregt ſind. Denn es fällt in die Augen, daſs eine Leidenſchaft eben ſo, wie ſie gleichſam einen einſtweiligen Wahnſinn herbeyführen kann, auch einen ſo vorübergehenden Wahnwitz veranlaſſen könne.

Hier entſteht nun natürlich die Frage: was für ein Seelenvermögen dieſen Einfluſs auf den Verſtand äuſsere. Die Sinne thun es nicht; auch nicht die Einbildungskraft; ſondern lediglich das Begehrungsvermögen, von dem Furcht, Hoffnung und ein thätigeres Verlangen, das den Handlungen, durch welche wir entweder uns eines begehrten Guts verſichern, oder von uns ein verabſcheutes Uebel entfernen wollen, Wirklichkeit giebt, ausgeht.

In ſeinen Wirkungen iſt der Wahnwitz dem Blödſinn und der Dummheit ähnlich. Beyde unterſcheiden ſich von ihm aber darin, daſs ſie

entweder Naturfehler oder Krankheiten ſind, an welchen der Verſtand an und für ſich leidet, und nicht etwa durch den Einfluſs anderer Vermögen irre geführt wird.

Warum ich dieſe Krankheit Wahnwitz genannt wiſſen mögte, habe ich folgenden Grund. Die Sylbe Wahn ſey das alte Wan, welches ſo viel als Mangel bedeutet, und noch in dem Engliſchen Want übrig iſt; oder es habe die Bedeutung, die das Wort Wahn noch jezt hat, indem es einen Fehler und Irrthum anzeigt: ſo wird es in beyden Fällen das bezeichnen, was ich damit benannt habe. Denn es bezeichnet entweder einen Mangel an Verſtand, der in falſchen Urtheilen ſichtbar iſt, oder einen ſich verirrenden Verſtand. Denn es iſt bekannt, daſs Witz zuerſt nicht das bedeutet habe, was wir jezt damit gewöhnlich ſagen, ſondern den Verſtand überhaupt, der in nichts mehr in die Augen fällt, als in dem Beurtheilungs-Vermögen.

Das Wort, Wahnſinn, könnte an ſich jezt, da wir wenigſtens in zuſammengeſetzten Wörtern, wie Scharfſinn und Tiefſinn, durch das Wort, Sinn, auch den Verſtand bezeichnen, daſſelbe bedeuten. Allein für ſeine gewöhnliche Bedeutung, in der es ein fortwährendes Miſsverhältniſs zwiſchen der Einbildungskraft bezeich-

net, ist es, wie aus dem kurz vorhin Gesagten erhellet, passender. Hierzu kommt noch, dass wir, was wir gewöhnlich Wahnsinn nennen, wohl nicht füglich würden Wahnwitz nennen können; wir also, wenn wir beyde Ausdrücke auf die bemerkte Art unterscheiden, den Reichthum der Sprache, der uns hier sonst unnütz seyn würde, vortheilhaft benutzen.

J. C. Hoffbauer.

III.

Ueber die
ſcheinbare Manie,
nebſt
einigen Bemerkungen
über die
pſychiſche Behandlung der wahren Manie.

Der Wahnſinn, die Tollheit und die Schwärmerey ſind die hauptſächlichſten, wenn auch nicht einzigen Arten der Verrückung; wenn Verrückung diejenige Krankheit iſt, in welcher das gehörige Verhältniſs einzelner Seelenvermögen aufgehoben iſt.

Zwiſchen denſelben iſt aber um ſo genauer zu unterſcheiden, da ſie oft mit einander verbunden ſind, und aus der einen leicht die andere hervorgeht. Wahnſinn z. B. führt leicht zur Tollheit; Tollheit und insbeſondere Manie zum Wahnſinn; und wenigſtens bey gewiſſen Arten der Schwärmerey iſt Tollheit und Wahnſinn mit der Schwärmerey verbunden. Ein Beyſpiel hiervon giebt der Fanatismus.

Doch um dieſen iſt es mir hier nicht zunächſt zu thun, ſondern um die Tollheit, die man meiſtens nicht genau genug von dem Wahnſinn unterſcheidet. In dem Wahnſinn iſt die Einbildungskraft, wenigſtens im Verhältniſs zu den Sinnen zu ſtark, es ſey nun, daſs ihr eine Abſtumpfung der Sinne einen gröſsern Spielraum giebt, als ihr von Rechtswegen gebührt, oder daſs ſie durch ihre eigne Gewalt die Sinne hindert, ihren Dienſt, den ihnen die Natur angewieſen hat, zu verrichten. Denn wenn die Einbildungskraft gleich nicht ohne die Beyhülfe der Sinne thätig ſeyn, oder alle ihre Materialien urſprünglich nur von den Sinnen haben kann; ſo ſind beyde, die Sinne und die Einbildungskraft, doch in ihren gleichzeitigen Aeuſserungen wie entgegengeſetzte Kräfte. Je lebhafter wir uns die Gegenſtände, die uns gerade in die Sinne fallen, vorſtellen, um ſo mehr tritt alles, was uns die Einbildungskraft vorhält, wie in den Schatten zurück; und jemehr Lebhaftigkeit die Bilder der Einbildungskraft gewinnen, je unbeſtimmter und ſchwächer ſind die Bilder der Sinne. Wir hören und ſehen beynahe nicht bey gewaltſamen Ausbrüchen einer Leidenſchaft, wo die Einbildungskraft belebt wird; und in Träumen, wo unſere Sinne wie ganz abgeſpannt ſind, ſcheinen uns die Blendwerke der Einbildungskraft wirkliche Gegenſtände.

Ist bey einem Menschen im wachenden Zustande das richtige Verhältnifs zwischen der Einbildungskraft und den Sinnen so fortwährend gestört, dafs er blofse Wesen seiner Einbildung beharrlich für empfundene Gegenstände hält; so ist er am Wahnsinn krank.

Dieser Wahnsinn kann ohne Tollheit, und die Tollheit an sich ohne Wahnsinn bestehen. Die Tollheit, im Allgemeinen genommen, äufsert sich in ausschweifenden Begierden, und in Handlungen, zu welchen diese fortreifsen, ob wir gleich nicht jeden toll nennen können, den wir so ausschweifend handeln sehen. Denn mit Recht setzen wir wohl in der Regel voraus, dafs der Mensch, den wir vernunftlos handeln sehen, Herr seiner selbst sey, seine ausschweifenden Begierden zügeln, und eben daher anders handeln könne, als wir ihn handeln sehen; bey dem Tollen, den wir immer als krank betrachten müssen, ist dieses nicht der Fall. Seine Vernunft hat die Herrschaft über seine Begierden verlohren, in den Handlungen, in welche diese ausbrechen, ist er, wie ein Automat, in welchem alles, was wir an ihm wahrnehmen, blofs nach Bewegungsgesetzen erfolgt. Die Tollheit wäre also die Verrückung im Verhältnifs der Vernunft zum Begehrungs-Vermögen.

An sich kann die Tollheit so mannigfaltig seyn als der Wahnsinn. So wie es Wahnsinnige

giebt, deren Krankheit ſich nur in Anſehung eines gewiſſen Punktes zeigt, und die in allen übrigen ganz bey Sinnen ſind; ſo giebt es auch Menſchen, die im übrigen Herr aller ihrer Begierden ſind; aber dabey unvermögend ſind, der Herrſchaft dieſer oder jener Begierde ſich zu entziehen. Sie wollen anders handeln, als wir ſie handeln ſehen, werden aber durch den gewaltſamen unwiderſtehlichen Drang ihrer Begierden, unter welchen die Vernunft erliegt, hingeriſſen. Die Sprache giebt hierüber mehrere Winke. Wir ſagen z. B. daſs Jemand wie toll auf etwas erpicht ſey, wenn er eine Begierde darnach hat, die er durch nichts ſcheint mäſsigen zu können. Den Furor uterinus nennt die Sprache des gemeinen Lebens Manntollheit.

Es ſey, daſs in vielen Fällen die Tollheit in dem vorhin angegebenen Sinne nicht vorhanden iſt, wo die Sprache ſie andeutet; ſo würde dieſes wenig gegen die obige Beſtimmung des Begriffs beweiſen. Denn der Punkt, mit welchem die Tollheit anfängt, iſt in einzelnen Fällen nicht ſo ſichtbar, als er ſich leicht im Allgemeinen angeben läſst. Und ſo iſt es nicht allein hier, ſondern überhaupt nur zu oft der Fall, wo von der Anwendung eines allgemeinen Begriffs die Rede iſt. Was es z. B. heiſse, zwey Dinge ſind gleich, weiſs jeder, ob aber dieſe oder jene

zwey Dinge einander gleich ſind, fordert oft eine mühſame Unterſuchung, die doch nicht immer zum Ziele führt. Hierzu kommt noch, daſs wir, um uns für den Augenblick zu verſtändigen, den Namen einer Sache auf andere ihr ähnliche übertragen, und alſo eine heftige Begierde toll nennen, wenn wir keineswegs dem Menſchen, bey dem wir ſie finden, das Vermögen abſprechen wollen, dieſe Begierde bey ſich zu bändigen.

Die Tollheit in ihren heftigen Ausbrüchen des Zorns iſt die Raſerey, und dieſe Tollheit im Zorn, Wuth. Manie ſcheint dieſe Tollheit als einen fortwährenden Zuſtand, er äuſsere ſich jezt in ſeiner Raſerey oder nicht, zu bezeichnen.

Warum dieſe Art der Tollheit leichter als jede andere entſteht, habe ich ſchon an einem andern Orte gezeigt. Pinel iſt meines Wiſſens der erſte, der behauptet, dieſe Tollheit könne ohne Wahnſinn beſtehen *). Wenn gleich ſein Beweis, den er davon aus Thatſachen führen will, nicht vor gegründeten Einwürfen geſichert iſt**); ſo iſt es doch an ſich nicht unbegreiflicher, wie Manie ohne Wahn-

*) Mémoire ſur les alienés, S. 12.

**) Unterſ. über die Krankheiten der Seele, 2 Th. S. 256. fg.

ſinn, als wie Wahnſinn ohne Manie beſtehen, und wie überhaupt ein Wahnſinn ohne Tollheit ſtatt finden könne.

Wie indeſs Wahnſinn leicht eine Manie zur Folge haben, und Manie wiederum Wahnſinn hervorbringen könne, iſt ſehr leicht einzuſehen. Allein nicht überall, wo mit dem Wahnſinn eine Manie verbunden zu ſeyn ſcheint, iſt ſie wirklich vorhanden. Man findet bey Wahnſinnigen oft Ausbrüche einer groſsen Heftigkeit; ſie ereifern ſich, laſſen ſich zu Thätlichkeiten hinreiſsen; und doch beweiſen dieſe Handlungen nichts für eine Manie. Perfect z. B. erzählt, ein Kaufman habe ſich bald eingebildet, er ſey König von Spanien, bald, er ſey der Lord Kanzler, und habe ſich dann immer bis zur Wuth erboſst, wenn man ihm nicht die dem Stande dieſer Perſonen gebührende Ehrerbietung erwieſen, und Befehl gegeben, den Frevler zu beſtrafen*). Ein ſo unleugbarer Beweis von Narrheit hierin lag; ſo wenig bewies er für die Manie. Hätte der Mann in ſeiner Einbildung Recht gehabt; ſo hätte man ſeine Entrüſtung über eine ſo auffallende Hintanſetzung aller Verhältniſſe, die ein-

*) Perfect, auserleſene Fälle des Wahnſinns, aus dem Engliſchen von C. F. Michaelis. Leipzig 1789. S. 70. 71.

mal in der Gesellschaft wie geheiligt sind, ihm nicht zum Vorwurf machen können.

Eben so hat Haslam uns mehr Fälle von Wahnsinnigen mitgetheilt, die in ihren Reden und Handlungen die äusserste Heftigkeit bewiesen, in welcher sich die Manie so natürlich äussert. Ein ehemaliger Trommelschläger z. B., der sich immer noch bey seinem Regiment zu seyn glaubte, bildete sich ein, seine Trommel sey ihm gestohlen, ängstigte sich deshalb, und befand sich in einem rasenden Zustande, wie Haslam sagt *). Allein vielleicht ereiferte sich dieser Mensch über nichts anders, als was er sich in seinem Wahnsinn erträumte; und da hätte sein Rasen, wie es Haslam nennt, vielleicht nichts für eine Manie bewiesen. Ein Anderer, der gleichfalls im Bethlem-Hospitale war, bildete sich ein, in den verschiedenen Theilen des Hauses seyen Leute angestellt, ihn zu quälen. Drohungen, Flüche und eine sinnlose Heftigkeit, zeichneten diesen Menschen gleichfalls aus **). Gleichwohl würde dieses unter den angegebenen Umständen eben so wenig etwas für eine eigentliche Manie beweisen, wenn nicht vielleicht andere Umstände hinzu kamen.

---

*) Haslam III. Fall.

**) Ebend. XVI. Fall.

Die ſcheinbare Manie ſcheint aber von der wahren deshalb unterſchieden werden zu müſſen, weil ſie in den meiſten Fällen eine ganz andere Behandlung als die wahre erfordert. Iſt die Manie nicht mit Wahnſinn verflochten; ſo kann nichts wirkſamer gegen ſie angewandt werden, als eine Behandlung, wodurch der Kranke gleichſam einer zweyten Erziehung unterworfen wird. Durch dieſe bändigt und zähmt man ihn am wirkſamſten, und dieſes mögte wohl alles ſeyn, worauf man zur Heilung eines Maniacus hinzuwirken hätte. Denn man bändigt den Tollen, in ſofern man ihn phyſiſch von allen Handlungen, in welche ſeine Tollheit fortreiſsen könnte, durch Zwang abhält; man zähmt ihn, indem man es dahin bringt, daſs er gleichſam ſeine Wildheit ablegt, und zu dem Beſitz ſeiner Vernunft, um ſich ſelbſt zu beherrſchen, wieder gelangt. Iſt die Manie nicht mit einem Wahnſinn verwebt; ſo findet die Anwendung einer ſolchen Methode, über welche ich anderwärts meine Gedanken ausführlicher mitgetheilt habe *), weniger Schwierigkeit. Wo hingegen mit dem Wahnſinn entweder eine Manie verwebt iſt, oder eine ſcheinbare Manie aus ihm entſteht, könnte in vielen Fällen eine ſolche Behandlung derſelben mehr ſchädlich als nützlich werden.

*) Unterſuchungen über den Wahnſinn, XXXII.

Der Wahnſinnige lebt immer wie in einer ihm eigenen Welt, die mehr oder weniger von unſerer aller Welt verſchieden iſt. Alles, was er ſieht und hört, paſst er ſeiner Welt an, und ſieht es mit ganz andern Augen, als wir dasjenige, was uns in der unſrigen aufſtöſst. Er ſieht vielleicht da, wo alles zu ſeiner Heilung aufgeboten wird, nichts als Unrecht, und ein nicht zu verſchmerzendes Unrecht, das ihn immer mehr aufbringt und empört. Zu ſeiner Beſſerung kann das nicht leicht wirken, da in der Behandlung einer jeden Manie wohl nichts mehr zu vermeiden iſt, als was den Maniacus nur auf irgend eine Weiſe reitzen kann.

Hier ſcheinen alſo nur diejenigen Mittel zu wirken, die gegen die Manie ſowohl als gegen den Wahnſinn wirkſam ſind. Man weiſs, daſs Verrückte, die in der Raſerey ſich ins Waſſer geſtürzt, wieder hergeſtellt wurden, und am meiſten, wenn man ſie mehr todt als lebendig aus dem Waſſer zog. Ein Verrückter, der Geſpenſter ſahe, und deſſen Wildheit nur durch Banden im Zaum gehalten werden muſste, wurde wenigſtens ſo geheilt *). Das Mittel, wenn man ſo das nennen kann, was ohne eine dabey beabſichtigte Wirkung ſich wirkſam bewies, wirkte

*) Van Helmont demens idea. S. 49. Opp. Amſterd. 1648. p. 287.

gegen den Wahnſinn durch einen erſchütternden Eindruck, oder eine gewaltſame Hemmung des gegenwärtigen Gemüthszuſtandes; gegen die Raſerey durch den plötzlichen Schreck *).

Die Manie wird durch nichts mehr unterhalten, als durch das Gefühl der Kräfte, die in derſelben ungewöhnlich erhöht ſind, und die ungewöhnlich gefühlt werden. Es kann wohl keine Frage ſeyn, daſs zu dieſem Ende es zweckmäſsiger iſt, den Kranken durch angreifende und ſtarke Arbeiten des Uebermaſses ſeiner Kräfte ſich entledigen zu laſſen, als ihn, wenn es auch nur durch die ſogenannte Zwangs-Weſte iſt, von allen Ausbrüchen ſeiner Krankheit abzuhalten.

---

*) Nachdem van Helmont den vorangeführten Fall erzählt und bemerkt, daſs er ſich hieraus die Regel abſtrahirt, Raſende durch Untertauchen im Waſſer zu heilen, und davon Gebrauch gemacht habe, fährt er fort: „Nec me feſellit eventus, niſi quoties formidine praecociter amentes ex aqua extraherem,“ und zeigt hernach (§. 50.) in vielen Beyſpielen, daſs es mit dem Ertrinken hier keine ſo groſse Gefahr habe. Im Waſſer muſste der Kranke lange genug bleiben, weil er ſich ſonſt bald ganz von ſeinem Schrecken erhohlt, und auch ſein Gemüthszuſtand nicht gänzlich dadurch gehemmt, ſondern nur auf einen Augenblick aufgehalten wird.

ten. „Man laſſe den Kranken, wie Reil ſagt *) auf einem freyen Platze laufen, ſchreyen, toben, und zähme ihn nur ſo weit, als es ſeine und Anderer Sicherheit erfordert," iſt daher ein unſtreitig weiſer Rath. — Doch hier würde es vielleicht unſchicklich ſcheinen, irgend ein Wort des Lobes auszuſprechen, da es an dieſem Orte ſich dem Selbſtlobe näherte. Eine Einwendung gegen einen Vorſchlag meines Freundes, brauche ich weniger zu verantworten. „In manchen Fällen, ſagt er, kann es gar dienlich ſeyn, durch äuſserlich ſcheinbare zufällige Urſachen zu heftigen Anſtrengungen, z. B. zum Laufen, Ringen und Kämpfen zu nöthigen." Nur gegen das Ringen und Kämpfen ſcheint eine pſychologiſche Bedenklichkeit ſtatt zu finden. — Bey dem Kranken nämlich, der hier wie ein Kind iſt, kann leicht aus Scherz Ernſt werden, und die argloſeſte Balgerey leicht einen raſenden Zorn aufregen. Zieht er den Kürzern, ſo wird ſein Zorn vielleicht durch einen kindiſchen Ehrgeiz aufgeregt; iſt er Meiſter ſeines Gegners, ſo kann er vielleicht durch einen empfindlichen Schlag, von welchem das Glück auch den Sieger in dieſen Gefechten nicht immer verſchont, gereizt werden. Ich würde ſelbſt eine Bedenklichkeit ge-

*) Rhapſodien, S. 384.

gen das Laufen haben, wenn dieſes nicht bis zur Ermüdung fortgeſetzt, und auf eine zufällig ſcheinende Veranlaſſung angefangen werden ſollte. Denn zu allen heftig geſchwinden körperlichen Bewegungen, geſellt ſich leicht ein eben ſo heftig-lebhafter Fluſs der Vorſtellungen, als mit Anfällen der Manie verbunden iſt, und der zu dieſen alſo ſelbſt in einem höhern Grade diſponirt. Allein die Ermüdung, die darauf folgt, hebt die Diſpoſition ſo fort wieder auf, und die zufällige Veranlaſſung, die immer auch unerwartet kommt, unterhält zu der Zeit angelegentlichere Gedanken, welche Anfällen der Manie zuvorkommen.

Am zweckmäſsigſten ſcheinen zu dem angegebenen Zwecke die Arbeiten zu ſeyn, die den Kranken mehr durch einen gleichmäſsig fortflieſsenden Strohm, als durch heftigere, aber nicht ſo lange anhaltende Bewegungen des Uebermaſses ſeiner Kräfte entledigen. Vielleicht lag darin auch die Wirkſamkeit der Kuren des Schottiſchen Pächters, der, nach dem Berichte des Doktors Gregory, ſich einen groſsen Namen in der Kunſt, Wahnſinnige zu heilen, erworben hatte. Denn er brauchte ſeine Patienten zum Ackerbau und legte ihnen nach den Umſtänden, ſelbſt die Arbeiten eines Laſtthiers auf, oder ſpannte ſie ſelbſt vor die Egge, und den Pflug *). Zu hef-

*) „Die Idee, Narren (worunter hier wohl Wahnſinnige, Tolle und alle ähnliche Kranke ver-

tigen Bewegungen des Körpers oder im Körper kann es dabey nicht kommen, und mit dem Körper mufs die Seele ſchon gleichen Schritt halten. Im ſchnellen Laufe, oder wilden Galopp kann die Seele nicht drückenden traurigen Ge-

ſtanden werden), auf dieſe Art zu heilen, iſt nicht neu. Doktor Gregory erzählt, dafs ein Pächter im nördlichen Schottland ſich einen grofsen Namen in der Kunſt, die Narren heilen zu können, erworben hat. Er verſtand nichts von Medicin; aber er war ein Mann von geſundem Verſtande, ſehr ſtark und ziemlich brutal. Seine Methode beſtand blofs darin, dafs er die Kranken zum Ackerbau verwendete. Einige dienten ihm als Domeſtiken auf dem Lande, andere als Laſthiere. Er ſpannte ſie vor die Egge und den Pflug, nachdem er ſie zu einem vollkommenen Gehorſam durch eine Tracht Schläge, mit denen er ſie bey der erſten Widerſpenſtigkeit bediente, gebracht hatte." Dieſes wird in einem in der Bibliotheque Britannique, Tom. VIII. p 377. ſeq. befindlichen Aufſatze, den Herr Wagner in den Zuſätzen zu ſeiner Ueberſetzung von Pinel's Schrift: Ueber die Manie mittheilt, geſagt. Ich enthalte mich hier aller Anmerkungen über die Curmethode des Pächters. Nur die ſo angreifenden körperlichen Arbeiten waren wohl nur bey einem Maniacus, der immer ein Uebermaafs an körperlichen Kräften hat, und von dieſen ſo auf die für ihn wohlthätigſte Art befreyt wird, angewandt.

danken nachhängen. Furcht, Angſt und ein kühner Muth hingegen vertragen ſich nicht allein mit demſelben, ſondern werden auch ſelbſt dadurch verſtärkt. In der lebhaft-aufwallenden Freude müſſen wir uns immer eine gewiſſe Gewalt anthun, wenn wir einen bedächtig-langſamen Schritt gehen müſſen; und wenn dieſes lange anhält, wird das Feuer unſerer Freude dadurch wie gedämpft, ſo wie es immer mehr angefacht wird, wo wir uns den lebhaften Bewegungen, zu welchen es antreibt, überlaſſen können.

Aus dieſem Grunde hat man gegen die Manie ſchon viel gewonnen, wenn man die wilden Bewegungen, in welche ſie ſo gern ausbricht, wenn der Kranke durch ſie unmittelbar auch ſo wenig ſich als Andern ſchadet*), hemmen kann.

---

*) „Die Zwangs-Weſte iſt von einem groſsen Nutzen, ſagt der Verf. des in der vorigen Anmerkung angezogenen Aufſatzes in der Wagnerſchen Ueberſetzung von Pinel (S. 398.) indem ſie den Kranken hindert, die Bewegungen vorzunehmen, die ihm die Raſerey eingiebt. Jederman weiſs, daſs eine nur wenig gereizte Perſon in Gemüthsbewegung und zuletzt wirklich in Zorn gerathen kann, indem ſie ſich zerarbeitet, flucht und ſich heftig hin und herbewegt. Als der berühmte Burke verſucht hatte, die Geſichtszüge und Gebährden eines zornigen Menſchen nachzuahmen, fühlte er ſich ſelbſt von dieſer Leidenſchaft ergriffen. Dieſe

Nur kann hiervon im Ganzen wohl nur alsdann ein reeller Nutzen erwartet werden, wenn der

---

Thatsache ist vom Prof. Stewart, in seinen philosophischen Vorlesungen, wo er von diesem besondern physiologischen Phänomen spricht, angeführt worden." — Mich wundert, dass Stewart, der unstreitig einer der feinsten Psychologen ist, es der Mühe werth halten konnte, sich hierbey auf Burke's Beyspiel zu berufen. Denn dieses ist eine von den Bemerkungen, die man vielleicht deshalb nicht macht, weil man sie immerfort zu machen Gelegenheit hat. Unter mehrern meiner Bekannten, wo davon die Rede war, berief ich mich auf eine Erfahrung, die jeder schon aus seiner Jugend haben könnte. Ein Knabe nämlich, sagte ich, darf sich nur gegen den andern im Spiel erzürnt stellen: und nun kann bey der geringsten Veranlassung aus Spaass Ernst werden. — Ein jovialer Mann, der keineswegs ein Gelehrter, aber von sehr gesundem Verstande ist, nahm das Wort. „Das sehe ich selbst, sagte er, wenn ich mit meinen Kindern scherze und mich erzürnt stelle. Nun darf nur das geringste passiren. und gleich schlage ich darein; hernach ist es mir oftmals leid." — Diese Bemerkung gilt allgemein, und ist auch schon längst verallgemeinert. Denn jeder weiss, dass nicht allein jeder Gemüthszustand seinen eigenthümlichen natürlichen Ausdruck am Körper hat, sondern dass auch umgekehrt, wenn man die Zeichen eines Gemüthszustandes annimmt, zu diesem Gemüths-

Kranke auf eine andere Art ſich des Ueberreſtes ſeiner Kräfte entledigen kann. Aus dieſem

---

zuſtande ſelbſt auf eine gewiſſe Art geſtimmt wird. Eben daher verräth ſich, wenigſtens dem geübtern Auge, die Verſtellung ſo leicht, beſonders, wenn ſie nicht bloſs etwas verbergen, ſondern das Gegentheil davon vorſpiegeln will. Entweder fällt der Menſch alsdann, und am meiſten ſein Körper ſehr oft aus ſeiner Rolle, oder der gewaltſame Zwang iſt ihm in allen Mienen zu leſen. Man darf, um ſich von dem Letzten zu überzeugen, nur die gleisneriſche Freundlichkeit des Falſchen beobachten. Das Wohlwollen, das ſeiner ſchlechten eigenſüchtigen Seele fremd iſt, kann auf ſein Geſicht nur durch eine Anſtrengung kommen, die ſich in ſeinem Geſicht im Hintergrunde abmahlt. Herzlich wohlwollend kann er nicht ſcheinen, ohne es wenigſtens in dem Augenblicke zu ſeyn. Das Letzte iſt ihm unmöglich, daher miſslingt ihm auch das Erſte. Man könnte dieſe Bemerkung ſich durch ein Experiment beſtätigen. Menſchen nämlich, welche Andern bis zur Täuſchung in ihren Reden, Geſtikulationen u. ſ. w. nachahmen können, gelingt dieſes nur dadurch, daſs ſie die Perſon, die ſie kopiiren wollen, für die Zeit gleichſam annehmen, oder ſich ganz in ſie verſetzen. Nun iſt es ihnen leicht, die ganze Perſon in ihren Reden, die Gehenden in dem Gange, kurz alles an derſelben zu treffen. Allein man gebe dem geübteſten Nachahmer auf, z. B. einer ſolchen Perſon nachzu-

Grunde ist in dem Falle, wo dieses nicht wäre, und dem Kranken nicht die Zwangs-Weste, um ihn oder Andere vor seinen Gewaltthätigkeiten zu schützen, angelegt werden müsste, von ihrer Anwendung kein Nutzen zu erwarten, ob man sie gleich auch zu diesem Behufe hat unbedingt empfehlen wollen. Ich würde diese Bemerkung, die längst schon gemacht ist, nicht wiederholen, wenn nicht wenigstens in gewissen Fällen der Gebrauch der Zwangs-Weste, zu jenem oder diesem Behufe eingeschränkt werden könnte.

Wo nämlich die Anfälle der Manie periodisch wiederkehren, könnte man gerade gegen die Zeit ihrer Wiederkehr den Kranken auch durch angreifende Arbeiten abkräften, dass dadurch die Ausbrüche der Manie, wenn auch nicht ganz unterdrückt, doch so weit gehemmt

---

sprechen, und seinen eignen Gang und seine eignen Mienen dabey beyzubehalten. Es ist darauf zu wetten, dass dieses über seine Kunst gehen wird. Wenigstens wollte dieses einem Meister in dieser Kunst, der selbst den Wortwechsel eines polternden Hitzkopfs mit einem schleichenden Schlaukopf, bey dem er zugegen gewesen war, bis zu dem Grade nachzumachen wusste, dass man jedesmal die Person, die er redend darstellte, zu hören und zu sehen glaubte, nicht gelingen.

würden, dafs immer der Verfuch gewagt werden könnte, ihn mit der Zwangs-Weſte zu verſchonen. Vielleicht könnte man dieſes um ſo ſicherer, wenn man den Kranken wiſſen lieſse, dafs man ihn, wofern er ſich irgend Ausſchweifungen zu Schulden kommen lieſse, nicht mit der Zwangs Weſte verſchonen könnte. Denn dem Raſenden iſt die Zwangs Weſte furchtbarer als alle Ketten und Banden, ob ſie ihn gleich nicht ſo ſehr empört; und nichts wirkt auf ihn mehr, und führt ihn leichter zu der Beherrſchung ſeiner ſelbſt zurück, als eine weiſe-erregte Furcht, die ihn die Kunſt lehrt, ſich ſelbſt zu zwingen; und dieſes iſt doch das Einzige, was die ganze Cur deſſelben bewerkſtelligen ſoll.

Wenn der Kranke aus dem vorher angegebenen Grunde nur unter der daſelbſt angegebenen Einſchränkung durch Laufen ſich ermüden ſoll; ſo können ihm Bewegungen zu Pferde noch weniger nützlich ſeyn. Es iſt allerdings wahr, dafs dieſe Bewegung einen herrlichen Nutzen hat, den ich ſelbſt an einem andern Orte gerühmt habe *), aber dieſen gewährt ſie nur dem wenigſtens mittelmäſsigen Reiter **), indem ſie ihn auf alle Weiſe durch Zerſtreuung erheitert, und

*) Unterſ. über die Krankheiten der Seele, 1 Th. S. 227 — 228.

**) Ebend. S. 330 — 331.

ihm einen heilſamen, belebenden Genuſs ſeiner Kräfte giebt. So heilſam dieſe Bewegung dem Hypochondriſten und dem Schwermüthigen, unter der angegebenen Vorausſetzung iſt, ſo wenig iſt ſie bey dem Kranken dieſer Art angebracht; ja ſie iſt ihm auf alle Fälle ſchädlich. Iſt er ein ſchlechter Reiter; ſo kann ihn die Bewegung zu Pferde zwar hinlänglich ermüden, allein was auf dieſer Seite gewonnen wird, geht durch den Aerger und Verdruſs, der mit dem ſchlechten Reiter zu Pferde ſitzt, wieder verlohren. Weiſs er mit dem Pferde umzugehen; ſo hat es mit der Abmüdung, worauf es doch abgeſehen iſt, nicht viel auf ſich, und was das ſchlimmſte iſt, er wird gern wild reiten, und eben daher der wild-lebhaften Gemüthsſtimmung, von der man ihn doch abhalten will, entgegen ſprengen *).

*) Schon die erſchütternde Bewegung des Reitens hat die Wirkung, daſs ſie zur Munterkeit und zu einer Lebhaftigkeit ſtimmt, die in Wildheit ausarten kann. Einige Erinnerungen aus meinen akademiſchen Jahren machen dieſes mir ſo anſchaulich, daſs ich ſie als hieher gehörige Erfahrungen mittheile. Ich machte nämlich mit mehrern meiner Freunde öfter Spatziergänge über Land, zuweilen auch einen Spatzierritt. Gingen wir, ſo kam das Geſpräch zuweilen auf gelehrte Gegenſtände; der junge Theologe redete mit ſeinen Theologen von Dictis probantibus, der Juriſt mit dem Juriſten von

Man wundert ſich vielleicht, daſs ich von dem Reiten, als einem Mittel, das man dem Maniacus rathen mögte, rede. Ich antworte mit

---

Servituten, Lehnen, und was es ſonſt ſeyn mogte. An Ort und Stelle kamen dieſe Discurſe noch mehr auf. Dieſes waren wenigſtens mitunter Gegenſtände der Unterhaltung, wenn wir gingen oder gegangen waren; und ganz natürlich, da ſie uns neu waren. Allein wenn wir geritten waren, erinnere ich mich nicht eines einzigen Falles, wo wir uns zu ſo ernſthaften Geſprächen verirrt hätten. Unſere Lebhaftigkeit lieſs ſie nicht aufkommen. Wie dieſe Lebhaftigkeit, wo ſie einmal aufgereizt war, wirkte, beſtätigt auch folgender Vorfall. Ich hatte mit mehrern Andern einen unſerer Freunde zu ſeiner erſten Predigt auf ein Dorf begleitet. Wir alle, und ſelbſt der junge Prediger waren zu Pferde, und hatten bey dem Pfarrer des Orts eine gütige Aufnahme gefunden. Der Abend war ſchon nahe, als wir uns auf den Rückweg machten. Einer von der Geſellſchaft hatte etwas vergeſſen, und muſste deshalb umkehren. Es war natürlich, daſs wir, bis wir unſern Freund wieder bey uns hatten, Schritt vor Schritt ritten. Es war ein ſchöner Herbſtabend, und die eben untergehende Sonne ſchien ſich mit ungewohnter Pracht allmählig unter den Horizont zu ſenken. Das ſchöne Naturſchauſpiel ergriff uns alle. Sachte! hier müſſen wir langſam reiten, ſagte einer und ſagten alle, wenn irgend ein Pferd eine lebhafte Bewegung machte. Jeder wollte das ſchöne Naturſchau-

einer Bemerkung, die ich ſchon vorher hätte machen ſollen.

Redet man von der Manie, Melancholie u. ſ. w. ſo denkt man ſich gemeiniglich dieſe Uebel in dem fürchterlichen Grade, wo alle Mittel vergebens ge-

---

ſpiel ganz genieſsen, und ſchien es vergeſſen zu haben, daſs wir noch unſern Freund erwarten muſsten. Allein in einem Nu wurde uns das herrliche Schauſpiel entrückt. Denn um unſere Gefälligkeit nicht zu miſsbrauchen, hatte unſer Freund ſein Pferd mehr, als es nöthig geweſen war, in Bewegung geſetzt, und hohlte uns bald im geſprengten Galopp ein. Sein Pferd ermunterte die unſrigen, und wir lieſsen es uns nicht ſonderlich angelegen ſeyn, ſie aufzuhalten. Alle die, die wenig Sekunden vorher in einem ſchönen Naturſchauſpiele verlohren waren, ſchienen jezt ein Wettrennen zu halten. Das ſchöne Schauſpiel zeigte ſich nur noch in ſeinen letzten Spuren, als die Müdigkeit unſerer ſchnaubenden Pferde uns zu dem bedächtigen Schritte nöthigte, in dem wir ſie vorher halten wollten. Wer hat nicht, wird man fragen, etwas dieſem ähnliches in ſeinem Jünglingsalter erfahren? — Deſto beſſer, antworte ich, um den Satz, den ich damit beweiſen wollte, auſser Zweifel zu ſetzen: daſs es nämlich da, wo in der Seele eine an Heftigkeit gränzende Lebhaftigkeit ſchlummert, nur des kleinſten Anſtoſses bedarf, ſie wieder zu wecken; daſs die lebhafteſten Bewegungen uns dann die willkommenſten ſind, weil ſie jene Stimmung unterhalten.

gen sie angewandt werden, oder wo sie sich wenigstens in der gräfslichen Gestalt zeigen, in welcher sie diesem nahe kommen, da man sie doch so allgemein betrachten sollte, dafs man den geringsten kaum merklichen Grad derselben eben so wenig als den höchsten aus der Acht liefse. In diesem Grade der Manie könnten Mittel zur Anwendung gebracht werden, an welche bey dem höchsten Grade der Krankheit auch nur zu denken eine Ungereimtheit seyn würde. Man nehme folgenden Fall, den Pinel *) erzählt.

Ein Mann, der als der einzige Sohn einer ihn verzärtelnden Mutter aufgewachsen war, war von Jugend auf gewöhnt, allen seinen Launen nachzugehen, und in allem seinen Willen zu haben. Wo man sich ihm entgegensetzte, wurde er bis zur Tollkühnheit gereizt. Machte ihm ein Thier, ein Hund, ein Schaaf oder Pferd Verdrufs; so tödtete er es auf der Stelle. Seine Heftigkeit konnte er selbst in Gesellschaften oder feyerlichern Versammlungen nicht mäfsigen. Denn auch da brach er bey der geringsten Veranlassung los, gab Schläge, bekam Schläge, und ging dann blutig zu Hause. Zur Zeit der Ruhe war er indefs sehr vernünftig. In reiferm Alter wo er eine Herrschaft (Seigneurie) besafs, zeigte er sich in der Regierung derselben vernünftig, übte dabey alle gesellschaftliche Pflichten aus, und zeichnete sich sogar durch Werke der Wohlthätigkeit gegen Unglückliche aus. Wunden, Prozesse und Geldstrafen, waren die unglücklichen Folgen seiner Heftigkeit, bis eine Handlung, die bald notorisch wurde, seinen

*) Ueber die Manie, S. 160. der deutschen Uebers.

tolien Gewaltthätigkeiten ein Ende machte. Er hatte nämlich eine Frau, mit welcher er in Wortwechſel gerathen war, und die gegen ihn Schmähreden ausgeſtoſsen hatte, in einen Brunnen geworfen, und wurde, nachdem mehrere Zeugen über ſeine Ausſchweifungen abgehört waren, auf den Ausſpruch des Richters auf Lebenszeit im Bicêtre eingeſperrt. Geſetzt, dieſer Mann hätte gegen ſeine zu groſse Reizbarkeit, oder wie er ſonſt ſeine Krankheit ſelbſt hätte nennen mögen, die Hülfe eines Arztes geſucht; hätte ihn dieſer nicht eben ſo ſehr vor Bewegungen zu Pferde, als dem Genuſs des Weins u. ſ. w. zu warnen Urſach gehabt? Und bedarf es wohl eines Beweiſes, daſs die Manie noch in einem ungleich geringern Grade vorhanden ſeyn kann, wo die Geſetze den Kranken gegen jede Einſperrung in ein Irrenhaus ſchützen würden, und wo er vielleicht durch übel angebrachte Bewegungen zu Pferde ſein Uebel vergröſsern könnte?

So nützlich es iſt, den Kranken, wenn es ſeyn kann, vor allen heftigen und haſtigen körperlichen Bewegungen zu bewahren, eben ſo nützlich iſt es auch, wenn man ſeinen oft heftig-reiſsenden Ideenſtrohm in einen gehaltenen Fluſs bringen kann. Denn ſo lange man dieſes erlangt, iſt von ſelbſt den Anfällen ſeiner Manie vorgebaut, da dieſe immer mit dem gewaltſamſten Ideenſtrohm verbunden ſind. Ich will ſtatt aller allgemeinen Erläuterungen mit einem beſondern Falle anfangen.

In ſeiner eignen Lebensbeſchreibung erzählt der Herr v. Schlözer, nachdem er bemerkt, daſs in einem groſsen Hauſe, worin er zu St. Pe-

tersburg gelebt, nach einer damaligen Mode, auch deutsche Domestiken gehalten wurden, folgendes: „Der eine von diesen Deutschen hatte das „Unglück — die Veranlassung dazu weiss ich „nicht — seinen Verstand zu verlieren. Man „musste ihn binden. Dieses thaten die Leute auf „eine wilde Art, und nun ging sein Wahnsinn in „Wuth über. Durch Zureden konnte ihn niemand „bändigen. Ich wurde daher oft zu dem armen „Landsmann gerufen. Hatte ich nun einige „Minuten mit ihm deutsch gesprochen; „so wurde er zwar nicht ganz vernünftig, aber „er tobte doch nicht mehr, und ich wagte es je„desmal auf meine Gefahr, ihn durch die Leute los„binden zu lassen. Nur kaum hatte ich mich wie„der entfernt, so fing er wieder zu wüthen an, „und wurde aufs neue grausam gefesselt.“

Es kommt hier zu meinem Zwecke nicht in Betrachtung, ob der Mensch an einer wahren oder nur an einer scheinbaren Manie litt; sondern nur, was der Heftigkeit desselben Einhalt that, und das war unter mehrern andern Umständen unstreitig der, dass er mit Herrn v. Schlözer sich unterreden konnte. Denn erst wenn Herr v. Schlözer einige Minuten mit ihm gesprochen hatte, wurde er vernünftiger. Russisch verstand der deutsche Domestik vielleicht zu wenig, um mit den Leuten, die ihn umgaben, sprechen zu können, und diese verständen ohnedies auch die Kunst der Unterredung wohl zu wenig, als dass von ihnen viel zur Besänftigung des Kranken zu hoffen gewesen wäre. Ein Hauptpunkt in dieser Kunst ist, Andern mehr zu reden, als

*) Schlözer's öffentl. und Privatleben, S. 122.

ihnen zu hören geben, nicht allein, um sich ihnen in den meisten Fällen gefällig zu machen, da die meisten Menschen lieber sich selbst als Andere hören, sondern auch, um wenigstens ihre heftigern Leidenschaften zu besänftigen. Es ist eine gemeine und leicht zu erklärende Bemerkung, dafs der Zorn eines Menschen, der auf dem Punkte steht, loszubrechen, sich sehr abkühlt, wenn man demselben nur Veranlassung giebt, dasjenige, worüber er sich entrüstet, recht deutlich und Umstand vor Umstand zu erzählen. Denn dieses nöthigt ihn, seine Gedanken zu ordnen. Das erfordert dann eine gewisse Weile, und er mufs den ungestühmen Strohm seiner Gedanken aufhalten, der mehr, als alles Andere, die heftigen Ausbrüche seines Zorns befördert. Ein anderer Grund, der zu seiner Besänftigung jezt auch mitwirken kann, dafs er nämlich jezt alles Einzelne, was seinen Zorn zu rechtfertigen scheint, hier genauer in das Auge nehmen mufs, kommt mir hierbey noch nicht in Betrachtung. Ich bleibe nur bey dem ersten stehen, weil dieser wirkt, der Gegenstand der Unterredung mag auch seyn, welcher er wolle. Und dieses zeigt sich in der vorliegenden Geschichte. Sobald Herr v. Schlözer seinen unglücklichen Landsmann wieder verlassen hatte, fing derselbe wieder zu toben an, dafs man ihn wieder binden mufste, ob er dieses gleich nicht zu besorgen gehabt hätte, wenn er sich ruhiger verhalten hätte.

Willis will die Beobachtung gemacht haben, dafs Ausländer, die er in der Cur gehabt, unter gleichen Umständen leichter hergestellt wurden, als Engländer. Der Verf., dem wir die Nachricht von des D. Willis Anstalt verdan-

ken, ſcheint den Grund hiervon darin zu finden, daſs dieſe noch mehr, ſo zu ſagen, iſolirt als jene Engländer waren, da ſie auch nicht einmal die Sprache derjenigen verſtanden, die ſie zunächſt umgaben *).

Es iſt nämlich ein von den engliſchen Aerzten, wenigſtens von Haslam, Perfect und Willis, wenn man dieſen zu den Aerzten zählen darf, angenommener Grundſatz, daſs man die Heilung des Wahnſinns und der Manie durch eine gänzliche Abſonderung des Kranken von den Perſonen, die er gewöhnlich um ſich hat, und beſonders denjenigen, die auf irgend eine Art von ihm abhängen, befördere. So richtig dieſer Grundſatz iſt, ſo würde man ihn doch zu weit ausdehnen, wenn man ihn von einer gänzlichen Iſolirung von aller Geſellſchaft verſtehen wollte. Die Gemeinſchaft mit Andern, kann nicht allein den Ideen des Kranken eine andre Richtung geben, oder dazu beytragen, ſondern kann auch, abgeſehen von der Richtung ſeiner Gedanken, dahin wirken, den Gang derſelben zu modificiren und dem Strohm derſelben einen gehaltnern Fluſs zu geben. Dieſes erhellet zu deutlich aus dem vorhin Geſagten, als daſs es noch eines weitläuftigern Beweiſes bedürfte.

J. C. Hoffbauer.

*) Pinel über die Manie, S. 373.

Verbeſſerung.

S. 285. in der letzten Zeile iſt ſtatt: Wahnſinnig zu leſen: Wahnwitzig.

I.

Marlow's Schwärmerey und Anfälle vom Wahnsinn, und Wiederherstellung,

meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen Beschreibung derselben *).

„Den 17ten Aug. d. J." (1782.) sagt Herr Barkhausen, „besahe ich in Gesellschaft des Justiz-„raths und Polizeydirektors Herrn Fredersdorf „zu Braunschweig das dasige Werk oder Arbeits-„haus, in welchem, ausser den zur Strafe ein-

*) Diese Beschreibung habe ich durch die gütige Mittheilung des Herrn Geheimenraths Barkhausen, durch dessen so menschenfreundliche als unermüdete Thätigkeit, der Unglückliche aus einem Irrenhause, dem man ihn zuletzt hatte übergeben müssen, nach seiner Wiederherstellung befreyet wurde.

„gesperrten, auch einige wahnsinnige Personen „verwahrt, und gegen mäfsige Kosten verpflegt „werden.“

„Als wir uns unten und im zweyten Stock„werk überall umgesehen hatten, wurde uns „oben ein grofses stark verriegeltes Zimmer ge„öffnet, welches zu einem Betsaale eingerichtet „war. An einem der mit eisernen Gittern ver„sehenen Fenster stand ein Mann im Schlafrock, „der uns mit Fleifs den Rücken zuzukehren schien. „Ich fragte meinen Begleiter, wer die Person sey, „und erhielt zur Antwort: Ein gewisser Kanz„leyrath Marlow aus H., welcher närrisch ge„worden ist, und von seinen hier im Lande be„findlichen Verwandten auf dem Werkhause un„terhalten wird. Da ich nun diesen Marlow vor „einigen Jahren in Westphalen, auch einige Jahre „vorher auf der Universität zu Helmstädt, wo „er die Stelle eines Hofmeisters bey einem gewis„sen Herrn von P. vertrat, gekannt hatte; so bat „ich meinen Freund, ihn anzureden. Er that „es folgendermaafsen:“

F. „Wie befinden Sie sich Herr Kanzleyrath?“

M. (drehte sich um und gab mit einiger anscheinenden Bitterkeit zur Antwort:) „Dem Körper „nach recht wohl, wenn ich nur meinen Ver„stand wieder hätte.“

F. „Ey nun, ich dächte, Sie wären ja jetzt „wiederhergestellt.“

M. „Wie soll ich das verstehen? Entweder „die Obrigkeit handelt ungerecht, die mich nun „schon seit sieben Jahren hier eingesperrt hielt, „oder ich muss den Gebrauch meines Verstandes „nicht haben.“

F. „Hier ist ein alter Bekannter, welcher „Sie besuchen will.“

M. (mich erst starr ansehend) „Mein Gott! „Herr Kriegsrath Barkhausen.“ (Er reichte mir „sogleich die Hand.)

Ich. „Ja. Wie kommen Sie hier her?“

M. „Das will ich Ihnen kurz sagen.“

Bisher habe ich Herrn Barkhausen's Worte nur mit wenigen Auslassungen mitgetheilt. In Marlow's jetzt folgender Erzählung werde ich mehreres auslassen, weil sie nicht durchaus wahr ist, obgleich der ehrliche Mann vielleicht kein Wort gelogen hat. Das Wesentlichste aus seiner Erzählung ist folgendes: „Er, Marlow, sey als „Advocat in H. mit dem dortigen Oberbürgermei„ster Müller und dem Bürgermeister Mayer bey „Gelegenheit eines Processes in allerley Streitig„keiten verwickelt worden. Dieses habe sein „Gemüth dergestalt angegriffen, dass sein Ver„stand dadurch geschwächt worden. Seine Feinde, „unter welche er besonders seine noch lebende „Frau rechnen müsse, hätten sich diesen Um„stand zu Nutze gemacht und ihn eingesperrt.“ (Hier ist noch nicht die Rede von seinem jetzigen

Aufenthalte.) „Der Gebrauch heifser Bäder, und „vielleicht auch anderer verkehrter Mittel, die „ihm von einen gewiffen Dr. P. verordnet wären, „hätten ihn vollends närrifch gemacht. Befon„ders habe er fich in den Kopf gefetzt, dafs man „den unrechten Sonntag feyere. In feinem Ar„refte habe er Handarbeiten vornehmen müffen; „fey aber auch durch die härteften Schläge nicht „dahin zu bringen gewefen, an dem Tage, wel„chen er für den eigentlichen Sonntag gehalten „hätte, zu arbeiten."

„Nach einiger Zeit habe er fich aus feinem „Arrefte befreyet, das Bad in Meyenberg ge„braucht, und fey nun völlig wiederhergeftellt „worden. Seine Verwandten hätten indeffen Mit„tel gefunden, feiner wieder habhaft zu werden „und ihn auf dem Werkhaufe einzufperren. Am „härteften falle ihm der Gedanke, dafs er feine „Kinder, von welchen das älteffe zwölf Jahr „alt wäre, nicht felbft erziehen folle."

Man erwartet nach dem Bisherigen vielleicht, dafs die Krankheit des Mannes nicht viel auf fich gehabt habe, mifst auch wohl feinem Vorgeben Glauben bey, dafs er durch eine Mifshandlung von feinen Verwandten höchft ungerechter Weife an den Ort feines damaligen Aufenthalts gebracht fey; allein feine Krankheit gab nur zu fehr zu Sicherheitsmaafsregeln der Art Anlafs, wenn gleich diefe vielleicht fchon feit einiger Zeit hätten eingeftellt werden können und eingeftellt

werden ſollen. Denn mehrere Hausofficianten, welche neben dem Verwalter des Werkhauſes bey dem oben beſchriebenen Auftritt zugegen waren, gaben Marlow'n das Zeugniſs, während ſeiner Anweſenheit keine Spuren von Narrheit an ihm bemerkt zu haben. Hierzu kommt noch, daſs auch Herr Fredersdorf, dem derſelbe mehrere Gedichte und andere Aufſätze überſchickt haben wollte, dergleichen in denſelben nicht bemerkt hatte. Marlow war indeſſen vor ſeiner Aufbewahrung in dem Irrenhauſe anfänglich in einem hohen Grade hypochondriſch geweſen, dann in eine myſtiſche Schwärmerey verfallen, zu der ſich nur zu bald ein Wahnſinn, und wenigſtens ein Analogon von Manie geſellt hatte, bey welchem der unglückliche Mann ſich ohne Gefahr für ihn ſelbſt, die Seinigen und für die öffentliche Sicherheit, nicht ferner überlaſſen bleiben durfte.

Es ſey, daſs Marlow damals nicht ganz wiederhergeſtellt geweſen; ſo wurde ſeine Wiederherſtellung durch den Menſchenfreund, den die Vorſehung zu ſeiner Befreyung zu ihm geſandt hatte, vollendet und befeſtigt. Herrn Barkhauſen war die Noth des unglücklichen Mannes, der ſchon ſieben Jahr ſeiner Freyheit auf die demüthigendſte Art beraubt war, zu ſehr zu Herzen gegangen, als daſs er nicht ſeine Befreyung zu bewirken, ſich auf das angelegentlichſte vorgeſetzt hätte. Der Sache ſtanden faſt

unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegen. Obgleich alle Hausofficianten Marlow's Aufführung das Zeugniſs gaben, daſs ſie auch nicht eine Spur von Unvernunft verrathe; ſo wollte doch der Arzt, von dem man über ihn ein Gutachten verlangt hatte, ihn keineswegs für wiederhergeſtellt erklären. Seine Verwandten waren eben ſo wenig geneigt, ſeine Freylaſſung zu bewirken. Sie glaubten immer noch Rückfälle ſeiner Krankheit beſorgen, und wenn er alsdann ſeine Freyheit hätte, ſeine Rache befürchten zu müſſen. Marlow's vorhergehendes Betragen rechtfertigte oder entſchuldigte auch wenigſtens jene Beſorgniſſe. Herrn Barkhauſen's eben ſo erleuchteter als warmer Eifer für alles, was gut und recht iſt, übereilte ſich nicht. Denn indem er für die Befreyung des Mannes mehr als unthätige Wünſche hegte, ſuchte er ſich ſelbſt von ſeiner vorgefaſsten Meinung gründlich zu überzeugen, um alsdann, wenn er ſie hinlänglich beſtätigt fände, um ſo ſicherer für die Befreyung des Unglücklichen wirken zu können. Er hatte Marlow'n als einen Mann von gutem Verſtande und als einen guten Juriſten gekannt. Er forderte ihn daher auf, ſelbſt Vorſchläge darüber zu thun, wie ſeine Befreyung zu bewirken ſeyn mögte, und veranlaſste ihn, in dieſer Abſicht die Geſchichte ſeiner Verirrungen zu beſchreiben.

Dieſe Geſchichtserzählung wurde Herrn Barkhauſen durch einen von Marlow's Schwägern

der bey demſelben lange gewohnt hatte, und Zeuge ſeiner meiſten Verirrungen geweſen war, zugeſtellt. Bis auf wenige Umſtände, die von Marlow nicht richtig dargeſtellt waren, beſtätigte jener rechtſchaffene Mann die Erzählung deſſelben, und führte noch einige andere an, die Marlow'n entweder entfallen, oder klüglich von ihm abſichtlich übergangen waren.

Jene Vorſchläge und dieſe Geſchichtserzählung gaben Herrn Barkhauſen die gegründetſte Ueberzeugung, daſs der arme Mann, deſſen Schickſal ihn ſo ſehr gerührt hatte, von ſeiner vorigen Verirrung zurückgekommen ſey. Am Ende gelang es ihm auch, Marlow's Verwandten zu beſtimmen, ſeiner Entlaſſung keine Hinderniſſe entgegen zu ſetzen, und der Erfolg hat gezeigt, daſs ſie am wenigſten Urſach hätten, dawider zu ſeyn. Denn nachdem Marlow im Julius des folgenden Jahrs (1783) entlaſſen war, wurde er bald darauf als Juſtizcommiſſarius in M. angeſtellt, und war nach einem Jahre durch ſeinen Fleiſs und ſeine Treue in den ihm anvertrauten Geſchäften in die glückliche Lage zurück verſetzt, daſs er ſein hinlängliches Auskommen erwerben konnte.

Herrn Barkhauſen's beynahe ein Jahr durch mit Marlow'n geführte Correſpondenz und Marlow's Geſchichtserzählung ſeiner Geiſteszerrüttung, geben die lehrreichſten und, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, hinlänglich beglaubigte Data zu einer Krankheitsgeſchichte,

die ſchon durch ihren Gegenſtand intereſſant ſeyn müſste. Denn daſs ein Mann, der Jahr und Tag in Anfällen des wildeſten Wahnſinns verlebt, nach einem mehr als achtjährigen Aufenthalte in einem Irrenhauſe, ſich wenigſtens ein Jahr hindurch bey ſeinen Geſchäften, als ſeines Verſtandes mächtig zeigt, iſt gewiſs ein ſehr ſeltener Fall*). Zudem haben wir, wenn nicht jede ſummariſche Erzählung eines Falles, und wenn in ihr auch kein einziger falſcher Umſtand vorkommt, eine Krankheitsgeſchichte heiſsen ſoll, wie ſchon an einem andern Ort dieſer Blätter **) bemerkt iſt, der Krankengeſchichten dieſer Art zu wenig, als daſs ich nicht jene Data, wenigſtens als Materialien zu einer ſolchen Geſchichte mittheilen ſollte.

Um gewiſſe individuelle pſychologiſche Erſcheinungen auf eine einigermaaſsen befriedigende Art erklären zu können, müſsten wir den Menſchen, der ſie uns darbietet, in alle ſeine Verhältniſſe begleiten, und in allen ſeinen Schickſalen verfolgen können. Je ſeltener wir hierzu Gelegenheit haben, um ſo mehr müſſen wir die wenigen Fälle, wo uns dieſes einigermaaſsen möglich iſt, benutzen. Aus dieſem Grunde werde ich zum Behuf mehrerer Bemerkungen, zu wel-

*) So weit gehen die Akten. Da ich nur an dieſe mich halten kann; ſo weiſs ich Marlow's fernere Schickſale nicht.

**) 1. St. S. 154—155.

chen ich mich veranlafst fehen könnte, felbft vieles nicht übergehen, was Marlow in feinem mehr erwähnten Auffatze zur Unzeit fagte. Man wundere fich alfo nicht, wenn der Anfang der folgenden Erzählung einer Biographie ähnlicher als einer Krankengefchichte fcheinen follte. Dem Pfychologen wird die Verkettung aller Verirrungen des unglücklichen Mannes kaum entgehen können. Eine erfolgt aus der andern unter den erzählten Umftänden fo natürlich, dafs in einem Drama die einzelnen Begebenheiten nicht mehr motivirt feyn können. Aber der Zufammenhang, in welchem wir hier jene Verirrungen fehen, würde vor unfern Augen verfchwinden, wenn ihnen jene Umftände entzogen würden. Wo ich konnte, habe ich den Mann felbft redend eingeführt. Denn oft lernen wir ihn mehr daraus kennen, wie er etwas fagt, als aus demjenigen, was er fagt.

Marlow wurde in den Jahren zwifchen 1730 — 1740, wahrfcheinlich zu Minden gebohren, und lebte eben fo wahrfcheinlich in feiner Jugend in fehr eingefchränkten Vermögensumftänden. Er fagt nämlich in einem feiner Briefe, dafs er von Minden aus die Schule zu Bielefeld mit 15 Grofchen bezogen, und fünf Jahr nachher von da zur Univerfität nach Helmftädt mit nicht mehr als 24 Thaler abgegangen fey, ohne zu wiffen, wohsr er fonft einen Hel-

ler nehmen solle. Die Schule zu Bielefeld stand damals in der dortigen Gegend in grofsem Rufe, und wurde vielleicht um so fleifsiger von Auswärtigen besucht, weil die Aermern von den Einwohnern der Stadt leicht durch Freytische unterstützt würden, auch durch Unterricht, den sie in Häusern gaben, vielfältig etwas verdienten. Ihren Ruf verdankte sie ihrem damaligen Rector, dem M. Hoffmann, der nicht allein ein thätiger Schulmann war, sondern auch für einen Gelehrten und schönen Geist galt. In Helmstädt auf der Universität konnte Marlow, seiner eingeschränkten Vermögensumstände ungeachtet, fünftehalb Jahre bleiben, und wahrscheinlich weil er dort, wie schon vorhin bemerkt ist, zu einer Hofmeister-Stelle kam. Marlow nutzte seinen Aufenthalt auf der Universität nicht allein dazu, sich in der Jurisprudenz, als seinem Hauptstudium, fest zu setzen, sondern suchte sich auch in andern Fächern, wie in der Mathematik, Physik, Geschichte u. s. w. mehr Kenntnisse zu erwerben, als gewöhnlich diejenigen thun, die nur des Brodts wegen studiren. Hierzu trieb ihn eine von Schulen mitgebrachte Liebe zu Kenntnissen, und noch mehr wohl seine Eitelkeit, bey der er sich überall geltend und bemerkt machen wollte. Ganz ohne Erfolg war auch wohl sein Fleifs nicht. Wenigstens war er schon in seinen Universitätsjahren zu Helmstädt Mitglied der dortigen deutschen Gesellschaft, und wurde von dem

damaligen geheimen Juſtizrath Häberlin zum Lehrer ſeiner beiden älteſten Söhne, welche er drey Jahr unterrichtete, angenommen.

Nach zurückgelegten Univerſitätsjahren war Marlow als Advocat in Herford aufgetreten. Mehrere glücklich geführte Proceſſe und eine glückliche Defenſion für einen Lieutenant v. H., der den Unterthanen eines Königlichen Amts einige vierzig Pferde, unter dem Namen von Ordonanzpferden, weggeritten haben ſollte, machten Marlow'n auf die vortheilhafteſte Art einem ſeiner ältern Collegen, dem ſchon oben erwähnten Bürgermeiſter Mayer, der auſſer ſeinem Amte, auch als Advocat Proceſſe führte, bekannt. Dieſer beſtimmte Marlow'n, zu ihm in das Haus zu ziehen, um, wie Marlow ſagt, ihn als Mitarbeiter, beſonders in zwey wichtigen Proceſſen zu nutzen. Wenigſtens ſagt dieſes Marlow, der ſich auch rühmt, in dem einen derſelben alles bis auf die Klagſchrift, wiewohl unter des Bürgermeiſters Mayer Namen, ausgearbeitet zu haben. Dieſer Proceſs betraf Liefrungsverhältniſſe aus dem ſiebenjährigen Kriege, und war eben ſo verwickelt, als ſein Gegenſtand bedeutend, da der Gegenſtand der Klage und der Widerklage die Summe von dreymal hundert tauſend Reichsthalern, wiewohl in verſchiedenen Münzſorten, überſchritt. Marlow nahm ſich dieſer Sache, ſowohl ihres Gegenſtandes wegen, als auch aus Eitelkeit ſehr an, da er einen Clienten

hatte, vor dem er recht mit seiner Geschicklichkeit leuchten konnte. Dieser lebte jetzt zwar auf dem Lande als ein Krämer, oder, wie es in der dortigen Gegend heifst, Commerciant, war aber vorher bey einem Amtmann als Schreiber gewesen, und hatte sich bey den Rechtssachen, die ihn als Schreiber beschäftigt hatten, oder unter seinen Augen verhandelt waren, dieses und jenes abgesehen, was der Erfindsamkeit eines Advocaten vielleicht nicht zur Unehre gereichen könnte. Wenigstens giebt ihm Marlow ein Zeugnifs, das dieses erwarten läfst. Denn: „Ich „mufs gestehen, sagt er, ich fand einen capablen „Clienten zur Instruction seines famösen und in„trikaten Streithandels an ihm.“ Marlow hatte an sich schon die Neigung, alles, was er zu thun hatte, mehr als recht, es gut zu machen, und bey seiner Eitelkeit wollte er auch in den Augen dieses seines Clienten alle Ehre einlegen, und um so mehr, da derselbe ihm diese und noch mehr andere Sachen, unter welchen einige sehr wichtig waren, jetzt allein übertragen hatte. Der Bürgermeister Mayer, der, wie gesagt, auch Advocat war, und jene Sache wenigstens zuerst geführt, und hernach, bis sie Marlow'n ganz zugeschoben war, dem Namen nach alles in ihr gethan hatte, war, nach Marlow's Meinung und Versicherung, hiermit auch um so mehr zufrieden, da ihm der Client auf den Fall eines glücklichen Ausganges seiner Sache einige hundert

Reichsthaler zugesichert hatte. Marlow'n war ein solches Versprechen nicht gethan. Er arbeitete indefs, wie er sagt, Schriften von mehr als dreyfsig Bogen für die ordentliche Taxe aus, und liefs sich die Sache so angelegen seyn, dafs es ihm gelang, seinem Clienten gegen die Gegenparthey, die Gebrüder Blum, funfzig tausend Thaler liquide zu stellen, und diese, um seinen triumphirenden Ausdruck zu gebrauchen, auf die Executions-Bank zu strecken.

Der glückliche Ausgang, den diese Sache genommen hatte, machte Marlow'n zwar vergnügt; indessen hatte sie sehr dazu beygetragen, seine Gesundheit zu zerrütten, weil er, wie er sagt, in mehreren nachfolgenden Jahren, wo dieser verwickelte Handel ihn, nebst mehreren andern schweren Sachen, beschäftigte, sich stark genug geglaubt hatte, nach einer früh am Morgen gebrauchten Brunnenkur später am Tage mit aller möglichen Anstrengung zu arbeiten. Hierzu kamen bald andere Unfälle. Denn wie die Hauptarbeit in jener Sache gethan war, verlor Marlow Schlag auf Schlag erst seinen einzigen Bruder, dann seinen achtzigjährigen Vater, den er zur Verpflegung zu sich genommen hatte, und hierauf noch eine Tochter durch den Tod. Er empfand sich hierauf von einem Magenkrampfe beschwert, fühlte im Unterleibe ein heftiges Pressen, Drängen und ein Würgen, das bis zur Brust aufstiefs und ihn zu einem Erbrechen

brachte, wobey ihm der Angſtſchweiſs ausbrach. Gegen Mittag trat das Uebel gewöhnlich ein. Er brauchte dagegen ein Glas alten Franzwein, als dabey aber ſchlecht. Da dieſes Uebel drey Monat ununterbrochen anhielt, fühlte er eine Abnahme ſeiner körperlichen und Geiſtes Kräfte, unterliefs aber dennoch nicht nach wie vor, wie er ſagt, ſcharf zu arbeiten. Jetzt war ſeine vorige Lebhaftigkeit ganz verloren, und an die Stelle derſelben war, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, eine Triſteſſe getreten. Dieſe führte mit ſeinem Charakter, in dem etwas zu viel Selbſtgefühl und eine Eitelkeit, die überall glänzen will, ein Hauptzug war, ſeine Verirrungen herbey, an deren Anfang wir jetzt erſt gekommen ſind *).

Es hatte um die Zeit, wo das bisher Erzählte vorgefallen, in Herford und in der umliegenden Gegend ein gewiſſer Myſticismus, oder, wie Marlow ihn nennt, Pietismus allmählig Eingang, und zuletzt einen immer wachſenden Anhang gefunden. Unter den Anhängern deſſelben befand ſich auch der Bürgermeiſter Mayer, den Marlow bis jetzt immer für ſei-

*) Auſser den bisher erwähnten Urſachen, hatten auch andere, als die von Marlow angeführten Fehler in der Diät Antheil an ſeiner Krankheit. Er arbeitete und las, wie ſein oben erwähnter Schwager ſagt, ſpät in die Nacht hinein, ſtand ſehr ſpät auf, liebte den Wein, und genoſs ihn nicht ſelten im Uebermaaſse.

nen Freund gehalten, und mit ihm in genauerm Umgange geſtanden hatte. Dieſer ſahe des Kranken Traurigkeit, und glaubte darin eine Anzeige zu finden, daſs derſelbe ſich zu ſeiner Parthey neige. Er fing alſo an, denſelben mit pietiſtiſchen Geſprächen zu unterhalten. Marlo lieſs ſich in dieſe, um ſeinem Freunde nicht mifsfällig zu werden, ein, ob er gleich an den Religionsmeinungen deſſelben, und beſonders daran, daſs demſelben der Hollaz und das Spruchkäſtlein, über das, wie er ſagt, über alles ſo heilige und troſtreiche Wort Gottes ging, ein groſses Aergernifs fand. Allein ſo ſehr er auch in ſeinem Herzen dagegen eiferte, ſo glaubte er doch dem chriſtlichen Beſtreben ſeines Freundes Gerechtigkeit wiederfahren laſſen zu müſſen. Um ſeinen Freund nicht zu beleidigen nahm er, auf deſſen Zureden den Hollaz mit ſich zu Hauſe. Hier las er indeſſen einige Seiten in demſelben, fand aber, wie er ſagt, darin einen Irrgeiſt. Allein, wie ſein nunmehriger körperlicher Zuſtand, oder die Religionsgeſpräche auf ihn gewirkt haben müſſen, beweiſet ein Vorfall, der ſich bald nachher zutrug. Eine ſeiner Verwandten, die zufälliger Weiſe bey ihm jenes Buch fand, gerieth darüber in Schrecken, und ſtellte ihn darüber mit den Worten: „Sie ſind doch wohl kein Pietiſt?“ zur Rede. „Dieſes, ſagt er, erſchütterte „meine ganze Seele, und weil ich weit von der „Sektirerey entfernt war, faſste ich ſie bey der

„Hand und fragte, ob es wohl nicht Zeit sey „ein Christ zu werden, besonders, da sie mich „in der Ab-, und nicht in der Zunahme der Welt „sähe.“ Ob Marlow gleich, wie er sich ausdrückt, sich mit der Sekte nicht abgab, so wurde er doch durch den genauen Umgang mit dem Bürgermeister Mayer allmählig am Gemüthe so krank wie er es am Leibe war. Hierüber kann man sich nicht wundern. Denn obgleich Marlow von den Religionsmeinungen desselben wenig erbauet war, so war er doch, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, gegen Religion keineswegs gleichgültig. Sein Religionssystem ging nur mehr von dem Buchstaben der Bibel aus, von welcher die Parthey, an der er ein Aergernifs nahm, sich vielleicht zu willkührlich, nach der Eingebung dunkler Gefühle, entfernte. Zu Gefühlen dieser Art war er durch seine körperliche Schwäche, mehrere Unfälle, die, wenn sie uns treffen, dem Trübsinn gegen alle Gründe der kalt überlegenden Vernunft Eingang verschaffen, zu sehr gestimmt, als dafs sie ihn nicht hätten ergreifen, und sich seiner bemächtigen sollen. Stimmten seine Ueberzeugungen gleich mit den Ueberzeugungen der Parthey nicht zusammen, so setzte ihn das vielleicht doch in ein um so empfindlicheres Gedränge, da in denselben noch manche Lücke und manche Dunkelheit seyn mogte, die ihn nicht anders als beunruhigen konnte. In

ihr

ihr Chriſtenthum ſtimmte er nicht ein, und wollte ſich alſo ſein eignes machen. Seine Ueberzeugungen gewiſſenhaft zu prüfen, hatte er nicht Zeit, und war auch zu einer kalten ruhigen Prüfung nicht geſtimmt. Er fing alſo den Bau von oben an, und vergaſs für den Grund, auf dem er zu ſeiner Beruhigung feſt ſtehen ſollte, zu ſorgen.

Zum Glück wurde er indeſs in ſeiner Arbeit geſtört, und wäre dadurch vielleicht vor ſeinen nachfolgenden Verirrungen, wovon das bisher Geſagte nur ein kleiner Anfang war, bewahrt worden, wenn nicht ein unglückliches Zuſammentreffen mehrerer Umſtände ihn in den Strudel fortgezogen hätte.

Denn er ſelbſt fühlte, daſs er mit Ernſt an die Wiederherſtellung der Geſundheit ſeines Körpers und ſeiner Seelenkräfte zu denken hätte, und begleitete aus dieſem Grunde ſeine vorhin erwähnte Schwägerinn, die ſich bis jetzt bey ihm aufgehalten hatte, nach Celle in ihre Heimath; beſuchte alsdann ſeinen nicht in H. wohnenden Schwiegervater, und brauchte daſelbſt, fern von allen Geſchäften, ſeine gewöhnliche alljährliche Pyrmonter Brunnenkur. Nach vier Wochen kam er auch zu jedermanns Verwunderung beynahe ganz wiederhergeſtellt zurück. Er war von ſeinen Beſchwerden, die er in dem Magen und in der Bruſt empfunden hatte, faſt ganz befreyet. Hierzu kam

noch, dafs ſeine Erheiterung dadurch einen Zuwachs erhielt, dafs er, wie er ſagt, um dieſe Zeit zu ſeiner Ehrenſtelle eines Kanzleyraths gelangte. Da er hierdurch in neue, ſeiner Geſundheit an Leib und Seele keineswegs zuträgliche Verhältniſſe kam; ſo mufs ich über dieſen Punkt einiges ſagen.

In Herford, wo Marlow bis dahin als Advocat und Königl. Preufsiſcher Hoffiskal gelebt hatte, befand ſich eine reichs-unmittelbare Abtey, deren Gebiet aus einem Theile der Stadt und einem Dorf unfern derſelben beſtand. In den Dienſt derſelben als Kanzleyrath trat Marlow, behielt aber ſeine bisherige Advocatur bey, weil, wie er ſich ausdrückt, der Kanzleyrath bey dem Advocaten zu Tiſche gehen mufste. Seine Stelle als Königl. Hoffiskal, die mit ſeiner neuen Ehrenſtelle, wie er ſie ſelbſt nennt, nicht vereinbar war, legte er indefs ihr zu gefallen nieder. Schon hieraus iſt zu erwarten, dafs er jenes Amt mehr aus Ehrgeitz und Eitelkeit, von der in der Folge noch mehrere Beweiſe vorkommen werden, als aus reellern Gründen angenommen hatte. Er war indefs durch ſein neues Amt in mehrere verwickelte Geſchäfte gekommen, die auf ihn gleichſam gewartet hatten. Noch vor der Einführung in daſſelbe mufste er in Sachen der Abtey eine Schrift an das Reichs-Kammergericht; die dreyſsig Bogen einnahm, anfertigen, und hatte bald mehrere andere Geſchäfte, wel-

che ihn mit andern gleichfalls bey der Abtey angeſtellten Beamten in ein Miſsverhältniſs brachten. Schon jene unzeitige Anſtrengung ſeiner ſich kaum erholenden Kräfte der Seele und des Körpers, hätte ſeine allmählig beginnende Geneſung bald wieder hintertreiben müſſen, wenn auch nicht die oben erwähnten Miſsverhältniſſe und ſeine Eitelkeit zuſammengekommen wären, ſeinen Wahnſinn herbeyzuführen. Denn ſo erfahren und geübt er auch in Rechtshändeln aller Art ſeyn mogte, ſo wenig ſchien er durch ſeine genoſſene Erziehung die Bildung erhalten zu haben, ohne welche niemand in der feinern Geſellſchaft ſein Glück machen kann. Die Gewandheit der Sitten, die hierzu das erſte Erforderniſs iſt, ſchien ihm ganz zu fehlen; gleichwohl ſchien er auch durch die Sitten des Hofmanns an dem kleinen Hofe, an dem er ſeines Amts wegen Zutritt hatte, und zu Zeiten zur Tafel der Fürſtinn Aebtiſſinn gezogen wurde, wie überall, glänzen zu wollen, ob gleich ſeine Hofſitten nicht über eine ſteife und linkiſche Beobachtung des Cerimoniels hinausgehen mogten. Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daſs er bald auffiel, auf eine mehr oder minder feine Art aufgezogen und der Beluſtigung der Geſellſchaft Preis gegeben wurde. Die Perſiflage, wenn man darunter den Spott verſteht, dem jemand, ihm ſelbſt unbemerkt in ſeiner Gegenwart, Preis gegeben wird,

kann ſich, wenn ſie fortdaurend gegen eine und eben dieſelbe Perſon gerichtet wird, ſelten in den Gränzen halten, über welche hinaus ſie ihren Charakter verliert. So mogte es auch hier gehen. Man zog hie und da den Mann auf, ſo daſs es ihm gar nicht entgehen konnte, daſs man ihn zum Beſten habe. Alsdann erlaubte ihm ſein Ehrgeitz und ſeine Eitelkeit nicht die Antwort ſchuldig zu bleiben, die, ſo ſehr ſie auch auf ſeine Unkoſten jeden Dritten beluſtigen mogte, doch ſeinen Gegner nicht erbauen konnte, beſonders wenn ſie bey dieſem eine Blöſse aufdeckte. Der Mann wurde lächerlich in einer, und zugleich gefürchtet in der andern Rückſicht *). So kam es dahin, daſs niemand, der

*) Statt mehrerer andern Vorfälle, die in den Verlauf der Geſchichte verflochten ſind, und an ihrem Ort vorkommen werden, will ich nur einen anführen. Um die Zeit, als Marlow Kanzleyrath geworden, war auch der Dr. P., als Leibarzt, bey der Aebtiſſinn angeſtellt. Mit dieſem Manne ſpeiſete er einmal bey der Fürſtinn am Hofe, als folgendes vorfiel, das Marlow ſelbſt erzählen mag: „Ihro Königl. Hoheit frag„ten mich über Tafel, ob ich auch Vieh halte. „Ich antwortete: eine Kuh und eine Ziege. „Jener Raiſonneur vom Kerl war darauf ſo frech, „mir ins Geſicht zu ſagen: Ey, wer redet bey „Tafel wohl von Kühen und Ziegen? Ich ver„ſetzte darauf: Herr Dr., Ihro Königl. Hoheit „haben es befohlen. Uebrigens ſagen Sie mir, „hat nicht Gott der Herr in den Kaſten Noah

ſich ſonſt verſucht gefühlt hätte, ſeinen Witz an ihm ſpielen zu laſſen, ſich an ihn wagte, und deshalb ſeine Geſellſchaft mied, die von andern, die nicht etwa in Rechtsſachen ſeinen Rath ſuchten, auch nicht aufgeſucht wurde. Denn ſelbſt wie er ſchon in den entſchiedenſten Wahnſinn gefallen war und bey aller Welt für verrückt galt, war, nach dem Zeugniſſe eines ſeiner Verwandten, in ſeinen juriſtiſchen Arbeiten nicht die geringſte Spur von Verſtandesverwirrung zu ſehen, obgleich ſein Wahnſinn von dem auffallendſten Wahnwitze begleitet wurde.

Dieſer ſein Wahnſinn wurde indeſs nicht ſo ſehr durch ſeine eben erwähnten Verhältniſſe, in die er durch ſeine Stelle an dem abteylichen Hofe, als durch ſeine ſchon oben erwähnte religiöſe Verirrung herbeygeführt, von der er unter andern Umſtänden vielleicht zurückgekommen wäre.

Es hatte nämlich der obenerwähnte Myſticismus in H. und der umliegenden Gegend immer mehr Anhang gefunden. Was anfangs blofs Verirrung einiger guten Seelen geweſen war, war bald eine allgemeine um ſich greifende Schwärmerey, an deren Verirrungen Eitelkeit und Stolz, von welchen der Fanatismus immer

---

„Ochſen und Eſel und von allem Vieh eine Art „gehen heiſsen?“ — Was man ſich gegen den Mann hie und da erlaubte, und ſein Benehmen dabey, ſieht man hieraus.

am meiſten belebt wird, bey der groſsen Menge den vornehmſten Antheil hatten, zu welchen bey vielen auch Bewegungsgründe eines im beſondern Sinne ſogenannten Eigennutzes kommen mogten. Denn der fromme Schuſter und Schneider arbeiteten für den frommen Kaufmann. Der Handwerker, der ſeine bekehrten Kunden nicht verlieren wollte, muſste ſich gleichfalls bekehren; die unbekehrten nicht zu verlieren, war er ſicher, da dieſe, wenn ſie gleich in ihrem Unglauben über ihn lachen mogten, nur auf ſeine Arbeit und die Preiſe ſahen, die ſie dafür zu entrichten hatten. Allein auch dieſe, die nur durch Heucheley in ihre Verirrungen gezogen wurden, abgerechnet, war der Haufe groſs genug und die Verirrungen ſo vieler auffallend genug, ein allgemeines Aufſehen zu erregen. „Alles, ſagt Marlow in ſeinem Aufſatze, rannte „täglich in die Kirche und in Betwinkel, der „Bürger und der Bauer, groſse und kleine Seelen. Man ſahe lauter neugebackene Frommgeſichter; man hörte nichts als die Seufzerſprache, „und der Befehl des Herrn von ſechstägiger Arbeit war ganz hintangeſetzt. Eines Brauers Sohn „ging ſelbſt ſo weit, daſs er, anſtatt in ſein „Kämmerlein zu gehen und zu beten, auf öffentlicher Straſse auf ſeinen Knieen mit Bauern betete.“ In der Stadt ſelbſt ſtanden unter allen, die ſich mit dem Herzen oder nur mit dem Munde zu dieſer Parthey bekannten, zwey Pre-

diger in dem gröfsten Anfehen. Das gröfste Anfehen und die Verehrung eines Heiligen genofs der Prediger W. zu G., einem benachbarten etwa zwey Meilen von H. gelegenen Dorfe. Diefer Mann, der nicht zufrieden war, feiner Gemeine als Seelforger beyzuftehen, predigte aufser derfelben wöchentlich bald hie bald da. Kam er nach H., fagt Marlow, fo gingen und ritten fie ihm eine halbe Meile Weges, wie einem neuen Meffias und Erlöfer, entgegen. Zu denen, die fich an diefe Religionsparthey anfchloffen, gehörte auch der Oberbürgermeifter Müller und Bürgermeifter Mayer, mit welchem letztern Marlow einen täglichen Umgang gehabt hatte. Beide machten, wie er fagt, manchen Verfuch, ihn zu bekehren; allein feine Gattinn hielt ihn aufrecht.

Wanken mufste er alfo fchon, und hierüber darf man fich nach dem, was fchon oben gefagt ift, um fo weniger wundern, da feine jetzige Lage keineswegs dazu geeignet war, ihm die Ruhe und Unbefangenheit des Gemüths zu geben, die das wirkfamfte Gegengift gegen alle Schwärmerey ift. Er mufste alfo endlich, wie er fagt, wider feinen Willen ein Pietift werden und heifsen. Die entfcheidende Veranlaffung dazu will ich mit feinen eignen Worten angeben, da diefe uns unfern Mann auf eine gewiffe Art kenntlich machen. „Der ehemalige Feldpredi„ger L. zu B. erhielt die damals vacante Pre-

„digerſtelle zu B., (einem zu der Abtey gehöri-
„gen Dorfe) und ich erhielt die Commiſſion, ihn
„im Namen ihrer Königl. Hoheit daſelbſt zu in-
„troduciren. Dieſer Actus war mir um ſo viel
„rührender, weil er von Bielefeld her mein ehe-
„maliger Schulfreund war. Meine wenige Ora-
„torie fügte ſich zu dieſer Rührung dergeſtalt,
„daſs ich ihn in predigermäſsigen Worten von
„dem Altar, wo er ſtand, zur Kanzel, von da
„zur Taufe (zum Taufſtein) und zum Beicht-
„ſtuhl führte. Wiewohl nur wenige Zuhörer in
„der Kirche waren; ſo hatten doch dieſe ausge-
„geſprengt, ſie mögten lieber mich als jenen L.,
„wenn es ſeyn könnte, zum Pfarrer haben. Denn
„ſie hatten mit Thränen meine Anrede gehört.“
Dieſes waren indeſſen nicht bloſs Thränen einer religiöſen Rührung, ſondern eines ſehr weltlichen Danks. — Denn: „Weil ich,“ ſetzt Marlow hinzu, „zu Anfange meiner Praxis einen Proceſs
„für ſie ausgewonnen hatte, ſo erhöheten ſie die
„Sache um ſo mehr.“ — Nunmehr glaubten die Myſtiker an Marlow einen neubekehrten Anhänger zu haben; ihre Gegner aber, um ſeinen Ausdruck beyzubehalten, machten ſich über ihn als einen neuen Apoſtel des Pietismus insgeheim luſtig. Vielleicht würde er auch, da er die Ausſicht hatte, unter ihnen die Rolle eines Apoſtels zu ſpielen, zu ihnen ſofort übergegangen ſeyn, wenn nicht ein Vorfall, der ſeine väterliche Zärtlichkeit gegen eine verſtorbene drey-

jährige Tochter, empfindlich gekränkt hatte, ihn gegen die Lehre jener Parthey eingenommen hätte, und auf der andern Seite nicht auch seine Eitelkeit in ein unangenehmes Gedränge gekommen wäre. Wie jenes Kind nämlich kurz nach der oben erwähnten Introductionsrede gestorben war, hatte Marlow es kurz nach seinem Hinscheiden in die Arme genommen, und es dabey einen Engel Gottes im Himmel genannt. Dieses erzählte die Wärterinn des Kindes einem Grobschmidt, der auch zu jener Parthey übergegangen war. Der Schmidt fand jene Seeligpreisung zu voreilig, weil es so geschwind nicht mit der Bekehrung gehe, und das Kind noch nicht wiedergebohren sey. Die Magd erzählt dieses ihrer Frau, von der Frau erfährt es der Mann, der dadurch in den heftigsten Eifer gegen den Unverstand des Schmidts versetzt wird, jenen Schmidt einen irreligiösen Kerl nennt, den er bey dem ersten Male, wo er sein Haus betreten würde, aus demselben prügeln wolle. Dieser Zorn bewies indess schon zu deutlich, welche Anlage zum Schwärmer in dem ehrlichen Marlow sich entwickelt hatte, wenn es anders mit der Bemerkung seine Richtigkeit hat, dass der Schwärmer gegen niemanden heftiger ist als gegen den andern Schwärmer, dessen Schwärmerey mit der seinigen im Widerspruche ist. Er sagt selbst, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, dass dieser Vorfall ihm wider die Pietisterey die Waffen in die Hand gegeben

habe. Indefs würde er felbft wohl bald eingefehen haben, dafs der Unverftand jenes Mannes nicht der ganzen Parthey, für deren Anhänger derfelbe galt, zur Laft gelegt werden könne, und fich daher entfchiedener zu ihr gefellt haben, wenn er nicht eben fo viel am Hofe als unter jenen Heiligen hätte gelten wollen. Der Fürftinn konnte niemand den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Religion machen; ihre Religiofität war vielmehr von anderer Art, und von allem Myfticismus ganz entfernt. Wie die Fürftinn dachte, wollte auch der Hof denken oder wenigftens zu denken fcheinen. Hier war des guten Mannes Eitelkeit in der Klemme, und kurz nach dem vorhin erzählten Vorfalle, fahe er hiervon einen Beweis.

Es hatte fich nämlich um diefe Zeit ein Vorfall ereignet, der in der ganzen Gegend Aufsehen machen mufste. Der vorhin fchon genannte Prediger W. zu G., der nicht allein an feinem Orte, fondern weit und breit unter allen, die feines Glaubens waren, in dem allergröfsten Anfehen ftand, hatte in L., einer einige Meilen von H. belegenen Stadt, einen Befuch bey denjenigen gemacht, die feiner Lehre anhingen. Diefes hatte einen Aufftand veranlafst, bey dem der Mann gröblich infultirt, und felbft genöthigt war, die Stadt zu verlaffen. Diefe Sache kam bey der fürftlichen Tafel, zu der Marlow gerade gezogen war, zur Sprache, und

er wurde um seine Meinung gefragt, und wohl aus keinem andern Grunde, als zu sehen, woran man mit ihm wäre. Seine Antwort fand auch im Ganzen den Beyfall der Fürstinn. „Der „Mann, sagte ich frey — sind seine Worte — „handelt wider sein Gewissen, dafs er seinen eigenen Schaafen die Weide entzieht, und seine „heilige Andächteley in fremde Länder hineindrängen will, wie er dieses nicht nur in allen „hier herumliegenden Gegenden, sondern auch „in Holland gethan hat. Indefs, däucht mir, „sind die L—r. auch darin ein bischen zu weit gegangen, dafs sie seine geistliche Würde anderer „rechtschaffenen Lehrer wegen, und zur Vermeidung des öffentlichen Aergerniffes nicht in „Erwägung gezogen haben." *) „Wie man mich

*) Hiergegen liefse sich doch noch zweyerley sagen. Erstens, wenn der Prediger gleich darin Unrecht thun mogte, dafs er aus übergrofsem Eifer Gutes zu stiften, wo es seines Amtes nicht war, sich verleiten liefs, sein Amt zu vernachläfsigen; so handelte er deshalb noch nicht wider sein Gewissen. That er gleich vielleicht etwas, was mit der bürgerlichen Ordnung nicht vereinbar ist; so rechtfertigt dieses doch die Burger zu L. wegen ihres Aufstandes nicht. Dieses würde höchst überflüfsig zu bemerken seyn, wenn wir in Marlow's Urtheile nicht einen Widerwillen gegen jenen Mann sähen, dem ein Hang zur Schwärmerey zum Grunde liegt. Denn der Schwärmer, der selbst glaubt,

„so reden hörte, setzt er hinzu, schien ich bey „den Höflingen wieder Gunst und Beyfall zu er„halten, wie sie aber wahrnahmen, dass Ihro „Königl. Hoheit mir mit einer gracieusen Miene „Beyfall gaben, so entzündete sich dagegen ein „heimliches Feuer des Neides *). Von Seiten „der Quäker aber, die, weil sie mit lauter Be„geisterung zu thun haben, und mir seit jener „Introductionsrede schon einen Prediger- und Bet„geist zugeschrieben hatten, entzündete sich ein „frommes Gallenfeuer wider mich.“

In dem Gedränge, in welchem sich Marlow's Eitelkeit fand, nahm er einen eignen Ausweg, der ihn aber noch weiter in seine Verirrungen zog. Er vermied, wie er sagt, die Bahn der Pietisterey, hielt aber mit seiner Frau und einer Schwester, die er bey sich hatte, seine eignen christlichen Hausandachten, besonders am Sonntage, und weil dieses nun, wie er fortfährt, den Pietisten so wenig als den Nonpietisten, unbekannt blieb; so galt er bey dem Einen für dieses und bey dem Andern für jenes. Der Bürgermeister Mayer, der dem Mysticis-

---

glänzen zu können, ist gegen das Ansehen anderer, die ihn ausstechen können, immer neidisch.

*) Wie sehr hier die Eigenliebe des Mannes ihn täuscht und auch sichtbar hervorguckt, bedarf kaum einer Bemerkung.

mus anhing, ſuchte unter dieſen Umſtänden Marlow'n für denſelben zu gewinnen, betete öfter auf den Knieen mit ihm, überreichte ihm dabey den Hollaz, ein quäkeriſches Buch, wie Marlow es nennt, welches voll neuer beſonderer Lehren iſt, und ein künftiges Zion prophezeihet.

Marlow hatte ſchon längſt gegen den Bürgermeiſter einen Haſs und ein Miſstrauen gefaſst. Er glaubte für ihn wichtige Arbeiten gethan zu haben, und dafür nicht ſo, wie er es wenigſtens wegen ſeines Ehrgeitzes wünſchte, belohnt zu ſeyn, und um dieſe Zeit war demſelben auf einem benachbarten Königl. Amte ein Iuſtitiariat übertragen, auf welches Marlow ſich Rechnung gemacht hatte, und wovon er glaubte, daſs es ihm durch unrechtmäſsige Mittel zu Gunſten, und auf Betrieb des Bürgermeiſters entzogen ſey. Marlow's heimlicher Haſs und ſein Widerwille gegen den Bürgermeiſter muſste hierdurch noch vermehrt werden. War das, was er dem Manne zur Laſt legte, vielleicht auch ungegründet*), ſo muſste ſein Haſs und heimlicher Widerwille gegen den Mann, doch nichts deſto weniger dazu wirken, ihn immer weiter in ſeine Verirrungen zu reiſsen. Denn

*) Nach dem Berichte von Marlow's Schwager, der ſich als einen durchaus rechtſchaffenen Mann zeigt, war jener Bürgermeiſter ein treuer wohlmeinender Freund von Marlow.

Marlow konnte und wollte sich dem genauern Umgange dieses Mannes nicht entziehen, er betete sogar mit demselben auf den Knieen, ohne, wie er selbst sagt, das mindeste bey jenen Gebeten zu empfinden. Indessen las er fleifsig in dem Hollaz und ähnlichen Büchern, wurde durch dieselben, wie er sich ausdrückt, bethört, und liefs sich nach und nach an die giftige Schleichpforte des Pietismus führen. Er wurde immer schwermüthiger, vermehrte seinen Umgang mit einem Prediger, der mit ihm beten mufste, fühlte aber dabey nicht das, was er oft, bey dessen Gebeten auf der Kanzel, empfunden hatte. Er hatte gehört, dafs der und der für die frommen Bürgermeister beteten und: „Nunmehr," sagt er, „verdüsterte sich meine Seele und angeflammt von „dem Gebetseifer fing ich nun auch an, für mich „auf meinen Knieen gegen die Wand meiner Stu„dierstube, und Gott weifs was, und für wen „zu beten; so viel weifs ich aber noch, dafs ich „unter dem Beten auf einmal vermeinte, ich sey „zum Engel geworden, habe eine Posaunenstimme „vom Himmel erhalten, mit welcher ich bald „Hosianna, bald Hallelujah schrie. Da bey die„sem Geschrey die Leute auf der Strafse still stan„den; eilt meine Frau zu mir herauf und fragte „ganz bestürzt, was ich anfinge. Die Leute, setzte „sie hinzu, redeten von mir, dafs ich rase. Ich „umarmte sie in heiligem Eifer und sagte: Lotte! „Lafs sie reden was sie wollen, du aber freue

„dich mit mir, denn ich habe mir eine Posaune „vom Himmel erbeten. Und, wo ist die? fragte „sie“ (eine sehr vernünftige Frage). „Hier sagte „ich, indem ich auf meine Brust wiefs. Nun, „antwortete sie, Gott sey mit mir und meinen „Kindern. Ich sehe, was ich von dem Pie„tisten-Wege befürchtet habe, und so verliefs sie „mich mit Thränen. Dieses wirkte so viel bey „mir, dafs ich einige Tage meine vermeinte Po„saune nicht wieder probirte.“

Hier sehen wir den Mann in einer Ueberspannung der Einbildungskraft, die an Wahnsinn gränzt, oder schon in Wahnsinn übergegangen zu seyn scheint. Ehe ich weiter gehe, glaube ich zweckmäfsiger Weise auf einige Punkte in der bisherigen Geschichte seiner Verirrungen aufmerksam machen zu müssen. Dem ehrlichen und ehrliebenden Manne ist nichts peinlicher, als wenn er, auch nur stillschweigend, seine Ueberzeugung verleugnen soll. In diesem Falle war Marlow, dessen Eitelkeit und Ehrgeitz nach dem Bisherigen wohl keinem Zweifel ausgesetzt seyn kann, und der dabey ein grundehrlicher Mann war, als er mit dem Bürgermeister Mayer, den er heimlich hafste, und gegen welchen er sonst ein Mifstrauen hatte, sich hatte gefallen lassen müssen zu beten, wenn auch solche Gebete nicht sonst gegen seine Ueberzeugung gewesen wären, nach welcher nur das stille im

Verborgenen zu Gott geschickte Gebet der Gottheit wohlgefällig seyn könne. Hieraus erklärt es sich vielleicht, warum diese Gebete ihn ganz ungerührt liefsen, und warum er auch in den Gebeten, die weiterhin der Prediger mit ihm anstellen mufste, nicht die Erbauung fand, die desselben Kanzelgebete ihm öfter gewährt hatten. Die Nahrung, die seiner Einbildungskraft um diese Zeit das neue Zion gab, mufste ihm um so willkommner seyn, da sie ihn in seiner Verstimmung zerstreute.

Um sich selbst um so höher achten zu können, verfiel er jetzt in einen ganz sonderbaren Ascetismus, wenn man so die Verirrung nennen soll, die in der Erfüllung selbst-erdachter Pflichten, weil sie Anstrengung oder Aufopferung erfordert, ein Verdienst der Heiligkeit setzt.

Denn Marlow, der den Wein liebte, ohne dem Trunke ergeben zu seyn, fafste, wie er selbst sagt, aus vermeinter Heiligkeit den Entschlufs, sich seiner gänzlich zu enthalten, so nöthig er ihm doch zur Stärkung bey seinen vielen Arbeiten gewesen wäre. Dieser Entschlufs war schon vor der oben beschriebenen Scene gefafst und bis dahin auch gehalten, aber kurz nach einem andern Auftritte, von dem jener nur ein kleines Vorspiel war, übertreten.

Einige Tage nämlich nach jenem Vorfalle hatte Marlow sich bereden lassen, mit dem

Bürger-

Bürgermeiſter Mayer nach E. zu fahren, wo derſelbe einen Gerichtstag als Iuſtitiarius abzuwarten hatte. Unterwegs äuſsert dieſer, daſs vieles im Geiſt wäre, welches dem Menſchen im Fleiſche noch verborgen ſey, daſs die Kinder des Geiſtes unverborgene Kräfte ſchmeckten und fühlten, welche die Kinder des Fleiſches aber nicht erkennen oder tragen könnten. Marlow begleitet ihn in E. auf das Gerichtshaus zum Gerichtstage, und was hier vorgefallen, will ich mit ſeinen eignen Worten erzählen: „Wie „wir auf dem Gerichtshauſe angekommen wa„ren, und er (der Bürgermeiſter Mayer) eine „halbe Stunde Gericht gehalten haben mogte, „hatte ich mich eben bey den Ofen geſtellt, „(denn es war ohngefähr im Monat Martio) als „ich zu meiner linken Hand einen alten Bauer „und einen Juden aus E. neben einander ſtehen „ſahe. Wie ich nun den Kopf davon voll hatte, „wie Kinder des Geiſtes und des Fleiſches be„ſchaffen wären; ſo verwirrte ſich meine Imagi„nation ſo ſtark, daſs ich an dem Haupte des „Bauern zwey Kuhhörner zu ſehen glaubte, ſo „wie man den böſen Feind in den alten Evange„lienbüchern bey der Verſuchungsgeſchichte Chriſti „gemahlet findet *). Da ich nun den Teufel in

*) Haslam (Beobachtungen über den Wahnſinn) S. 4.) führt von acht Wahnſinnigen, die den Teufel geſehen, etwas ähnliches an.

„einem Kinde des Fleiſches hier zu ſehen glaubte,
„gerieth ich in einen (wiewohl raſenden) Geiſt-
„Eifer, trat heftig mit dem Fuſs an die Erde
„wider den Bauern und ſchrie heftig: Drache
„willſt du herunter. Der nicht ohne Grund be-
„ſtürzte Bauer verlieſs kaum die Gerichtsſtube,
„als ich meine vermeintliche Poſaunenſtimme laut
„erhob, den Himmel für die Entdeckung des
„Drachens pries, und demnächſt alle Anweſende
„warnte, ſich bald zu bekehren, da der jüngſte
„Tag nahe vor der Thür ſey.“

Daſs durch einen Auftritt dieſer Art, der Gerichtstag geſtört ſey, und habe aufgehoben werden müſſen, kann man leicht denken. Der Bürgermeiſter führte nunmehr Marlow'n zu dem Prediger des Orts, bey welchem beide ſpeiſeten. Hier war, wie er ſagt, ſein ermatteter Geiſt wieder ruhig. Der Bürgermeiſter überredete ihn hier, ein Glas Wein zu trinken, und Marlow trank, ob er gleich dem Wein ſeit einigen Monaten entſagt hatte. Bald darauf langt zum Unglück ein Prediger aus H., noch während der Mahlzeit, an. Sein Anblick erregt bey Marlow'n den Gedanken, er habe Unrecht gethan, daſs er Wein getrunken, da er demſelben doch gänzlich entſagt habe. Er verfällt darüber in die ſinnloſeſte Furcht, daſs man ihn deshalb in Ketten und Banden legen werde *), und fühlte ſich wegen ſeines Ge-

*) Eine ähnliche Verirrung des Wahnwitzes, wo der Menſch ſich in ſeinem, gleichviel ob richti-

lübdebruchs ſo gedemüthigt, daſs er ſeinen vorigen Platz im Wagen nicht wie er einnehmen wollte, ſondern im Gefühl ſeiner Unwürdigkeit ſich ſeinen Platz hinter dem Wagenbock auf dem Futterſack nahm.

Noch war der Mann nicht eigentlich wahnſinnig, ſondern vielmehr in dem Zwiſchen Zuſtande zwiſchen Wahnſinn und Phantaſterey, wenn anders der Unterſchied zwiſchen Wahnſinn und Phantaſterey darin beſteht, daſs die Täuſchungen des erſten fortwährend, die Täuſchungen der letztern vorübergehend ſind. Denn kaum war er wieder zu Haus gekommen, als ihn der Gedanke quälte, was der Bauer, den er einen Drachen geſchimpft, von ihm denken, und noch mehr, was man bey Hofe, und was die Aebtiſſinn dazu ſagen werde. Allein war der Mann gleich noch nicht vollkommen wahnſinnig, ſo war doch ſchon der vollkommenſte Wahnwitz bey ihm eingekehrt. Denn wahnwitzig war die Furcht vor den Ketten und Banden wegen ſeines gebrochenen Gelübdes, wenn auch nicht ſchon dieſes Gelübde ſelbſt eine Ausgeburt von Wahnwitz geweſen wäre.

gen oder irrenden, Gewiſſen Vorwürfe macht, liefert die Geſchichte Bourbier's (1. St. S. 61 und 72.) und auch des Chevalier de Q. (ebend. S. 106.).

Allein so wahnwitzig der Mann auch war, so entging es ihm keineswegs, dafs solche Ausschweifungen für ihn die traurigsten Folgen herbey führen würden, und diese Besorgnisse wurden auch durch die geringsten Veranlassungen wieder erweckt und immer mehr bestärkt. So z. B. glaubte er einstmals, als ihn ein Hofcavalier der Aebtissinn besuchte, dieser komme, ihm seine Entlassung bekannt zu machen. Unglücklicher Weise äufserte derselbe, dafs man sage, in kurzem werde von zwey Personen des Orts der eine höchst glücklich, der andere höchst unglücklich seyn. Denn diese Reden machten, wie Marlow sagt, und sie gewifs nicht sollten, einen tiefen Eindruck auf ihn. „Der höchst „Unglückliche, sagt er, war nach meiner Mei„nung niemand als ich. Von der Stunde an „scheute ich Menschen und alles. Das Sumsen „einer Fliege, und jeder Laut und jeder Ton „schreckte mich. Von dieser Quaal gefoltert, „suchte ich im Bette Ruhe; bald schlief ich in „diesem, bald in jenem Zimmer, bald oben, bald „unten im Hause. So voll von Unruhe war ich.“ Endlich gelang es, wie er sagt, seiner Frau durch ihr Zureden bey ihm Gehör zu finden, und ihn zu beruhigen. Allein anstatt aus dem, was ihm begegnet, eine Warnung zu nehmen, und aufmerksamer auf sich selbst zu werden, suchte er an dem Gegenstande, der ihn bis jetzt in alle seine Verirrungen gezogen hatte, Zer-

ſtreuung. Konnte er des Nachts nicht ſchlafen, ſo dichtete er geiſtliche Lieder nach Kirchenmelodieen, ſang ſie laut, und es ſchien ihm als wenn zwey Nachtigallen dazu accompagnirten. Das erheiterte ſeine Seele, wiewohl, wie er ſagt, die ganze Sache nur auf Einbildung beruhte. Hier iſt der Mann ſchon ein Viſionär, es ſey nun, daſs er dieſe Täuſchung ſchon bald hinterher, oder erſt ſpäterhin, wie er wieder zu Sinnen gekommen war, erkannte *).

Die Erheiterung wurde aber bald unterbrochen, und zwar durch einen Beſuch des Bürgermeiſters Mayer. Denn dieſem hatte er es nicht vergeben können, daſs er ihn verleitet, wider ſein vorher gethanes Gelübde Wein zu trinken. Dieſer nämlich hatte ihn ſchon vorher wieder zum Genuſſe des Weins ermuntern wollen, und ihm offen geſagt, daſs er ſchon wieder Wein trinken werde. Jener Ermunterung lag unſtreitig die wohlmeinendſte Abſicht und eine Sorge für Marlow's Geſundheit zum Grunde, da demſelben bey ſeinen vielen Arbeiten die Entbehrung des Weins um ſo nachtheiliger werden konnte, je mehr er ſich daran gewöhnt hatte. Marlow verkannte dieſe Abſicht vielleicht um ſo mehr, je mehr ihn ein gewiſſer Stolz zu ſeinem Gelübde gebracht, und er aus Ehrgeitz ſich die Be-

*) Hoffbauer Unterſuchung über den Wahnſinn, S. 408. 409.

obachtung deſſelben angelegen ſeyn lieſs. Vielleicht glaubte er auch, durch dieſes Stück es allen andern, und beſonders dem Bürgermeiſter an Heiligkeit zuvor zu thun. Dem ſey indeſs wie ihm wolle, bey dem Beſuch des Bürgermeiſters veranlaſste dieſes einen ſonderbaren Auftritt. Der Bürgermeiſter nämlich fand Marlow'n im Bette, und wollte ihn mit in ſeinen Garten nehmen und ihn deshalb ermuntern, aufzuſtehen. Marlow ſchlug es ihm rund ab, mit zu gehen. Dieſer faſst ihn mit der Hand in die linke Seite; vermuthlich um ihn zum Aufſtehen um ſo mehr zu ermuntern. Marlow'n war hiebey, als wenn er einen groſsen Schmerz empfunden, und ihn jemand in das Herz geſtochen hätte. „O Mörder! ſchrie ich — ſind ſeine eig„nen Worte — Was willſt du mit meinem Her„zen? Dabey ſprang ich zornig vom Bette auf.“ Er ſetzt hinzu, daſs er dem Bürgermeiſter von nun an alle Freundſchaft und den bisherigen häufigen Umgang aufgeſagt habe, da er nicht leugnen könne, daſs derſelbe ihm wegen ſeiner übertriebenen Scheinheiligkeit zuwider geweſen ſey.

Man thut Marlow'n wohl nicht unrecht, wenn man aus dieſer ſeiner Aeuſserung auf die Haupturſach ſeines Haſſes gegen den Bürgermeiſter ſchlieſst. Galt dieſer, um mit Marlow zu reden, für einen Heiligen; ſo wollte Marlow für nichts geringeres gelten, und von ihm

nicht unter den Heiligen verdunkelt werden. Scheinheiligkeit warf er ihm vor, weil er schon vorher gegen ihn einen Verdacht und einen Hafs gefafst hatte, der ihn glauben liefs, der Mann handle anders als er denke.

Bald darauf fand er zwar in mehreren Familien-Vorfällen Aufheiterung; allein diese war nur von kurzer Dauer. Denn bald darauf verfiel er, wie er selbst fagt, in ein tieferes Elend. Zu schwermüthigen Gedanken einmal gestimmt, erfüllte ihn ein desselben Jahres eingefallenes, und an zwey Monat hindurch anhaltendes Regenwetter mit schweren Sorgen für sich und seine Mitmenschen, die seinen Wahnwitz und Wahnfinn, oder wenigstens Anfälle des letztern rege machten. „Ich hob dabey, fagt „er, meine Augen nach den düstern Wolken, „seufzte für mich und alle Menschen, und wenn „ich dann in meinem Tiefsinn überlegte, welch „eine theure Zeit und Hungersnoth, für die Ar„muth besonders, daraus entstehen würde; so „wurde mein Herz voll, und drang mich allent„halben die liebe Sonne aufzusuchen. Endlich „fiel mir der Spruch ein: Rufe mich an in „der Noth, so will ich dich erretten, „und du sollst mich preisen. Nun fing „ich an zu singen, erst etwas laut, und weil „es mir alsdann vorkam, dafs die Sonne schiene, „und durch finstre Wolken zum Vorschein käme,

„es auch aufhöre zu regnen, je gewiſſer ich es „mir einbildete“ [erwartete] „(welches damals „Glauben üben bey mir hieſs); ſo fing ich an, „immer ſtärker zu ſingen, je ſtärker es regnete „und je finſtrer es am Horizont wurde. Beides, „Freude und die damit abwechſelnde Angſt, die „mich überfiel, wenn es Licht oder Finſterniſs „war, ſteht nicht zu beſchreiben. Weil es mir „nun nicht ſonderlich gelingen wollte, daſs die „Sonne ſich nach meinem Singen kehre: ſo hieſs „die Sonne einmal bey mir das Gericht; andern „Theils fiel ich immer auf das Evangelium am „St. Michaelisfeſte: Michael und ſeine Engel ſtrit„ten mit dem Drachen u. ſ. w. Wer mich bey „meinem Singen ſtören wollte, der hieſs bey mir „ein Drache. Ich ſchloſs mich daher, bis man „mir zu Eſſen brachte, ein.“ Dieſes Elend, ſetzt er hinzu, habe bey ihm ſo lange gedauert, als jene Witterung angehalten habe. Indeſs, er hatte ſich an das Wettergucken und Wetterer-beten ſo ſehr gewöhnt, daſs er es nicht laſſen konnte, bis er entweder durch einen glücklichen Zufall, oder die Klugheit und Menſchenkenntniſs ſeines Arztes, der ſeinen Patienten ſehr gut kannte, davon zurückgebracht wurde.

Bis dahin nämlich war gegen Marlow's Verirrungen noch nicht die Hülfe eines Arztes geſucht. Auf Veranlaſſung ſeiner Frau wurde er aber der Behandlung des Hofraths M—r zu Bielefeld, ei-

ner zwey Meilen von Herford entfernten Stadt, der vor allen andern Aerzten in der ganzen umliegenden Gegend in grofsem Rufe ftand, übergeben. Diefer befuchte Marlow'n, überredete ihn, nach Bielefel dmit ihm zu reiten, und wahrfcheinlich auf feine Veranlaffung mufste fich derfelbe dafelbft einige Zeit hindurch aufhalten. Die Bewegung zu Pferde hatte eine wohlthätige Wirkung auf ihn gehabt, von der Wetterguckerey hatte fie ihn aber nicht befreyen können. Wie er durch den Arzt bey einem Befuche deffelben davon geheilt fey, hört man unftreitig lieber mit feinen eignen als meinen Worten: „Der Hofrath M—r, fagt er, „ift ein gefchickter, aber heftiger und bey feinen „Patienten nicht zu geduldiger Mann. Er ver„darb es dadurch mit mir, dafs er einftens, wie „ich bey Wiederhereinbrechung der düftern Wol„ken nach dem Himmel hinauf fahe, (woran ich „mich eben fo fehr als die Pietiften an ihre Formu„lar-Murmelgebete gewöhnt hatte) unbedachtfam „herausfuhr, der Satan müffe mich befef„fen haben, weil ich meinte, mit mei„nen Augen die Sonne hervor gucken „zu können. Ich antwortete ihm nur mit „der kurzen Frage: Ift, Herr Hofrath, das Licht „nicht mehr als die Finfternifs? Bey meiner Nar„rerey, erwiederte er, müffe man mir die Augen „im Kopfe umdrehen. — Ohne Gottes Zulaffung, „verfetzte ich, kann felbft der Satan kein Haar „an meinem Leibe antaften. Hierauf ward er

„verdrieſslich und ging fort; ich aber reiſete den „folgenden Tag zu Hauſe. So ſehr mich die bit„tern Reden des Mannes ſchmerzten, ſo ſehr „nahm ich mir dennoch vor, von nun an, Wet„ter Wetter ſeyn zu laſſen.“ *)

*) Marlow hat ſehr unrecht, auf den Hofrath M—r wegen ſeiner bittern Reden, wie er ſie nennt, ungehalten zu ſeyn. Denn die Bitterkeit wirkte hier als eine heilſame Arzney. Vielleicht wuſste das der kluge Arzt vorher, und brach deshalb hier ſeine Kur dem Anſchein nach ab, ob ſie gleich, wenn jenes Mittel anſchlug, in der Hauptſache wie geendigt war. Es ſey nun die Abſicht des Arztes, ſo auf den Kranken durch ſein Ungeſtüm zu wirken, oder nur ein glücklicher Zufall geweſen; ſo wurde der Kranke von ſeinem Wettergucken und von ſeinen Wetterſorgen durch einen pſychologiſch erſchütternden Eindruck zurück gebracht. Auf die Wirkung eines ſolchen Eindrucks, war um ſo eher hier zu rechnen, da ſie ſich ſchon einmal und vielleicht zweymal gezeigt hatte. Man erinnere ſich nur des oben (S. 350.) erzählten Poſaunengebets. Wie der Mann in demſelben von ſeiner Frau mit der Nachricht, daſs die Leute auf der Straſse ſtehen bleiben und ihn für raſend halten, geſtört wurde, rührt ihn das wenig, vielleicht mogte es ihm eben recht ſeyn, Aufſehen zu erregen. Allein wie er ſeine Frau beſtürzt ſieht, und in die Worte ausbrechen hört: „Nun ſey Gott mit mir und meinen armen „Kindern“ wurde er wieder in ſo weit zu ſich zurückgebracht, daſs er ſeine vermeinte Poſaune nicht weiter probirte.

Im Spätherbſt war der Mann auch ſo weit wiederhergeſtellt, daſs er ſeine Arbeiten, die jetzt eine Zeitlang geruhet hatten, wieder vornehmen konnte. An ſeiner Praxis, ſagt er, habe er nicht wahrgenommen, daſs man ſich an ſeine Sinne geſtoſsen habe, da ihm immer neue und mitunter wichtige Proceſſe in der Zeit aufgetragen ſeyen. Noch weniger habe er irgend geſehen oder gehört, daſs jemand ihn für irre gehalten; nur einige Male habe er neben ſich flüſtern gehört: die vielen Arbeiten verderben ihn. Eine ſonderbare Auslegung, die der Mann von dieſen Worten machte, führte ihn von neuem in ſeine Verirrungen zurück. Jene Worte legt er nämlich ſo aus, man halte ihn für einen groſsen Sünder, weil er zu viele Proceſſe führe. Nunmehr ging er, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, von Stund an damit um, ſich als einen gebeſſerten „Advocaten-Chriſten“ zu verhalten. „Liebe Lotte,“ erzählt er, ſagte ich zu meiner Frau, „ich habe mir etwas vorgenommen, wo„gegen du, als eine vernünftige und chriſtliche „Frau, nichts haben wirſt. Du weiſst, daſs man „ſich durch zu viele Proceſſe leicht verwirren und verſündigen kann. Sonſt habe ich, wie du weiſst, „täglich faſt zwölf Bogen in die Feder diktiren „können; alles dies iſt zu viel und ſündlich, „denn das Chriſtenthum will auch ſeine Stünd„lein haben. Ich bin daher geſonnen, den hal„ben Tag dem Chriſtenthume mit dir zu wid-

„men, und die andere Hälfte der Praxis. Da „arbeite ich zwey kompreſſe Bogen, die machen „2 Thaler den Tag, 300 Tage im Jahre arbeite „ich, das bringt 600 Thaler, 200 Thaler kann „ich meinen Dienſt rechnen, und da habe ich „die Aufſicht über das Gut L. dabey. Nicht „wahr? davon können wir ſehr honett leben? — „Die Zinſen deiner Capitalien ſind für dich, thue „damit was du willſt. Meine kluge, aber her„zensbetrübte Frau ſagte zu allem Ja.“ — Geſagt, gethan. Denn Marlow fing nunmehr an, ordentlich zu arbeiten, und wenn er mit ſeiner Arbeit fertig war, ſeiner Frau aus Arend's wahrem Chriſtenthum vorzuleſen, wobey die Frau ihm aufmerkſam zuhörte. Er verrichtete dabey ſeine Nebengeſchäfte, that z. B. alles, was ſeine Curatelen u. ſ. w. erforderten, und führte ſo ſeine Arbeit und ſein vermeintes Chriſtenthum auf die vorhin beſtimmte Art fort. „Wie mir dieſes „vermeintliche wahre Chriſtenleben zu gefallen „ſchien,“ ſagt er ferner, „wollte ich indeſſen bey „einem kleinen Irrthume noch genauer und be„denklicher gehen. Die Contumatial-Receſſe, die „oft vorfielen, ſtanden nach der Gerichtstaxe zu „12 Groſchen; das war mir für etwa 4 Linien „von Worten zu viel. Sauer und mit Adams„Schweiſse verdient der Tagelöhner in mühſee„ligen acht Stunden kaum 8 Mariengroſchen „(5 Groſchen 4 Pfennig) und du willſt für jene „Zeilen 12 Groſchen nehmen? Das iſt gottlos,

„fagte ich zu mir felbft. Ich erklärte die Sache „meiner Frau: Ungerecht Gut komme nicht zu „unſerer Hütte! — war meine pathetiſche Chri„ſten-Rede an ſie. — Auch werde ich ferner„hin des Tages drey Bogen elaboriren, und ſtatt „der ſonſtigen Taxe à 1 Thaler nur 24 Marien„groſchen (16 Groſchen) liquidiren. Alles die„ſes hiefs die gute Frau ſchön, und dabey „dachte und wünſchte ich je mehr und mehr ein „beſſerer Chriſt in ihren Augen zu ſeyn.“

Aber nicht allein bey ſeiner Frau, ſondern auch bey andern Leuten, wollte der gute Mann, wenn er dieſes gleich nicht ſagt, als ein beſſerer Chriſt mit ſeiner Tax-Thorheit, wie er es nennt, paradiren, obgleich Richter und Advocaten, wie er in ſeiner Erzählung ſagt, ihn dieſer Thorheit wegen als toll anſehen muſsten. Hieraus erklärt ſich ein Vorfall, der, nach ſeiner Erzählung in ſeine nachfolgende Geſchichte einen entſcheidendern Einfluſs hatte, als alle vorhergehenden, und die Wendung, die ſie nahm, herbeyführte. — Marlow war nämlich bey einem Liquidations-Termin auf dem Rathhauſe zu H. als Advocat zugegen, und ſafs dem Bürgermeiſter Mayer gegenüber. Dieſer hatte immer gegen ihn behauptet, er werde die Sache verlieren, in der dieſer Termin angeſetzt war, ob Marlow ſie gleich ausgewann. Marlow, war einmal gegen den Bürgermeiſter erbittert, und dieſer

Termin konnte ihn wohl nicht günſtiger gegen den Bürgermeiſter ſtimmen. In einem Buche, welches der Bürgermeiſter vor die Hände des ihm gegenüber ſitzenden Marlow ſchob, erblickte dieſer das Wort Taxa, und findet hierin gleich einen höhniſchen Spott. „Ich ſchloſs, „ſagt er, ſogleich daraus den Vorwurf, daſs „er ſich über meine neue chriſtliche Advocatur-„Taxe höhniſch aufhalte. Ich, vermeintlich in „meinem ächten Chriſtenthum ſpöttiſch von ei-„nem Manne, der der gröſste Chriſt durch ganz „Weſtphalen ſeyn wollte, angegriffen, ſprang „auf und ſchrie laut: Kerl, du ſollſt verdammt „ſeyn, oder ich, und ſo ging ich vom Rath-„hauſe zu Hauſe, und lieſs Termin Termin „ſeyn.“

Daſs an dieſer Ausſchweifung mehr ein gekränkter geiſtlicher Stolz und eine geiſtliche Ehrſucht, als ſonſt ein Unwille Theil hatte, liegt am Tage, und Marlow's gleich darauf folgende Verirrungen ſetzten dieſes völlig auſser Zweifel. Denn nach dieſem Vorgange hielt man es für nöthig, ihn in nähere Obacht zu nehmen. Zu dieſem Ende wurde ein abteylicher Kanzleybothe in ſein Haus als Wache gelegt *).

*) Nach Marlow's Erzählung, der indeſſen ſein Schwager hier widerſpricht. Nach dem Berichte deſſelben nämlich erhielt Marlow nicht wegen des von ihm erzählten Vorfalls, oder

Dieſes hätte man denken ſollen, hätte ihm empfindlich fallen und zu Verſtande bringen ſollen, da er ſchon mehrmals von ſeinen Verirrungen, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder zu ſich ſelbſt gekommen; allein nichts weniger. Denn: „Ich nahm dies“ (daſs er bewacht wurde) ſagt er, „ſo auf, daſs Ihro Königl. Hoheit mich „für den neuen Menſchen, der nach Gott

---

auf unmittelbare Veranlaſſung deſſelben, ſondern erſt ſpäterhin die Wache, und aus Gründen, die ſie höchſt nöthig machten. Denn wie jener ſagt, ſchweigt Marlow, entweder aus Vergeſſenheit oder abſichtlich, von mehrern Vorfällen. Unter andern nämlich ſahe er, nach ſeines Schwagers Berichte, in einem wüthenden Anfalle, ſeine Frau für den Satan an, und begegnete ihr ſo, wie er dieſem glaubte begegnen zu müſſen. Einſtmals ruft er ſie auf die Stube, ſchlieſst dieſe hinter ihr zu, und ſagt ihr, Gott habe ihn überzeugt, daſs ſie der Satan ſey, und von ihr alles ſein Unglück komme, und iſt im Begriff, eine That zu verüben, vor der ſich die Frau nur durch ihre herzhafte Entſchloſſenheit rettet. Er ſtutzt hierüber, und läſst der Frau Zeit, die Thür zu öffnen und ihre Sicherheit in der Flucht, auf der er ſie aber bald verfolgt, zu ſuchen. Auf dieſe Veranlaſſung erhielt er die Wache. Um dieſe Zeit hatte Marlow nach jener Erzählung auch den Gedanken gehabt, ſo wie Abraham den Iſaak opfern wollen, ſeine Tochter zu opfern.

„geſchaffen ſey, erklärten, und mich, den neuen „Adam und meine Frau, die neue Eva, nach je„nem Siege wider den Bürgermeiſter Mayer, „der eine falſche neue Kirche in Zion geſpielet, „und vergeblich nach jenem Buche, dem Hollaz, „an einem neuen Jeruſalem gebauet, ernannt und „erwählet hätten, daher auch durch den Kanz„leybothen mir ihren gnädigſten Schutz im Hauſe „verſichern wollten. Und nun fing der Irrgeiſt „erſt an, recht in mir zu ſpielen. Als Adam „glaubte ich, meine Frau Eva wüſste alle meine „Gedanken, wie ich für mich auch behauptete, „ich wiſſe alle ihre Geſinnungen. Ich bauete an „einem andern Zion, wie in jenem Buche be„ſchrieben. Denn jenes ſtand mir nicht an, weil „es pietiſtiſch war. Während des Baues ſahe ich „auf alle Mienen meiner Frau. Bückte ſie ſich „von ohngefähr einmal, ſo hieſs das ja; jagte „ſie mit den Händen die Fliegen weg, ſo war „das für mich ihr nein. Während deſſen ka„men beide Kammerdiener Ihrer Königl. Hoheit „bald nach einander zu mir (wahrſcheinlich von „Seiten der Prinzeſſinn, um meinen Zuſtand zu „erforſchen), mich aber beſtärkte dieſes um ſo „mehr in jenem Wahne, daher ich den letztern, „wie ich mich noch ganz genau beſinne, mit „offenen Armen in meiner Stube, als einen neuen „Zionsbruder und würdigen neuen Menſchen zum „neuen Jeruſalem aufnahm, und ihm dazu alles

Heil

„Heil und alles Glück von ganzem Herzen an-
„wünſchte.“ *)

*) Iſt die in der nächſt vorhergehenden Note mitgetheilte Berichtigung gegründet; ſo kommen hier allerdings mehrere Umſtände vor, die ſich damit nicht gut vereinigen laſſen. Daſs Marlow die Wache, die ihm gegeben, auf eine für ſeine Eitelkeit ſo ſchmeichelhafte Art betrachtet, läſst ſich zwar leicht erklären. Denn der Vorfall mit dem Bürgermeiſter Mayer hatte ſich nicht lange vorher ereignet, und ſo konnte er ihn mit ſeiner Bewachung in den von ihm angegebenen Zuſammenhang bringen. Allein ſchwerer iſt es zu begreifen, wie Marlow ſeine Frau als die neue Eva betrachten konnte, da ſie ihm kurz vorher der Satan geweſen war; ferner, wie man ſie mit ihm in einem Zimmer laſſen konnte; und am wenigſten wie die Frau, wie bald erzählt werden wird, noch mit ihm in einem Zimmer ſchlafen durfte. Gleichwohl habe ich keinen Grund, in jene Berichtigungen einen Zweifel zu ſetzen; und Marlow's Erzählung von ſeinem Bau des neuen Jeruſalem's, dem Benehmen ſeiner Frau, in welchem Gram und Beſchämung über das Unglück ihres Mannes ſo ſichtbar iſt, hat zu viel pſychologiſche Wahrheit, als daſs es hier an hiſtoriſcher fehlen könnte. Wenn die Phantaſie allein den Dichter machte; ſo wäre freylich Marlow Dichter genug, eine Scene zu erfinden. Allein eine Scene wie dieſe zu erfinden, die, jemehr wir ſie in ihre Individualität verfolgen, uns immer mehr phyſiſche

Dieſe unglückliche Idee führte nun um ſo mehr Verirrungen herbey, je eifriger und an-

---

Wahrheit — von der die pſychologiſche nur eine Art iſt — uns ungeandete Wahrheit offenbart, das kann nur der Dichter, deſſen immer reger Beobachtungsgeiſt ſeiner lebendigen Phantaſie gleich iſt, deſſen Phantaſie dabey nur das verwirklicht, was der Verſtand mit der richtigſten Beurtheilung aus dem Schatze der feinſten Beobachtungen zuſammengeſetzt hat. Daſs dieſes hier nicht voraus zu ſetzen iſt, bedarf wohl keines Beweiſes. Alſo iſt wohl beides, was Marlow erzählt, und was aus jener Berichtigung damit nicht zu vereinigen zu ſeyn ſcheint, wahr, und nur ein oder zwey Umſtände, die den anſcheinenden Widerſpruch entfernen würden, ſind uns vorenthalten, weil Marlow ſo wenig als ſein Schwager ihrer zu erwähnen Anlaſs hatte. Jener nicht, weil auch ohne dieſelben ſeine Erzählung in ſich zuſammenhängt; und dieſer nicht, weil ſeine Berichtigungen, nur auf einzelne ihm wichtiger ſcheinende Punkte gehen. Ich denke mir alſo folgendes: Vielleicht war Marlow von ſeiner Verirrung, in welcher er ſeine Frau für den Satan angeſehen hatte, eben ſo wie von einer ähnlichen in der Gerichtsſtube zu E. (S. 353.) bald zu ſich ſelbſt gekommen. Man lieſs alſo bey Tage ihn bey ſeiner Frau, aber nur wenn die Wache zugegen war. Dieſes ſcheint der Umſtand zu beſtätigen, daſs er bey dem Bau des neuen Jeruſalem's mit ſeiner Frau kein Wort wechſelte. Fand man ihn hernach ruhiger; ſo lieſs man ihn mit ſeiner Frau

haltender sie von ihm verfolgt wurde. „Jener „neue Adam, fährt er fort, spukte von dieser „Zeit heftig in meinem Irrsinn herum, es mufste „daher alles neu, accurat und ganz ordentlich „bey mir hergehen. Hiebey fiel mir unter an„dern in einer Nacht, da ich mit meiner Frau „im Bette lag, und diese fest schlief, ein, die ge„naue Hausordnung des neuen Adams erfordere „auch, dafs der Mann, als Erstgeschaffner und „Herr über sein Weib zur rechten, und sie, die „Frau, zur linken Seite schlafen müsse. Dabey „fiel mir auch ferner zum gröfsten Unsinn eine „Abhandlung ein, die mein seeliger Bruder (ein „Prediger) auf meine Hochzeit gemacht, und „darin er angeführt hatte, dafs Gott wahrschein„lich die Eva aus der linken Rippenseite, nahe „an dem Herzen des Adam gebauet habe. Nun „war ich um so mehr in jener Meinung bestärkt, „und hielt dafür, meine Frau müsse durchaus „an meiner linken Seite ruhen, um solcher Ge„stalt, nach dem Geist, aus mir, dem neuen Adam, „zubereitet zu werden. Um meine Frau im „Schlafe nicht zu stören, kroch ich so behutsam „als möglich hinter sie herum zur rechten Seite „hin, und schob sie darauf, so fein ich konnte, „an die linke. Sie, indem sie aus einem tiefen

in einem Zimmer schlafen, aber, zur Verhütung alles Unglücks, die Wache nahe genug seyn.

„Schlafe erwachet, that einen lauten Schrey, „ſprang aus dem Bette, und that, nachdem ſie „ſich etwas erholt hatte, und mich zur rech„ten Seite gekehrt ſahe, die ängſtliche Frage: „Herr Gott, was iſt hier?“

Der Kanzleybothe, der die Hauswache hatte, hatte indeſs, nachdem er das Geſchrey der armen Frau gehört hatte, aus der Nachbarſchaft einen Mann eiligſt zur Hülfe geholt. Beide kamen mit einem derben Knittel verſehen zu Marlow's Bette und fragten ihn drohend, ob er Ruhe halten wolle. „Ich ruhe, erwiederte er „ihnen, wenn ihr Elende aber mir, eurem „Vorgeſetzten, mit Knitteln drohen wollt, ſo „wiſst, daſs ihr noch acht ſolche Geſchöpfe, „wie ihr ſeyd, herbeyholen müſst, ehe ihr „mich übermannt.“ Der Kanzleybothe ging mit ſeinem Begleiter indeſs weg, da Marlow's Frau in einem andern Zimmer ſich ſchlafen gelegt hatte. Am folgenden Morgen kam aber der abteyliche Secretär mit zehn Mann, die Marlow'n mit Gewalt auf ſeine Studierſtube brachten. „Meine Thür und Fenſter, ſagt er, wur„den verriegelt, und ein Kerl blieb einige Wo„chen vor meiner Thür.“ —

Nunmehr wurde Marlow förmlich der Kur eines Maniacus oder, wie es in den mehr erwähnten Berichtigungen heiſst, eines Melancholicus, und zwar mit Gewalt unterworfen. Denn gleich nach ſeiner Einſperrung

liefs ihm der Dr. P. die Ader öffnen, und so viel Blut abnehmen, dafs er, wie er fagt, kaum mehr athmen konnte. Dieſes wurde den zweyten und dritten Tag wiederholt, bis er nach ſeinem eignen Ausdrucke ſo matt als eine hinfallende Winterfliege wurde. Neben Medikamenten, die von Marlow nicht ſo deutlich beſchrieben werden, wurde alle Morgen ein warmes Bad angewandt, und bey demſelben eine kalte, ganz durchnäſste Serviette, die in einen Kranz gedreht war, ihm auf den Scheitel gelegt. Indem er in dem Bade ſafs, wurde das Feuer aus dem Ofen genommen, ſo dafs derſelbe, ob er gleich vorher überheitzt war, wenn der Patient das Bad verliefs, eiskalt war. Dabey war, wie er ſagt, ein magerer Tiſch, der den mediciniſchen Namen Diät führte, nebſt purem Waſſer ſeine Nahrung. In fünf Monaten erhielt er keinen Biſſen Fleiſch. Einſtmals, als er braunen Kohl mit einigen an den Rand der Schüſſel geſtreuten Fleiſchfäſerchen erhalten hatte, pocht er an die Thür, und verlangt, man ſoll ihm ein Stück geräuchertes Fleiſch geben. Die dünne Thür, die von Tannenholz war, brach, und nach einer Viertelſtunde erſchien der Dr. P. mit zwey ſtarken Kerlen, und liefs ihm dergeſtalt beide Arme lahm prügeln, dafs er dieſelben in acht Wochen nicht gebrauchen konnte *). Die Bibel, Arend's wah-

*) Nach den mehr angeführten Berichtigungen ſchlug Marlow mehrmal mit Gewalt an die

res Chriſtenthum, Rambachs Paſſionsandachten, deren er ſich zu ſeiner Andacht und zu ſeiner Unterhaltung bediente, wurden ihm genommen, dagegen wurden ihm Romane und luſtige Leſebücher empfohlen, und falls er ſie verlangen ſollte, angeboten. Am allerempfindlichſten bey dieſer Kur war es ihm, daſs er in der ganzen Zeit von ſeiner Frau und ſeinen Kindern getrennt war. Ich überlaſſe es billig dem Arzt, zu entſcheiden, ob dieſe Kur zweckmäſsig angewandt war. Geſetzt aber auch, daſs dieſes geweſen wäre; ſo hatte man vielleicht zweyerley Punkte überſehen, die eine ernſte pſychologiſche Rückſicht verdient hätten. Denn einmal ſcheint es, daſs man zu jener Kur zu frühe geſchritten. Der Mann hatte ſich zu einer raſenden Heftigkeit durch nichts anders hinreiſsen laſſen, als weil er ſich von Perſonen, die ihm untergeben waren, auf eine Art behandelt ſahe, die ihn, der dazu durch keine gewaltthätige Handlung Anlaſs gegeben hatte, empören muſste. Er hatte nur unvorſichtiger Weiſe ſeine Frau im Schlafe geſtört. So verzeihlich dieſer das hieraus entſtandene Miſsverſtändniſs war, und ſo natürlich

---

Thür, bis er ſie eingeſchlagen, und machte es nöthig, daſs man auf der Stelle nach Hülfe gegen ihn rufen muſste. Auch wurde er nicht ſo zerprügelt, ſondern er erhielt nur einige Schläge.

es war, dafs die Wache, die er gleich bey ſich ſahe, ihn zur Ruhe verwieſs; ſo hätte man doch nicht ſofort auf ſeine Herausforderung gegen ihn mit zehn Mann zu Felde ziehen ſollen. Man hätte erſt den ganzen Vorfall unterſuchen ſollen, und hätte man dann Anlafs gefunden, ihm eine ſtärkere Wache zu geben; ſo wären zwey handfeſte Männer beſſer als zehn geweſen. Vielleicht hätte der Mann ſeiner Thorheit ſich auch geſchämt, wäre in ſich gegangen, und hätte ſich einer mit ihm vorzunehmenden Kur freywilliger unterworfen. Hierdurch wäre viel und vielleicht mehr als durch alles übrige gewonnen. Denn die ganze Kur, ſo wie ſie jetzt angewandt wurde, mufste ihn noch mehr reitzen, da ſie ihm mehr eine willkührliche despotiſche Behandlung, die man ſich in Anſehung ſeiner erlaubte, als, was ſie wirklich war, die Wirkung einer menſchenfreundlichen Vorſorge ſcheinen mufste. Hierzu kam noch, dafs der Arzt, der die Kur leitete, ihm gehäſſig, und vielleicht eben ſo ſehr zuwider war, als der Bürgermeiſter Mayer. Denn wie er glaubte, dafs durch dieſen ſeine Heiligkeit in den Schatten geſtellt wurde, ſo glaubte er, ſich von dieſem bey Hofe verdunkelt zu ſehen *). Er haſste ihn daher, und hielt

*) Es war der fürſtliche Leibarzt, der mit ihm den oben (S. 340 Not.) beſchriebenen Auftritt gehabt hatte. War der Mann auch vielleicht nichts

ihn für seinen Feind, obgleich dieses nicht seyn mogte.

Nachdem Marlow fünf Monate auf die vorhin angegebene Art behandelt war, hielt man es für nützlich, ihm Leibesbewegung zu machen. Der Arzt und sein Schwager, der indefs auf Veranlassung der Frau nach Herford gekommen war, und Marlow's Geschäfte führte, fuhren mit ihm aus. Kaum waren sie vor das Thor gekommen, als sie mit dem Patienten ausstiegen. Allein auch hier ereignete sich ein Vorfall, der wenigstens beweiset, dafs man nicht in Ansehung seiner Meinungen die gehörige Vorsicht anwandte. „Jene beide, sagt er, trabten „über die eben hochherrlich hervorgekommene „Saat. Ich, der ich meines Nächsten Frucht „nicht verderben wollte, und nirgends das Recht „studirt hatte, solches thun zu dürfen, suchte „die Furche des Ackers, und nahm da meinen „Weg. Nun sperrte sich der Ochsenrache des „vernünftigen Medici, dessen Handlungen Scha„den und Verderben waren zu dem Vorwurfe wider „mich auf: was ich nun schon wieder für tolle „Narrenstreiche mache? warum ich nicht wie „sie, über das Land ginge? — Ich habe weder „in der Schrift, noch in meinen juristischen Bü-

---

weniger als Marlow's Feind; so wurde er doch von demselben dafür gehalten und äufserst gehafst.

„chern die Erlaubnifs oder das Recht aufgefun-
„den, antwortete ich, meinem Nächften feine
„fchön hervorgekeimte Saat verderben zu dür-
„fen. — Ey, Narrenspoffen, Narrenspoffen!
„fchrie er, dadurch wird nichts verdorben! Das
„ift eine Bagatelle. — Bey mir nicht, erwiederte
„ich; denn Gott hat die Saat zum Nutzen der
„Menfchen und nicht, dafs fie diefelbe verder-
„ben follen, hervorwachfen laffen. — Ey, Sie
„müffen Gott nicht immer nennen, fuhr er gal-
„lenbitter heraus. — So weit Herr Dr. und nicht
„weiter, antwortete ich in allem Eifer. Kein
„Menfch hat mir das je gefagt, und ich laffe
„mir das von Majeftäten und Thronen nicht fa-
„gen. So grofs und lang Sie über mich hervor-
„ragen; fo follen Sie fehen, mit wem Sie zu
„thun haben. Hier fchwieg der irreligiöfe Pa-
„tron ftill. — Motion und Spatziergang hatten
„nun, wie leicht zu denken ift, für heute ihr
„Ende erreicht.“ *) — Nach feiner Zuhaufekunft

*) Nach den Berichtigungen exiftirt die ganze Unterredung mit dem Dr. P. über die fchöne Saat, nur in Marlow's Einbildung, und das kann wohl feyn. Auch wird bemerkt, dafs Marlow auf dem Spatziergange fehr vergnügt gewefen, und hernach wie der Doctor von ihm gegangen, höflich von demfelben Abfchied genommen habe. Auch dieles ift fehr begreiflich. Denn Marlow liefs vielleicht jetzt feinen Hafs gegen den Arzt fahren, ob er gleich,

fand er auf ſeiner Stube Kaffee zubereitet, den er in Geſellſchaft ſeiner Begleiter und ſeiner Frau trank, die er die fünf Monate ſeiner Kur hindurch nicht geſehen hatte. So ſehr ihn die Zuſammenkunft mit ſeiner Frau wieder erheiterte, einen eben ſo ſchmerzlichen Eindruck machte es auf ihn, als er erfuhr, daſs er der Geſellſchaft ſeiner Frau noch nicht fortwährend genieſsen könne und dürfe, und als er, wie die Geſellſchaft aus einander ging, wieder in ſeiner Studierſtube eingeſchloſſen wurde. Jetzt wurde er indeſs drey Wochen täglich und zu Fuſse ſpatzieren geführt auf benachbarte Dörfer und um die Wälle der Stadt. Ueber dieſe Spatziergänge finde ich von ihm ſelbſt nichts merkwürdiges aufgezeichnet, als daſs er ſich durch dieſelben, obgleich der längſte nicht über eine Meile betrug, ſehr ermüdet fand, und deshalb in bittere Verwünſchungen ſeines Arztes ausbricht, dem er auch hier die feindſeelige Abſicht, ihn zu quälen, zur Laſt legt *).

---

wie ſeine Geſchichtserzählung zeigt, wenn er es auch nicht ſagte, bald zu demſelben zurückkehrte.

*) Bey dieſen Spatziergängen betrug ſich Marlow nach den Berichtigungen auf eine Art, die bewies, daſs nicht allein ſeine Einbildungskraft über ſeine Sinne und ſeinen Verſtand den Meiſter ſpiele, ſondern, daſs ſein Verſtand auch an ſich geſchwächt ſey. „Bey dem Spatzierengehen,

Zu Anfange des Junius mufste er den Egerfchen Brunnen, und hierauf den Pyrmonter Brunnen gebrauchen. Er empfand es fehr bitter,

„heifst es nämlich daſelbſt, marſchirte er bald „als ein Soldat, bald zog er das eine Bein nach, „bald ſtampfte er mit dem Fufse. Dann legte „er den Kopf in den Nacken, trug den Stock „auf der Schulter, ſpie vor den Vorübergehen„den aus, dafs aller Augen auf ihn gerichtet „waren.“ — Sein Wahnſinn, der urſprünglich mehr aus einer freywilligen Anſpannung der Einbildungskraft, als einer unwillkührlichen Erhöhung derſelben rührte, und mehr Narrheit als Schwermuth war, hatte an ſich ſchon ſchwächend auf ſeinen Körper, und hiedurch auf ſeinen Verſtand wirken, und dadurch die blödſinnige Verſtandesſchwäche, die ſich hier zeigt, vorbereiten können. Vielleicht hatte die ſchwächende Kur, die mit ihm vorgenommen war, hierzu noch mitgewirkt. Wenigſtens laſſen das zwey Fälle, davon einen Perfect, und den andern Chiarugi erzählt, vermuthen. Ich habe über dieſe an einem andern Ort (Unterſ. über den Wahnſinn, S. 104—113.) mehrere Anmerkungen gemacht, die vielleicht hier eine neue Beſtätigung finden. Dieſe Fälle ſind dem gegenwärtigen, wie ich zum Ueberfluſs bemerke, im Zufälligen ſehr unähnlich, im Weſentlichen aber deſto ähnlicher. Denn Perfect's Narr war in ſeiner Einbildung bald Lord Kanzler, bald König von Spanien; Chiarugi's Narr bald Papſt, bald weltlicher Fürſt; beide fielen bald darauf in einen gänzlichen Blödſinn.

dafs er bey dem Gebrauche jenes Brunnens weder Magentropfen nehmen, noch Wein trinken ſollte. Sechs Tage hatte er dieſes ausgehalten, als er von ſeiner Frau Wein fordern liefs. Wie dieſer ihm durch eine Magd gebracht wurde, befahl er derſelben, die Thür zu ſeiner Stube nicht wieder zu verſchliefsen. Hiermit hatte er den erſten Schritt gethan, ſich wieder in Freyheit zu ſetzen. Den Brunnen trank er meiſtens in einem Garten, wo ihn ſein Arzt dann und wann beſuchte. Hier liefs er es dem Arzte, wie dieſer ihn einmal beſuchte, ſehr deutlich merken, dafs ſeine Geſellſchaft ihm nicht die angenehmſte ſey. Der Arzt, dem dieſes nicht entging, ſagte: Nun ſo werde ich nicht wiederkommen; „das iſt eben, was ich denke," erwiederte der Patient, den ſein Arzt jetzt verliefs, und der jetzt mit mehrerer Gemüthsruhe als vorher den Brunnen trank. Indefs beging man in ſeinem neuen Hausweſen den neuen Fehler, wie er es nennt, dafs ſeine Frau ſich von ihm tiſchte, und ſeine älteſte Tochter immer bey ihr ſeyn mufste, ob dieſes gleich die damaligen Umſtände der Frau erforderten. Marlow ſchrieb dieſes ſeiner Frau zu, und hieraus erwuchs für ihn ein neuer Gram. „Um dieſen zu vertreiben, „ſagt er, ging ich einſtens des Nachmittags „langſam, wie im Spatzierengehen nach S. (eine gute Meile von H.) „um bey G." (für welchen er den oben erwähnten Proceſs geführt hatte)

„meine noch vierzehntägige Brunnenkur ab-
„zuwarten.“ — Er fand hier in den erſten acht Tagen die beſte Aufnahme; war aber mit ſeiner Bewirthung in den letzten unzufrieden; hielt indeſs die Zeit aus, da er es ſich vorgenommen hatte. Vielleicht diente es zu ſeinem Beſten, daſs er hier täglich Gelegenheit hatte, ſich Bewegung zu Fuſs und zu Pferde zu machen, da er jeden Nachmittag ein Pferd von ſeinem Wirthe gebrauchen konnte. Nachdem er wieder zu Haus angekommen war, fand er alles wie zuvor, und hörte, von wem weiſs er nicht anzugeben, daſs dieſes auf Befehl der Aebtiſſinn angeordnet wäre. Vielleicht hatte man dieſen Befehl bloſs vorgegeben, vielleicht ihn auch veranlaſst, ihn um ſo eher dabey zu beruhigen. „Denn, ſagt er, bey dieſem mir unbegreiflichen, „aber doch hohen Befehl faſste ich mich die „erſten Wochen über in Geduld, zumal mir mein „Schwager (ein Bruder ſeiner Frau) einige Reu-
„ter-motiones nach B., L., S. und andern be-
„nachbarten Orten machte.“

Dieſer ſein Schwager, der gleichfalls ein praktiſcher Juriſt war, hatte während der Zeit, daſs Marlow krank geweſen war, alle ſeine Geſchäfte und ſeine Praxis geführt. Anſtatt ihm dieſes Dank zu wiſſen, faſste er einen geheimen Argwohn gegen ihn, und entfernte ſich von demſelben immer mehr und mehr. Sein Un-

wille gegen denſelben wurde noch durch einen Umſtand verſtärkt. Marlow nämlich hatte, in dem erſten Unwillen über ſeine Frau, weil dieſe ihn während ſeines Krankenlagers nur einmal auf wenige Minuten beſucht hatte, auf eine Eheſcheidung angetragen, hatte indeſſen dieſen Antrag nicht weiter verfolgt, vielleicht auch längſt wieder vergeſſen. Ein gegenſeitiger Antrag geſchahe ihm nunmehr von Seiten des abteylichen Kanzleydirektors, und Marlow hielt niemand anders als ſeinen Schwager für den Urheber deſſelben. Die Sache war ihm um ſo empfindlicher, da er ſeine Gattinn aus wahrer Zuneigung geheirathet, und dieſe Zuneigung auf immer gegen ſie beybehalten hatte. Auch wurde ſein Widerwille gegen ſeinen Schwager noch dadurch vermehrt, daſs derſelbe, der in den bisherigen Verhältniſſen ſeinem Hausweſen vorgeſtanden hatte, ihm, weil er ihn noch nicht für wiederhergeſtellt betrachtete, daſſelbe noch nicht wieder hatte übergeben wollen, und ihn ſelbſt unter einer gewiſſen Aufſicht hielt. Marlow wollte des Hausfriedens wegen jetzt dieſen ſeinen Schwager, und der Prinzeſſinn und noch Anderer wegen, wie er ſagt, auch ſeine Frau und Kinder beſtmöglichſt meiden, und zu dem Ende ſeinem Schwager das ganze Hausregiment nebſt ſeiner bisherigen Praxis in dem Preuſsiſchen überlaſſen. Er hatte um dieſelbe Zeit einige Proceſſe in dem Gräflich-Lippiſch-Detmol-

dischen Lande. Mit diesen wollte er den Anfang einer neuen Praxis in demselben machen, um davon das nöthige Auskommen zu haben. Er machte sich in dieser Absicht zu Fusse auf den Weg, nach einem, in jener Grafschaft, ohngefähr eine Meile von H. gelegenen Amte. Kaum war er aber über die um die Stadt gelegenen Gärten hinausgekommen, als er von einem Jungen angehalten und zurückzukehren aufgefordert wurde. Es war eben dieser Junge vorher bey der Zurichtung der oben erwähnten Bäder gebraucht worden; der nämliche, der ihn, wie er sich ausdrückt, mit höllenheifsem Wasser hatte bespülen müssen. Erstaunt über diese Frechheit des Jungen, fragt er denselben, wer ihn zu seinem Weginspektor gesetzt habe, und erfährt, dafs sein Schwager dem Jungen befohlen habe, ihn nicht aus dem Thore zu lassen. Wie genau er beobachtet wurde sahe er nunmehr; den Jungen jagt er indefs zurück, und geht ungestört seinen Weg. Allein kaum war er auf dem eben erwähnten Amte eine Stunde angelangt, und hatte sich daselbst, wie er sagt, mit einer Tasse Kaffee und einem Glase Wein, womit er daselbst regalirt wurde, erquickt, als ein dickbeleibter Kutscher mit jenem Jungen zu ihm hereintrat, und ihn mit aufgehobener Peitsche fragt: ob er mit wolle? Da er sich nicht in Güte fügen wollte, kam er mit beiden in ein Handgemenge, worin ihm die Perücke von dem Kopfe fiel, und er bald

übermannt wurde. Beide brachten ihn mit Gewalt in das Wirthshaus. Hier fand er die Gattinn eines Predigers aus H., die ihrem Manne, den ſie aus Pyrmont zurück erwartete, entgegen gegangen war. Dieſe ſucht ihn zu beſänftigen, ſtellt die Leute, die ſich ſo ſeiner bemächtigt hatten, wegen ihrer Brutalität zur Rede, und hört, daſs ſie ſich mit einem Befehle, den ſie von der Aebtiſſinn haben wollten, Marlow'n allenfalls mit Gewalt zurück zu bringen, entſchuldigen *). Ob dieſer gleich, wie er ſagt, den Aerger und eine öffentliche Proſtitution weg hatte, ſo liefs er ſich doch von jener Frau und ihrem Manne, der bald darauf angekommen war, bereden, mit ihnen nach H. zurück zu fah-

*) Nach den Berichtigungen war dieſes Marlow's erſter Ausgang ohne Begleitung ſeines Schwagers. Man hatte ihm, wie es daſelbſt heiſst, weil er ganz niedergeſchlagen geweſen, ſeinen ehemaligen Aufwärter nachgeſchickt, damit dieſer ſuchen ſolle, ihn zurück zu bringen, wenn er zu weit gehen wolle, oder, wo er dieſes nicht könnte, ihm zu folgen; jenen Aufwärter aber zu keiner Gewalt autoriſirt. Dieſes ſcheint aber mit Marlow's Ausflucht nach S., wo er ſchon vorher vierzehn Tage zugebracht hatte, nicht zu beſtehen. Auf der einen oder der andern Seite iſt hier alſo ein Irrthum, entweder in Marlow's Erzählung oder in dieſen Berichtigungen.

fahren. Weil Marlow ihnen ſeinen Widerwillen erklärt hatte, wieder in ſein Haus, weil er ſich daſelbſt nicht ſicher glaubte, zurück zu gehen, behielt ihn der Prediger die Nacht bey ſich, und überredete ihn den folgenden Tag, ſich von ihm zu Hauſe führen zu laſſen, nachdem er ihm die Hand darauf gegeben, „daſs ihm „alle gewünſchte Ruhe nebſt Hausfrieden, Sicher„heit, und dabey eine competirende Freyheit „menſchlich-vernünftiger Handlungen angedeihen „ſolle.“ Der Prediger hielt ſein Wort, und Marlow's Gattinn verſprach alles, was er für ihn auszuwirken ſich anheiſchig gemacht hatte.

Acht Tage hindurch ging auch alles gut, bis den unglücklichen Mann die Begierde und Luſt, ſein eigner Herr zu ſeyn, zu ſehr anwandelte. Er beſchloſs nämlich, wie er ſagt, weil jener Vorfall und der ihm dadurch verurſachte Aerger ſeine Geſundheit einigermaaſsen angegriffen hatten, den damals berühmt gewordenen Meyenberger Brunnen zu beſuchen, und daſelbſt das Bad zu brauchen. So ſagt er; im Grunde waren es aber wohl ganz andere Bewegungsgründe, die ihn dahin zogen. Zu Hauſe gefiel es ihm nicht; er ſuchte auſserhalb deſſelben Zerſtreuung, und ſeine Eitelkeit zog ihn nach jenem Badeorte. Weil er glaubte, man würde ihm dieſes nicht ſo leicht bewilli-

gen, nahm er zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Er ging nach Detmold, einer nicht weit von jenem Badeort entfernten Stadt, und ſchrieb von da aus nach Haus um zwey Louisd'or und die ihm nöthige Wäſche. Beides erhält er, geht damit nach Meyenberg und nimmt erſt ein Quartier, in dem er mit geringen Koſten glaubt leben zu können. In dem erſten Hauſe der Stadt, bey dem Badearzt, findet er aber mehrere der vornehmſten Perſonen ſeines Orts. Man redet ihm zu, ſein Quartier auch daſelbſt zu nehmen, und wie er ſagt, plagt ihn ein kleiner Ehrgeitz, dieſe ſo honorable Geſellſchaft nicht auszuſchlagen. Wie er acht bis zehn Tage hier geweſen war, und ſich nach ſeiner Verſicherung wohl erholt hatte, erhielt er von dem Badearzte die Nachricht, daſs ſeine Frau entbunden ſey, und daſs man ſeine Rückkehr wünſche, und hört auch, daſs derſelbe ihm zu ſeiner Abreiſe einen Bothen und ein Pferd für den folgenden Tag beſtellt habe. Marlow's Baarſchaft reichte nicht hin, ſeine Rechnung zu bezahlen; auf ſeine Frage, ob er Credit habe, erhielt er von dem Arzt die Antwort, daſs er ihm ſicher genug ſey, und reiſet ab. Zu Hauſe findet er aber, anſtatt einer guten Aufnahme, ſeine Gattinn ſehr ungehalten. Die Urſach war ihm bekannt, bis er erfuhr, daſs der Bothe eine groſse Rechnung mitgebracht habe. Er ſeines Theils findet dieſe auch in ſeiner Erzählung noch ungerecht, und, um ſeinen Ausdruck zu gebrau-

chen, gottlos; allein man kann leicht denken, dafs der Mann in der honorablen Gefellfchaft, in der er fich gefchmeichelt fahe, auch honorabel, wenn auch nur aus Eitelkeit, gelebt habe. Alle feine Berufungen auf das Zeugnifs diefer Gefellfchaft, wegen feiner Eingezogenheit, und des nur geringen Aufwandes, den er im Bade gemacht haben wollte, fanden daher bey feiner Frau und feinem Schwager keinen Glauben *).

Mit in der Abficht, fich durch die dritte Hand zu rechtfertigen, ftattet Marlow den folgenden Tag einen Befuch bey dem Kanzleydirektor W. ab. Da diefer eben im Begriff ift, in einer bey der Kanzley anhängigen Sache eine Sentenz, die am folgenden Montage publicirt werden follte, auszuarbeiten, bittet fich Marlow diefe Arbeit aus, fafst die Sentenz ab, und fchickt fie mit den Akten gleich den folgenden Mittag zurück. Die Sentenz wurde auch, wie

*) Alle, auf die fich Marlow hier berufen haben mogte, gaben ihm, nach den Berichtigungen auch nichts weniger als das Zeugnifs der Eingezogenheit. — Diefes läfst fich auch nicht allein aus den fchon aus feiner Erzählung unmittelbar hervorgehenden Gründen, fondern auch noch daher erwarten, dafs Marlow fich gar zu fehr zu vergeffen fuchte, als dafs er fich zu einem eingezogenen Leben hätte bequemen können.

er verſichert, von Wort zu Wort publicirt, da er ſie hernach bey einem der beiden ſtreitenden Theile geleſen.

Ein frommer Betrug, den man ihm jetzt ſpielen wollte, um ihn zu dem Gebrauche einer Arzney zu beſtimmen, verdarb alles. „Bey ſol„chen Umſtänden," ſagt er, nachdem er erzählt, daſs er die eben erwähnte Sentenz abgefaſst, „ſtelle man ſich das Verfahren des Kanzleydirek„tors gegen mich in Nachfolgendem vor. Einige „Tage nachher ſandte dieſer Mann mir durch „ſeinen Bedienten ein Glas Mixtur zu, und lieſs „mir ſagen: ich mögte die doch gebrauchen. „Mein Schwager kommt damit, und mit dem „(einem) beſondern Compliment auf die Stube „zu mir. Ich, in dem erſten Eifer (weil ich „nichts anders daraus ſchlieſsen konnte, als man „wolle mich mit Gewalt zum Narren declariren) „nehme das Glas Medicin in die Hand, gehe „damit zu dem Bedienten des Kanzleydirektors „zur Stube heraus und frage: Wann iſt ſein Herr „ein privilegirter Medicus, und wenn, wie, und „durch wen iſt er Doctor geworden? Das wiſſe „er nicht, ſagte der Burſche, ſein Herr aber lieſse „mich zu meinem Beſten erſuchen, die Medicin, „die mir gut und nöthig ſeyn würde, doch noch „zu gebrauchen. Sage er kurz ſeinem Herrn, „verſetzte ich, die Narren-Kur hätte ich, wie „er vor einigen Tagen ſelbſt geſehen und ſchrift-

„lich gelesen, Gottlob hinter mir, und wenn er „so stark in der Narren-Kur wäre, dass er dar„in Doctor geworden, so würde es Zeit seyn, „diesen Narren-Doctor wieder in dem abteyli„chen Kanzleydirektor zu kuriren. — Kaum war „der Bediente halbrasend mit dem Bescheide ab„getrollt, so gingen die Vorwürfe meines Schwa„gers über mich her, dass ich eine wahre Freund„schaft für die Besorgung meiner Gesundheit so „höchst undankbar erwiederte. Nun, sagte ich „kurz, was ich gewesen bin, das weiss ich, wo„zu ihr mich aber von neuem machen wollt, das „soll euch mit Gottes Hülfe nicht gelingen.“ *)

Wahrscheinlich hatte man ihm diesen frommen Betrug gespielt, um ihn zu dem Gebrauch einer von seinem bisherigen Arzt verordneten Arzney zu vermögen, weil man wusste, wie sehr er gegen ihn aufgebracht, und auch gegen seine Geschicklichkeit eingenommen war. Allein wie man sieht, war diese gutgemeinte List, nicht gut ausgedacht, wenn man gleich nicht vorausseben konnte, dass der Kranke zu dem Argwohn, den er in seinen Reden geäussert, man wolle ihn mit

*) Ich könnte noch mehrere Stücke anführen, wo man Marlow'n so als einen einfältigen dummen Menschen behandelte, und wo er dann klüger erschien als diejenigen, die sich in ihm geirrt hatten. Ich darf nur bemerken, dass dieses von allen das feinste war, und habe alsdann nicht nöthig, sie mitzutheilen.

Gewalt zum Narren machen, fortgeriſſen wurde. Dieſer Verdacht, den er aber einmal gefaſst hatte, brachte ihn am Ende dahin, ordentlich landflüchtig zu werden.

„Ich marſchierte hierauf, ſagt er, noch „denſelben Tag nach S. (zu dem Commercianten „G., deſſen ſchon öfter erwähnt iſt) ging den „folgenden Tag nach Bielefeld zu dem Hofrath „M., erzählte demſelben die bisherigen Brun„nen-Bäder und andere Kur und erſuchte ihn, „mich zu prüfen, und durchzuforſchen, ob er „noch ſonſt etwas an mir fände, was patien„tiſch zu nennen wäre. Ich nicht, war ſeine „Antwort. Darauf erzählte ich ihm des Kanz„leydirektors Doctor-Maskerade, worüber er „herzlich lachte, und mir den Vorſchlag that, „mich in Bielefeld niederzulaſſen, und da meine „Advocatur zu treiben. — Indem wollte ich „ihn um ein Teſtimonium meiner Geſundheit er„ſuchen, als er eben herausgerufen wurde, und „weil ich nicht ferner hinderlich ſeyn wollte, „nahm ich zuvörderſt Abſchied, um jenes den „folgenden Tag zu bewirken.“ Er ging hierauf nach S., welches nur eine kleine Stunde von B. entfernt iſt, um daſelbſt zu übernachten, zurück. Kaum war er daſelbſt angelangt, als ihm die Tochter ſeines Wirths ſagt: „Es iſt gut, „Herr Kanzleyrath, daſs Sie heute Mittag nicht „hier geweſen ſind. Es war der Kanzleybothe

„nebst zwey Mann Vasallen mit Ober- und Un-
„tergewehr hier, um Sie nach H. abzuholen.“ —
„Ich erschrak über ein solches Verfahren der
„Kanzley zu H. Dies hiefs nun völlig mich als
„einen Spitzbuben und Gaudieb behandeln, und
„mir den Rest der Ehre und des Brodtes abschnei-
„den zu wollen. Ich liefs mir 18 Groschen„
($\frac{1}{2}$ Thaler) „geben, und damit ging ich, ohne
„dafs ich noch selbst wufste wohin; nur wufste
„ich, dafs es nicht auf H. ging.“

Hiermit hatte Marlow eine grofse Wanderung angetreten, auf welcher man ihn kaum anders als mit der Karte in der Hand begleiten könnte. Nachdem er mehrere kleinere Orte passirt, wo er Bekannte aufgesucht, wenn auch nicht immer gefunden hatte, kam er nach Osnabrück, ging darauf in das Lingensche, von dort nach Holland. Hier besuchte er Amsterdam, besahe dann Leyden, Harlem, Haag, Leuwarden, Utrecht, Ryswik, Rotterdam und andere Oerter.

Mit einem halben Thaler war diese weite Reise angetreten; allein so planlos sie angefangen war, mit so vieler Erfindsamkeit hatte der Mann sich durch seine ehemaligen Clienten, Bekannte und seine Verwandte durchgeholfen. Auch bey dem guten Verstande, den er hatte, wenn dieser nicht durch die Ideen, die sich bey ihm festgesetzt hatten, verwirrt wurde, würde dieses nicht zu begrei-

fen feyn, wenn nicht die Geſchichte ſeiner Jugend- und Jünglingsjahre, in welchen er faſt ohne alle Mittel auf Schulen wie auf der Univerſität war, ihn zu dieſer Erfindſamkeit geführt hätte. Einmal — es war zu Osnabrück — brachte ihn ein Vorfall, in dem er mehr als einen Wink der Vorſehung, in dem er eine Art von Eingebung ſahe, zu dem Entſchluſſe, der in ſeine ganze Reiſe erſt einen Plan brachte. Nach Osnabrück war er gegangen, in der Hoffnung, bey dem dortigen Prof. und Rect. Gymnaſii Wagner, den er ehemals in Helmſtädt gekannt, bey dem er daſelbſt, wie er ſich ausdrückt, Matheſin ſtudiert hatte, und von welchem er mehrmals eingeladen war, eine gute Aufnahme zu finden, ohne über ſeine Reiſe weiter etwas beſchloſſen zu haben. Der Mann war indeſs gerade nicht zu Hauſe; auch fand er einen Advocaten nicht zu Hauſe, bey dem er gleichfalls einſprechen wollte. Der Hunger trieb ihn jetzt, wie er ſagt, in ein Wirthshaus, welches, wie er unnöthiger Weiſe hinzuſetzt, keines der vornehmſten war. Seine Baarſchaft war nicht gröſser als fünf Groſchen ſechs Pfennig, von welchen er für eine eingenommene Mahlzeit und ein Glas Bier zwey Groſchen bezahlen ſollte. Das ſchlimmſte hiebey war, daſs er ſein Preuſsiſches Geld bey allem Agio, zu dem er ſich erbot, bey dem Wirth nicht anbringen konnte. Die Verhandlungen mit dem Wirthe waren bald

in einen Wortwechsel übergegangen, und Marlow befand sich in einer unangenehmen Verlegenheit, aus welcher ihn ein gutherziger Holländer riss. Denn dieser wechselte ihm sein Preussisches in dortiges Geld ein, ohne dafür das geringste Agio zu verlangen. „Die Menschenliebe „dieses Holländers, sagt er, fiel mir so auf das „Herz, dass meine Seele bald still stand. Denn „es kam mir vor, wie er aus dem Hause ging, „als wenn ich noch die Worte, und zwar im „Tone meines in Holland verstorbenen Bruders „gehört: Mache dich auf, und folge mir „nach Holland.“ Ich erholte mich aber in „meinem Sinne, und antwortete bey mir selbst: wo„hin mit drey Groschen sechs Pfennig Preussischem „Gelde, welches niemand will?“ Indess fiel ihm ein, dass ein Brudersohn seines Vaters in einem zwey Stunden von Lingen befindlichen Ort als Accise-Inspektor wohne. Zu diesem macht er sich sofort auf den Weg, ob er denselben gleich seit dreyssig Jahren nicht gesehen hatte. Er fand indessen bey demselben eine gute Aufnahme, nachdem er sich ihm durch einen kurzen Finger, den er schon in seiner Jugend gehabt, in das Andenken zurückgebracht hatte. Von hieraus schrieb er an die Abtey, um sich über die Art, wie man mit ihm verfahren, zu beschweren, erhielt aber keine Antwort, indess sein Vetter auf eine seinetwegen dorthin gethane Anfrage, die Antwort erhalten hatte, dass er durch seinen zu grossen Fleiss melancholisch

geworden ſey, und übrigens nichts als Gutes und Rühmliches von ihm erfahren hatte. Wie er hier ſich nicht länger ſicher glaubte, reiſete er auf Koſten ſeines Vetters nach Amſterdam, von wo er die ſchon vorher erwähnte Ausflucht nach Leyden, Leuwarden u. ſ. w. machte, und dann dahin einſtweilen zurückkehrte. Eine Anweiſung, die er ſich von Weſtphalen aus, von einem ſeiner ehemaligen Clienten nach Holland verſchrieben, kam nicht an; auch fand er einen ſeiner Schuldner nicht, an welchen er noch ſechzig Thaler zu fordern, und deshalb groſse Rechnung auf ihn gemacht hatte. Nachdem er nach der eben genannten Ausflucht von Amſterdam dahin zurückgekehrt war, erfuhr er daſelbſt von einem Kaufmann, dem er in einem Concurſe ehemals 1500 Thaler ausgewonnen hatte, daſs ſeine Frau an denſelben geſchrieben, und ihn erſuchen laſſe, zurück zu kommen, und daſs er von allem, was er bis jetzt beſorgt habe, nichts weiter zu befürchten habe. Er machte ſich alſo ſofort auf ſeinen Rückweg. Wie er auf demſelben bey ſeinem vorhin erwähnten Vetter bey Lingen angelangt, hörte er, daſs zwey Tage nach ſeiner Abreiſe von da der Kanzleybothe mit zwey Mann Wache angelangt ſey, um ihn gefänglich abzuholen. Sein Vetter war eben im Begriff, in dringenden Familienangelegenheiten eine Reiſe in die Gegend von H. anzutreten. Mit dieſem fuhr er bis zu dem Ort, wohin der-

selbe reisen wollte, und setzte von da seine Reise zu Pferde nach H. fort. Unterwegs kehrt er auf einem Gute ein, um daselbst Mittag zu halten, und erfährt daselbst, dass sein ältester Sohn und eine seiner Töchter gestorben, und seine Frau zu ihrem Bruder von Herford nach Helmstädt gezogen sey.

Der arme Mann sahe sich also abermals getäuscht. „Wie mir hier wurde, sagt er, solches „kann ich Keinem beschreiben. Wiewohl ich nun „sahe, dass ich nicht zu sicher reise; so nahm „ich es mir doch aus Eifer gegen alle meine Ver„folger vor, nun das Aeusserste gegen denjeni„gen zu wagen, der mich als einen freyen Men„schen attakiren würde. Ich ritt also hin, und „trat bey meiner Ankunft in H. in S. Gasthause „ab. Ich traf daselbst noch die gewöhnliche „Weingesellschaft an, und es mogte durch ihre „Neugier, oder in der Meinung des Wirths ge„schehen, dass ich gespickte Beutel mit holländischen Ducaten anhero gebracht, genug ich „wurde von meinem Herrn Wirth lautior mit „Speise und Trank bewirthet, als ich es ver„langt oder erwartet hatte. Den folgenden Tag „war es Sonntag, da ich keinen beunruhigen „wollte. Indess weil es schönes Spätherbst-Wet„ter war, wollte ich vor Tische über einige Wälle „promeniren. Indem kommt die Aebtissinn da„her gefahren, und als ich ihr meinen tiefsten Re-

„verenz gemacht, beugt sie sich lächelnd höchst „gracieus. Nun, sagte ich, hast du deine vorige „höchst gnädige Prinzessinn wieder, und besorgte „von meinen heimlichen Feinden daher um so we„niger etwas.“

Von heimlichen Feinden hatte der Mann freylich nichts zu besorgen, auch nie etwas zu besorgen gehabt, da nur seine Eitelkeit und Einbildung aus Personen, die zum Theil seine Freunde waren, Feinde geschaffen hatte. Allein er fand nach seiner dreymonatlichen Abwesenheit alles anders, als er nach jenen Anzeigen erwarten konnte. Von seinem Gehalt als Kanzleyrath war ihm nicht viel mehr als hundert Reichsthaler nebst freyer Wohnung übrig geblieben. Seine Praxis als Advocat war dahin; auch mufste er bald wahrnehmen, dafs er als Kanzleyrath aufser Aktivität gesetzt war, da ihm von dem Kanzleypedell keine Gerichtstage angesagt wurden, und er also auch auf keinem erscheinen durfte. Hierüber hatte er sich zwar zweymal beschwert, war aber ohne Bescheid geblieben. Er fügte sich indefs in die Geduld. Um den Leuten zu zeigen, dafs er nicht, wozu man ihn machen wollte, melancholisch sey, besuchte er zuweilen ein Weinhaus, in welchem sich viele Gesellschaft aus den ersten Ständen der Stadt zusammen fand. Ob seine Gesellschaft den übrigen Gästen unangenehm, oder was sonst die

Urſach war, er hatte hier zu Zeiten Händel mit dem einen oder andern derſelben, und zuletzt mit dem Wirthe, der einen Befehl vorſchützte, ihm keinen Wein reichen zu dürfen. Bey Händeln dieſer Art erſchien er oft klüger, als ſeine Gegner, weil dieſe den kleinen Fehler begingen, ihm weniger Verſtand zuzutrauen, als er wirklich hatte. Hierdurch mufste er ihnen noch unleidlicher, und er ſelbſt immer mehr in der Meinung beſtärkt werden, man wolle ihn mit Gewalt für einen Narren declariren, oder man glaube noch immer, dafs er ſeinen Verſtand noch nicht wieder erhalten, in deſſen Beſitz er ſich nunmehr wieder zu befinden glaubte, ob er ſich gleich bewufst war, ihn vorher verloren zu haben. Auf einem beſſern Fufse wie mit dieſer Geſellſchaft ſtand er mit keiner andern. Er faſste alſo den Entſchluſs, Herford zu verlaſſen, und zu ſeiner Frau zu gehen, und machte ſich ſofort auf den Weg, ob gleich ihr Bruder, bey dem ſie ſich aufhielt, ihm unter der Drohung, ihn in das Zuchthaus zu ſchicken, verboten hatte, zu ihm zu kommen. Zum Unglück wurde er aber in Lemgo von einer Krankheit im Gaſthofe befallen, auf deren Veranlaſſung der Wirth nach Herford geſchrieben, und er ſich hatte bequemen müſſen, einſtweilen dahin zurück zu kehren.

Wahrſcheinlich erwartete man hier eine ähnliche Excurſion als ſeine vorhergehende hol-

ländiſche, oder eine ſolche Verſchwendung, wie zu Meyenberg. Denn bey ſeiner Zurückkunft wurde er wieder in ſein Zimmer eingeſperrt *). Seit ſeiner Rückkehr aus Holland hatte Marlow eine Schweſter bey ſich gehabt, die ſeine Wirthſchaft geführt, und für ſeine Bequemlichkeit geſorgt hatte. Dieſe muſste jetzt von ihm ziehen, und an ihrer Stelle ein Vaſall nebſt ſeiner Frau Marlow'n bewachen und ihm aufwarten. So lebte er von Michaelis bis gegen den May des folgenden Jahres. Weil das Haus, in welchem er gewohnt hatte, verkauft war, muſste ſein Schwager, bey dem er die letzte Zeit gewohnt hatte, und Marlow mit ihm aus-

*) Nach den Berichtigungen geſchahe dieſes erſt mehrere Wochen nach der eben erwähnten Reiſe, und weil Marlow in der Nacht in der Stadt herumſchwärmte, und verſchiedentlich mehrere Einwohner beunruhigte. Nach dem bisher Erzählten darf man ſich wohl nicht wundern, wenn der Mann mit jedem Tage toller und toller wurde. Vielleicht nahm er auch dergleichen tolle Stücke in der nämlichen Abſicht vor, worin er nach ſeinem Vorgeben in das Weinhaus ging, um nämlich Andern den Beweis zu geben, daſs er nicht melancholiſch ſey. Dieſe Vermuthung iſt um ſo weniger ohne Grund, da er einmal glaubte, man wolle ihn mit Gewalt für einen Narren declariren. Auch werden wir unten ſehen, daſs er in einer ähnlichen Abſicht frivole Romanzen dichtete.

ziehen. Da ſein Schwager ihn in ſeiner neuen Wohnung nicht mitaufnehmen konnte; ſo wurde er ausgemiethet.

Dieſe Veränderung diente ihm aus mehrern Gründen zur Aufheiterung. Seine neue Wohnung ging nach einem Garten hinaus, der ihm Augenweide und Zerſtreuung gewährte; an ſeinem neuen Wirthe, dem er einſtens einen Dienſt geleiſtet hatte, fand er einen höflichen und dienſtfertigen Mann, und was noch mehr war, dieſer Mann, der als Küſter an einer H..ſchen Kirche ſtand, hatte, wie Marlow ſagt, noch ziemliche Schul-Studia im Kopfe. Vor dieſem konnte er alſo ſein Licht recht leuchten laſſen. Denn des guten Mannes ſchwache Seite war es einmal, überall brilliren und ſich geltend machen zu wollen, und ſo wollte er auch als ein aufser ſeiner Jurisprudenz gelehrter Mann gelten. Schon gleich nach ſeiner Rückkunft hatte er die volle Muſse, die er nunmehr hatte, da alle ſeine Clienten von ihm gegangen waren, theils auf das Studium älterer Akten und des Jus, und theils auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten gewandt, die freylich nie im Druck erſchienen ſind, und deren Vorenthaltung niemand als einen Verluſt betrachten wird. So hatte er Drelincourt's Sonnets Chrétiens in deutſche Verſe, und Davids Pſalmen, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, nach üblichen kirchlichen Melodieen

transmutirt. Jetzt, da er durch seinen Wirth, bey dem er, wie er sagt, halb wieder aufzuleben anfing, von diesen und jenen Vorfällen, die für den Hof wichtig seyn mogten, Nachricht erhielt, nahm er davon Veranlassung bald zu diesem, bald zu jenem Gedicht, das er dann der Aebtissinn überreichen liefs, und das von dieser auch mit menschenfreundlicher Güte angenommen wurde. „Ich vernahm unter andern, „sagt er, dafs Ihro Königl. Hoheit von dem La„ger des Todes erstanden wären. Da ich ehe„mals in meinem Diensteifer für sie an die Pfor„ten der Hölle gegangen wäre, machten mich „Schmerz und Freude wieder zum Dichter. Ich „verfafste eine kurze Ode, darin ich den Him„mel für ihre Erhaltung pries. Sie sandte mir „zwey Bouteillen Wein.“ So machte er auch bey andern Veranlassungen Gedichte, unter andern eins am Michaelisfeste, in welchem er den Krieg Michaels mit dem Drachen besang*); worüber ihm, nach seiner Versicherung, die Fürstinn ihr besonderes Wohlgefallen bezeugen liefs. Diese und ähnliche Gedichte, theils in deutscher und theils in französischer Sprache, brachten ihm wie jenes ein Honorar, bald in Rheinwein, bald in Bourgunder, und bald in Wein und Essen von

*) Dieses Thema mufs ihn sehr angezogen haben. (vergl. S. 360.)

von der fürſtlichen Tafel, das ſeiner Eitelkeit noch mehr als ſeinem Gaumen ſchmeckte. Andere Aufſätze, die er um dieſe Zeit verfertigte, verdienen nur deshalb genannt zu werden, weil ſie auf ſeine Geiſtesſtimmung ein Licht werfen. Dergleichen ſind z. B. der Chriſt wie er ſeyn ſoll, aber nicht iſt; der Chriſt in Leiden, eine Tragödie; Diſſ. de judiciis principum; Tartüffe in Amerika, eine Komödie; zwey morgenländiſche Geſchichten im dichteriſchen Erzählungs-Ton. Das ſchlimmſte war, daſs der Mann in der Güte, mit welcher ſeine Aufſätze, die er zu Zeiten der Fürſtinn überreichen liefs, aufgenommen wurden, einen Beweis ſehen wollte, daſs man ihn als einen Menſchen betrachte, der ſeines Verſtandes und ſeiner ſelbſt mächtig ſey, und daher in den Einſchränkungen, in denen er gehalten wurde, nichts als den Haſs ſeiner Feinde finden konnte.

In dieſer Zeit ſtarb ſein älterer Schwager, bey dem ſeine Frau und Kinder ſich ſeit der Zeit wo er nach Holland geflüchtet war, befunden hatten. Ihm fiel jetzt, wie er ſagt, die Sorge für ihre künftige Unterhaltung auf das Herz. Er hatte ſchon vorher Collegienhefte von einem ältern Halbbruder, der bereits ſchon vor vierzig Jahren als Arzt verſtorben war, und dabey dieſes und jenes mediciniſche Buch, während ſei-

ner frühern Krankheit geleſen. Dieſes brachte ihn, da er ſeine juriſtiſche Praxis doch nicht wieder hergeſtellt zu ſehen hoffen durfte, auf den Einfall, wenn er zu ſeiner Freyheit wieder gelangt ſeyn würde, Medicin auf einer Univerſität zu ſtudiren. Er war zwar ſeinem vierzigſten Jahre ſchon nahe; allein das Beyſpiel zweyer Aerzte in der dortigen Gegend, welche erſt ohngefähr in dem nämlichen Alter die Theologie gegen die Medicin vertauſcht hatten, beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe. Er ſchrieb ſofort eine Diſſertatio medica, de mente ſana in corpore ſano impetranda, darin er ſeines Arztes mit ihm vorgenommene Höllen-Kur, wie er ſie nennt, beſchrieb und verwarf. Dieſes hatte er ſeinem Wirthe geſagt, dabey auch geäuſsert, dafs er, wenn er Medicin ſtudirt haben würde, auf der Univerſität Rinteln, die nur einige Meilen von H. entlegen iſt, diſputiren, und ſeinen Arzt zum Opponiren auffordern wolle, damit dieſer die an ihm vorgenommene Kur alsdann vertheidigen könne und möge. Der Küſter, ſein Wirth, hatte dieſes, wie er glaubt, jenem Arzt wieder erzählt; der Arzt, wie er gleichfalls meint, ſey deshalb um ſo mehr ſein Feind geworden, und habe ſeinen Transport in ein Irrenhaus befördert. Er glaubt ferner, dafs er ſelbſt dieſes dem Arzt dadurch erleichtert habe, dafs er ſich gegen ſeinen Wirth verlauten laſſen, er wolle, wenn er wieder die Univerſität bezo-

gen haben würde, Magiſter Philoſophiae, Doctor Theologiae, Juris und Medicinae werden, und alle ſeine Widerſacher und Feinde beſchimpfen. Indeſs ſo wenig dieſes als jenes hatte wohl an ſeinem Schickſal einigen Antheil.

Nach dem Tode ſeines ältern Schwagers nämlich, der im Braunſchweigſchen eine Amtmannsſtelle bekleidet hatte, kam ſein jüngerer Schwager, der bisher in Herford gelebt hatte, an die Stelle deſſelben. Die Verhältniſſe ſeines jüngern Schwagers erlaubten demſelben nicht, ihn mit ſich zu nehmen. In H. ihn weiter unterzubringen ging auch nicht. Man ſahe alſo kein anderes Mittel, als ihn in ein für Unglückliche ſeiner Art beſtimmtes Haus zu bringen. Man wählte Braunſchweig zu ſeinem Aufenthaltsorte, weil er hier ſeinen Verwandten am nächſten war. Zur Reiſe dahin brachte man ihn indeſſen durch eine Liſt. Weil Marlow nämlich ſeinen Wunſch, Medicin auf einer Univerſität zu ſtudiren, ſehr laut und wiederholentlich erklärt hatte, ſo erkundigte man ſich, wo er denn am liebſten ſtudiren würde. Seine Wahl fiel, wie man vermuthlich voraus wuſste, auf Helmſtädt. Denn hier hatte er, wie er ſagt, ſeine Frau und Kinder, und an dem Ort ſelbſt unter den Profeſſoren viel Gönner und Freunde. Man ſagte ihm, daſs ihm aufser ſeinem Gehalt noch 200 Thaler

von der Fürſtinn zum Studiren beſtimmt wären. Er iſt damit natürlich dankbar zufrieden. Er entſchlieſst ſich, mit der nächſten Poſt abzureiſen, um, da es noch ungefähr zwey Monat vor Michaelis war, ſich daſelbſt gehörig vor dem Anfange der Collegien einzurichten, und zuvor bey den Seinigen einige Zeit zuzubringen. Da er jetzt beynahe zwey und ein halbes Jahr von der menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten geweſen, läſst er ſich bereden, den abteylichen Küchenſchreiber als Reiſegefährten mitzunehmen. Wie beide zu Braunſchweig, worüber der Weg nach Helmſtädt ging, angekommen waren, war die Poſt nach Helmſtädt bereits den Morgen abgefahren. Sie traten alſo bis zur nächſten Poſt daſelbſt im Gaſthofe zum blauen Engel ab, und ſpeiſeten daſelbſt noch zu Abend. Weil es indeſſen nach der Mahlzeit noch eine Stunde Tag iſt, ſchlägt ſein Begleiter ihm einen Spatziergang in den fürſtlichen Garten vor, und wie der Spatziergang geendigt war, mit demſelben noch ein Glas Duckſtein auf dem Keller zu trinken. Der Vorſchlag wurde angenommen. Ehe Marlow es ſich verſieht, befindet er ſich, da er auf dem Keller zu ſeyn glaubt, in ſeinem neuen Gefängniſs eingeſchloſſen, und abermals überliſtet. An was für einem Orte er ſey, ſagten ihm bald einige traurige Attribute deſſelben. Denn kaum hatte er das Zimmer betreten, als er hinter der Thür, in welche er zuerſt gekommen war, eine

zweyte, und in der Mitte derſelben eine kleine Gitterthür von Eiſen bemerkte. Vor mehreren Jahren hatte er das Tollhaus zu Celle beſehen, und daſelbſt erfahren, daſs durch dieſe Gitter den Raſenden ihr Eſſen gereicht werde. „Bey dieſem „Anblick, ſind ſeine Worte, mogte ich erblaſſen, „und ſagte nur ſeufzend: Ich ſehe, meine Feinde „verfolgen mich auf das äuſserſte, zog mein Kleid „ab und warf mich entkräftet auf ein vorgefunde„nes Bette. Ein Hausknecht kam und zog mir die „Stiefeln ab. Man ſetzte mir für einen Groſchen „Bier auf den Tiſch, und ſchloſs die Thür hinter „mir zu, indeſs mein Begleiter als eine Schnecke „zurück gekrochen war.“

Ehe ich Marlow's Geſchichte weiter verfolge, ſehe ich mich zu einigen Bemerkungen, theils über ſeine Erzählung, theils über die erzählten Begebenheiten, veranlaſst.

Jene iſt aus den gleich im Eingange angeführten Gründen im Ganzen für glaubwürdig zu halten, wenn ſie auch nicht durch ihren Zuſammenhang eine neue Beglaubigung erhielte. Hie und da hat der Mann freylich etwas, vorſätzlich oder unvorſätzlich, übergangen, zuweilen auch dieſen oder jenen Umſtand ſeiner Verirrungen nicht ganz der Wahrheit gemäſs erzählt. Es ſey, daſs jenes nicht bloſs aus Vergeſſenheit, und daſs dieſes in der Abſicht geſchehen, die Sache

zu ſeinem Vortheil zu ändern; ſo liegt hierin, wie Herr Barkhauſen treffend bemerkt, ein Beweis, daſs der Mann zu der Zeit, wo er jene Erzählung abfaſste, ſchon ziemlich müſſe zu Verſtande gekommen ſeyn. Daſs er deshalb auch von allen ſeinen Irrthümern, z. B. von ſeinen Vorurtheilen wider dieſen oder jenen, den er als ſeinen Feind betrachtete, zurück gekommen ſey, folgt hieraus keineswegs. Daſs dieſes nicht geſchehen, kann daher nicht als ein Beweis gegen die obige Behauptung gelten.

Dieſe Behauptung erhält noch durch einen andern Grund eine Beſtätigung. Man muſs ſeinen Aufſatz mit der Aufmerkſamkeit leſen und wieder leſen, die ich ihm habe widmen müſſen, um nichts Erhebliches darin zu überſehen, und das Erhebliche von dem Unerheblichen zu ſcheiden, um ſich dieſen Grund nicht entwiſchen zu laſſen. Deshalb erlaube ich mir nur, darauf aufmerkſam zu machen.

Marlow alſo, wie jeder leicht bemerken muſs, redet von ſeinen Verirrungen durchaus ganz ernſthaft, und dazu hatte er nur allzuſehr Urſach. Indeſs mitten in der Erzählung derſelben kommt oft, wenn auch nur ein Wort oder ein Ausdruck vor, der uns bey allem Mitleiden ein Lächeln abnöthigt. Dieſes Lächeln nöthigt uns nicht die dargeſtellte Sache, ſondern der allereinfachſte eigentlichſte Ausdruck ab, der ohne

alle Wahl da zu ſtehen ſcheint, weil der Mann es der Mühe nicht werth hält, das Lächerliche in einer Verirrung, die er gerade darſtellt, bemerklich zu machen. So würden wir wenigſtens urtheilen, wenn wir ſeine Erzählung einem Andern in den Mund legen. Wie er z. B. oben S. 350. die Geſchichte ſeines überlauten Gebets und die Beſtürzung ſeiner Frau erzählt, fügt er hinzu: „Dieſes wirkte ſo viel, daſs ich einige Tage „meine vermeinte Poſaune nicht wieder probirte.“ Ferner, bey der Beſchreibung ſeines Wetterſingens, oben S. 360. ſagt er: „Weil es mir nun nicht „ſonderlich gelingen wollte, daſs die Sonne ſich „nach meinem Singen kehre;“ und um nur noch ein Beyſpiel anzuführen, wie der Mann ſeinen S. 362. mitgetheilten Auftritt mit dem Hofrath M. erzählt, ſchlieſst er: „So ſehr mich die bittern „Reden des Mannes ſchmerzten, ſo ſehr nahm „ich mir dennoch vor, von nun an Wetter „Wetter ſeyn zu laſſen.“ Man wird leicht mehrere Stellen dieſer Art finden, in welchen der Mann in dieſem Humor ſich über ſeine Verirrungen vernehmen läſst. Dieſer Humor iſt aber wohl nichts anders als eine Folge der Selbſterkenntniſs und Beſonnenheit, zu der ihn vielleicht am meiſten die Beſchreibung ſeiner Verirrungen, die er vorher nie ſo durchdacht haben mogte, gebracht hat.

Uebrigens findet ſich noch eine Abweichung zwiſchen ſeinem Aufſatze und ſeiner mündlichen

oben mitgetheilten Erzählung. In dieſer führte er an, er habe geglaubt, man feyre den unrechten Sonntag, ſey durch Schläge zum Handarbeiten in ſeinem Arreſt angehalten u. ſ. w. Hiervon ſagt er kein Wort in ſeinem Aufſatze. Jenes war vielleicht ein Irrthum, von dem er bey ſeiner ausführlichen Erzählung, die ihm Anlaſs gab, ſich auf alles zu beſinnen, zurück kam. Vielleicht war, was er von der Sonntagsfeyer ſagte, auch nicht mehr und nicht weniger, als eine Nothlüge, die Verwirrung und Schaam ihm eingab, ob es gleich ſehr wohl ſeyn kann, daſs in ſeinem neuen Jeruſalem der Sonntag eine andere Stelle erhalten hatte, und er entweder dieſes Umſtandes bey ſeiner ſchriftlichen Erzählung vergeſſen, oder ſeiner abſichtlich nicht erwähnt, weil er ihn für zu unbedeutend hielt. — Doch hier iſt zwiſchen beiden Erzählungen nur eine Abweichung; kein Widerſpruch. Deshalb kein Wort weiter darüber.

Man ſieht, wenn man die Geſchichte des Mannes bis auf den Punkt, bis an welchen ſie nunmehr erzählt iſt, verfolgt, daſs er öfter auf dem Wege zu ſeiner Wiederherſtellung war, aber immer in ſeine Verirrungen zurückfiel. Bald war dieſer, bald jener Umſtand dazu die unglückliche Hauptveranlaſſung. Allein nichts hat ſeiner Wiederherſtellung wohl mehr entgegengewirkt, als das, wodurch man ſie am meiſten zu befördern dachte. Man ſpielte dem guten Mann ei-

nen frommen Betrug über den andern, hinter welchen er zum Unglück faſt jedes Mal kam, und der ſein Miſstrauen gegen alle, auch diejenigen, die ihm wohlwollten, vermehren muſste. Denn Betrug iſt hier Betrug, der frömmſte macht, wenn er entdeckt wird, ſo kopfſcheu als der gottloſeſte. Oft ſelbſt noch mehr, da er nicht erwartet wurde.

Dieſer Punkt führt zu einer andern Bemerkung. Denn man würde zu jenem Mittel nicht ſeine Zuflucht genommen haben, wenn man nicht dem unglücklichen Mann zu wenig Verſtand zugetraut hätte, als daſs er der Sache gleich auf den Grund kommen könnte. „Der Mann iſt nicht „bey Verſtande, ſo ſchloſs man z. B. vielleicht; „alſo wird er auch von der gutgemeinten Liſt „nichts ahnden. Er wird die Arzney von ſeinem Arzt nehmen, ohne zu wiſſen, daſs ſie „von ihm kommt; und ihm iſt geholfen.“ — Allerdings war der Mann nicht bey Verſtande, wenn bey Verſtande ſeyn nichts anders heiſsen ſoll, als im Stande ſeyn, von ſeinem Verſtande einen richtigen Gebrauch zu machen. Daraus aber folgt eben ſo wenig, daſs bey einem ſolchen der Verſtand ſelbſt leide, als daſs jemand ein ſchlechter Rechner ſey, weil ſeine Rechnung zu einem falſchen Reſultat aus falſchen Vorausſetzungen kommt. Er kann falſch urtheilen und verkehrt handeln, weil ihn falſche Vorausſetzungen irre führen, die, wo ſie nicht im Spiele

ſind, ſeinen Verſtand weder aufhalten noch falſch leiten. Man ſollte daher bey jedem Kranken dieſer Art immer im Voraus unterſuchen, welche Seelen-Vermögen bey ihm in ihren Verrichtungen geſtört oder verkehrt ſind, beſonders wenn man zu Täuſchungen bey ihm ſeine Zuflucht nehmen will.

Mehrere Bemerkungen, zu denen der Erfolg dieſer Geſchichte führt, werde ich an einem andern Ort zu machen Gelegenheit haben. Die bisherigen mögen hier ſtehen, wo dem Leſer die Umſtände, die darauf führen, noch im friſchen Andenken ſind.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

J. C. Hoffbauer.

II.

Eine

Krankheitsgeſchichte,

vom

Herrn Landchirurgus Harsleben

mitgetheilt.

Ein wohlhabender Bauer F. in B., zwiſchen dreyſsig und vierzig Jahre alt, robuſter Conſtitution, Ehemann und Vater mehrerer unerzogenen Kinder, der auſser einigen Hämorrhoidal-Beſchwerden und einer Anlage zur Hypochondrie vollkommen geſund war, bey der feindlichen Invaſion nicht ſehr gelitten, und überhaupt weder über phyſiſche, noch über moraliſche Uebel ſich beſonders zu kümmern hatte, fiel am 2ten October 1807 in das zur Zeit herrſchende aſthenifche Gefäſsfieber, welches ſich in ſeiner erſten Hälfte noch beſonders durch allerhand gaſtriſche Zufälle, belegte Zunge, faulen Geſchmack und Drücken in der Herzgrube, und in der zweyten durch Angriffe auf das Hirn- und Nervenſyſtem charakteriſirte. In der erſten Periode der Krankheit wurde er mit kühlenden ſäuerlichen und abführenden Mitteln, in der nachfolgenden mit krampfſtillenden Reitzmitteln behandelt.

Dem vom Anfang an gegenwärtigen dumpfen und drückenden Kopfſchmerz in der Stirngegend geſellte ſich am 7ten Tage der Krankheit ein Ziehen im Rücken, Eingenommenheit des Kopfs und eine matte und ſomnolente Phyſiognomie, wie ſie den aſtheniſchen Fiebern eigen iſt, doch ohne beſondere Muskelſchwäche, hinzu.

Am 9ten Tage fehlte der Schlaf, die Unruhe nahm zu, der Kranke bekam ein Brennen im ganzen Körper, und beſonders in den Fuſsſohlen.

Am 10ten Tage brach unter wachſenden Beängſtigungen Frieſel aus, und zugleich ſtellten ſich Phantasmen ein. Er ſah allerhand ſchreckende Geſtalten, einbrechende Feinde, Menſchen, die ſich ſtritten, zankten, zerprügelten, wobey er bald bloſser Zuſchauer, bald Theilnehmer war. Die Bilder waren da, ſobald er die Augen ſchloſs, und verſchwanden, wenn er ſie öffnete, es mogte Nacht oder Tag ſeyn.

Am 11ten Tage dauerten die Erſcheinungen fort, doch mit weniger Beängſtigung.

Am 12ten Tage Fortdauer der Phantasmen, denen ſich aber ein neuer Zufall zugeſellte. Es drängten ſich nämlich allerhand zum Theil inconſequente Ideen und Projekte in der Seele des

Kranken hervor. Wählte er eins derſelben, dem er nachhing, und die Mittel zur Ausführung deſſelben in ſeiner Phantaſie entwickelte; ſo ſpürte er eine allgemeine Erleichterung ſeines Zuſtandes, und beſonders eine groſse Abnahme ſeiner Angſt. Wieſs er dieſe Ideen von ſich; ſo erfolgte das Gegentheil, wahrſcheinlich von Anhäufung der Lebenskraft in dem verwickelten, jener höchſt zuſammengeſetzten Volta'ſchen Säulen-Ordnung analogen Apparat des Gehirn-Syſtems, deſſen Getriebe den Ueberfluſs abführen, wenn ſie ſich unter einander verketten, ihn aber und zugleich die Seele mit fixiren, wenn ſie jedes für ſich und iſolirt ſind.

Am 13ten Tage waren alle Phantasmen verſchwunden, aber ſtatt deſſen hatte ſich eine Idee, nämlich ſich im Waſſer zu erſäufen, fixirt. Der Kranke erzählte dieſe Begebenheit ſeiner Frau, dem Arzt und den anweſenden Freunden, bemerkte die Inconſequenz der Schwärmerey, da er jung ſey, unerzogne Kinder, die er unglücklich machen, und eine Frau habe, die erſt von dem nämlichen Fieber geneſe, und ſeinen Tod nicht überleben würde. Doch fügte er hinzu, daſs er beym Verfolgen dieſes unglücklichen Gedankens die gröſste Erleichterung aller ſeiner Beſchwerden empfinde, hingegen Miſsbehagen, Unruhe und eine unbeſchreibliche Angſt ihn ergreife, ſobald er den-

ſelben von ſich ſtoſse. War hier Metaſtaſe, oder Uebertragung und Wechſel des Lebensprincips?

Der Kranke bekam die angezeigten Arzneyen, ihm wurde zugeredet, Geſellſchaft gegeben, die ihm angenehm war. Abends um 5 Uhr ſagte er ſeinem Wärter, daſs ihm hungere, und als ſich derſelbe entfernte, ſchleicht er ihm nach, zum Hauſe hinaus, in den Garten, ſtürzt ſich in ein Waſſerloch, drückt den Kopf tief in den Schlamm, und ertrinkt.

III.

Scheinbar freye und doch ganz unfreye Handlungen, auf Veranlaſſung des vorher erzählten Falls, auch in Rückſicht auf die ſogenannte Medicina forenſis*).

Was einem Jeden bey dem vorerzählten Falle am meiſten auffallen wird, iſt unſtreitig der Ausgang deſſelben, wenn man mit dieſem Namen das Ende deſſelben, auch in ſofern es durch aufser ihm liegende Urſachen herbeygeführt wurde, verſtehen darf. Der Mann endigt ſein Leben durch eine That, die er nicht etwa in einer gedankenloſen Sinnloſigkeit vornimmt, oder in einem Augenblick, wo er ſeines Verſtandes und ſeiner Sinne nicht mächtig war, beſchloſſen hatte. Zu der Handlung fühlt der Mann freylich einen unglückſeeligen Trieb; aber dieſem Triebe ſetzt er alles entgegen, was einen

*) Warum auch dieſe Rückſicht hier genommen iſt, ob ſie gleich dieſe Blätter zunächſt nicht angeht, wird ſich aus dem Aufſatze ergeben.

in dem Augenblicke, wo er seiner nicht mächtig gewesen wäre, gefafsten Entschlufs zu jener That hätte niederschlagen müssen. Der Gedanke an seine Frau und seine Kinder, sein Lebensalter, das man mit Recht mit dem Namen der besten Jahre belegt, vergegenwärtigt er sich selbst; er sieht in ihnen selbst die vollgültigsten Gründe gegen eine That, zu der er sich getrieben, wenigstens angereitzt fühlt. Dennoch erfolgt die That. Wenn sie nicht frey ist; so ist keine Handlung frey, wenn anders frey eine Handlung ist, zu deren Gegentheil man sich, weil man die Bewegungsgründe dazu wufste und gegenwärtig hatte, hätte bestimmen können.

So würde man vielleicht raisonniren, wenn die That des Mannes nicht ihm selbst, sondern einem Andern das Leben gekostet hätte, und nun die Frage von der Zurechnungsfähigkeit derselben wäre. Sollen die Grundsätze gelten, von welchen jenes Raisonnement ausgeht; so würde die Beredsamkeit und die Dialektik auch des geübtesten Defensors scheitern, der den unglücklichen vor der Strafe des Mordes sichern wollte. Der Richter könnte ihn nicht anders als zum Schwerdt oder Rade, oder was sonst für eine Strafe von dem Gesetze auf die zurechnungsfähige Entleibung eines Andern gesetzt wäre, verurtheilen. Und doch empört sich unsere Empfin-

dung

dung bey diesem Gedanken. Ist jene Voraussetzung, dass nämlich eine Handlung unter den angegebenen Umständen frey sey, wahr; so würde uns unsere Empfindung hier, wie so oft, irre führen. Führt unsere Empfindung hier nicht irre; ist sie gleichsam der Nachhall eines richtigen, wenn auch unentwickelten Urtheils der Vernunft; so kann jene Voraussetzung unmöglich wahr seyn.

Aus dem Gesagten erhellet schon, dass die Frage: ob eine Handlung unter der angegebenen Voraussetzung für frey, und also auch für zurechnungsfähig zu halten sey, für die sogenannte medicina forensis von der grösten Wichtigkeit ist. Ein Versuch, sie zu erörtern, mag um so mehr hier eine Stelle finden, da die sogenannte medicina forensis in ihrem psychologischen Theile noch sehr wenig bearbeitet ist. — Doch was in dieser Materie zunächst für die medicina forensis gilt, läßt sich, mit geringen Abänderungen so leicht auf die psychische Medicin übertragen, dass nachfolgende Betrachtungen um so weniger hier an einem unrechten Orte seyn werden.

Die metaphysischen Streitigkeiten über den Begriff der Freyheit menschlicher Handlungen, und auch über die Frage: ob eine solche Freyheit vorhanden sey oder nicht, gehn, so unge-

reimt dieſes auch klingen mag, die Criminalgeſetze nichts an; ſie gehn alſo auch die medicina forenſis in dieſer Rückſicht nicht an, da dieſe die Fragen nur in dem Sinne, in welchem man ſie ihr vorlegt, zu beantworten haben kann. Eben ſo wenig gehn jene Streitigkeiten die Erfahrungs-Seelenlehre und alle unmittelbare Anwendungen derſelben, wie man ſie in der pſychiſchen Medicin ſucht, etwas an. Nur in dem Sinne, wie die Criminalgeſetzgebung zwey Arten von Handlungen unter dem Namen der freyen und unfreyen unterſcheiden kann, kann es auch die Pſychologie in allen ihren Anwendungen. In welchem Sinne die Criminalgeſetze zwiſchen jenen und dieſen Handlungen unterſcheiden, ergiebt ſich aus folgenden Betrachtungen.

Die Criminalgeſetze wollen nur jeden durch die Furcht vor der Strafe von der Handlung, die ſie verbieten, abhalten, und jeden zu der Handlung, die ſie gebieten, durch die Furcht vor der Strafe, die auf die Unterlaſſung ſteht, anhalten. Wenigſtens iſt dieſes ihr weſentlicher Zweck, mit welchem eine erleuchtete Regierung andere nicht minder wichtige Zwecke zugleich zu beabſichtigen weiſs. In jenem wie in dieſem Falle ſoll die Furcht vor der Strafe, als ein Antrieb etwas zu thun oder zu unterlaſſen, oder, wie mehrere Schriftſteller über das Criminalrecht es genannt haben, als ein pſychologiſcher Zwang wirken. Der

Menſch, der dieſes Zwanges fähig iſt, iſt in dem Sinne der Strafgeſetze frey, und dieſe oder jene ſeiner Handlungen, von der die Frage ſeyn mag, iſt frey, wenn in dem Zuſtande, wo er ſie vorgenommen, die Empfänglichkeit für jenen pſychologiſchen Zwang, in Anſehung ihres Gegentheils nicht aufgehoben iſt. Doch dieſer Satz muſs noch näher beſtimmt werden, wenigſtens um falſchen Anwendungen zuvor zu kommen.

Die Strafen, mit welchen der Geſetzgeber bedrohet, und die er auf den Fall der Uebertretung ſeiner Geſetze vollzieht, ſind Uebel; allein nicht jedes Uebel, vor welchem die Furcht den Menſchen hier zu Handlungen antreiben, dort davon abſchrecken kann, ſteht dem Geſetzgeber zu Gebote. Er, der jedem Schutz und Sicherheit gewähren will, kann z. B. die Vergehungen der Aeltern nicht mit dem Tode der Kinder ſtrafen. Hieraus folgt, daſs in dem Sinne der Geſetze nur diejenige Handlung frey ſeyn könne, von der jemand durch Furcht vor Strafübeln, die in der Macht des Geſetzgebers ſtehn, abgeſchreckt zu werden fähig iſt. Wo jemand, um einem Uebel zu entgehen, das ihm fürchterlicher iſt als alle Strafen, womit die Geſetze ſeine Handlung ahnden können, ſich zu derſelben hinreiſsen läſst, handelt er nicht frey. Der Menſch z. B. der, um vor dem bevorſtehenden

Hungertode ſich zu retten, ſtiehlt, auch wenn auf den Diebſtahl die Todesſtrafe ſteht, kann in jenem Sinn nicht frey handeln. Soll die Furcht vor dem Tode ihn von dem Diebſtahle abhalten, ſo muſs ſie ihn in dem Falle, in welchen wir ihn geſetzt haben, um ſo mehr antreiben. Jener Tod iſt ein entfernter, vielleicht auch ungewiſſer, dieſer ein bevorſtehender unvermeidlicher. Der Ausſchlag, den die ſtreng moraliſche Pflicht, nicht zu ſtehlen geben ſollte, kann begreiflich hier nicht in Betrachtung kommen.

Soll eine Handlung in dem angegebenen Sinne frey ſeyn: ſo muſs, wie in die Augen fällt, der Thäter zur Zeit derſelben 1) ſeiner Sinne mächtig ſeyn, d. h. er muſs ſich ſeines äuſsern gegenwärtigen Zuſtandes bewuſst, oder hierzu wenigſtens im Stande ſeyn; 2) auch wenigſtens in ſo weit, wie man es nennt, bey ſich ſelbſt ſeyn, daſs er die Folgen ſeiner Handlungen in Betracht ziehen kann. Dieſe beiden Punkte ſcheint man auch durchgehends als Erforderniſſe zur Freyheit einer Handlung zu betrachten. Allein eben ſo allgemein ſcheint man auch zu glauben, daſs es auſser denſelben kein anderes Erforderniſs gebe. Man ſchlieſst daher, wo keines derſelben bey einer Handlung fehlt, daſs dieſelbe frey ſey. Und doch ergiebt ſich leicht aus dem Vorhergehenden, was der vorerzählte Fall ſchon ahnden lieſs, daſs hier noch ein drit-

tes, bisher nicht genug beachtetes Erfordernifs ſtattfinde. Denn 3) wo die Vorſtellung eines Uebels, dem jemand durch eine Handlung entgehen will, mächtiger auf ihn wirkt, und pſychologiſch nothwendiger Weiſe mächtiger auf ihn wirken mufs, als das Uebel, das aus der Handlung für ihn flieſst, und das ſonſt ihn von derſelben zurückſchrecken müſste, wird er ſich zu derſelben doch mehr oder weniger unwiderſtehlich hingetrieben fühlen*). Bis zu einem gewiſſen Punkte wird der Menſch ſich gegen dieſen Drang ſtämmen können, aber über dieſen Punkt hinaus mufs er weichen. Selbſt indem er ſchon weicht, wird er noch oft das Gegentheil von demjenigen wollen, was er wirklich zu vollführen ſich genöthigt ſieht; oft wird alsdann ſein vorher gefaſster Entſchluſs ſelbſt der Gewalt der ſinnlichen Antriebe weichen, oft aber auch ohnmächtig ſich

*) Man könnte hinzuſetzen: Oder, wo der Reitz, den jemand zu einer Handlung hat, ſtärker auf ihn wirken mufs, als die Furcht vor der Strafe; ſo iſt ſeine Handlung nicht frey. Allein genau genommen, kommt dieſer Unterſchied hier nicht in Betrachtung, und es iſt dieſer Fall ſchon unter dem vorigen enthalten. Denn unterlaſſen müſſen, wozu wir uns gereitzt fühlen, empfinden wir immer als ein Uebel, und die Empfindung dieſes Uebels iſt immer der Gröſse des Reitzes proportionirt.

ihnen entgegenſtellen, ohne ihren Wirkungen Einhalt thun zu können.

Es verſteht ſich, daſs dieſes nicht immer der Fall iſt, wo ein Menſch nach einem verübten Verbrechen darin ſeine Entſchuldigung ſucht. Denn viele Verbrechen geſchehen, weil der Thäter unentdeckt zu bleiben, oder aus einem andern Grunde der nach den Geſetzen verdienten Strafe zu entgehen, hofft. Daſs hierin vielmehr ein Schärfungs als Milderungsgrund, und am wenigſten ein Grund, der die Zurechnung aufhöbe, liege, iſt zu deutlich am Tage, als daſs es eines Beweiſes bedürfte. Allein, wo jenes wirklich der Fall iſt, fällt eben ſo unſtreitig alle Zurechnungsfähigkeit und alle Strafbarkeit der Handlung weg.

Da, wo der Menſch zu Handlungen fortgeriſſen wird, die wider einen Inſtinkt laufen, iſt eine ſolche pſychologiſche Ueberwältigung, wie man es nennen kann, um ſo mehr zu erwarten, jemehr und lauter jener Inſtinkt ſelbſt dagegen redet. In der vorhergehenden Geſchichtserzählung iſt dieſes unverkennbar. Nicht allein die Liebe zum Leben, und in einem Alter, wo der Menſch am meiſten lebt, wenn leben mehr ſeyn ſoll als vegetiren, und ſinnlich genieſsen; ſondern auch die Liebe zu ſeinen Kindern, widerſetzet ſich bey dem Mann einer That, zu welcher er am Ende doch fortgeriſſen wird. Jene,

wie dieſe, wirkt inſtinktartig. Die Kraft, welche einen ſolchen ſtarken Trieb unterdrücken kann, muſs auch jeden Entſchluſs, der gegen eine Handlung, zu welcher ſie treibt, gefaſst war, entweder lähmen oder vernichten. Erſteres, wenn ſie zu jener Handlung den Menſchen gegen ſeinen noch immer wider ſie gerichteten Entſchluſs fortreiſst, und letzteres, wenn ſie ihn jenen Entſchluſs mit dem entgegengeſetzten vertauſchen läſst. In dem einen wie in dem andern Falle thut der Menſch oft etwas auf Antrieb eines Inſtinkts, was dieſem unter andern Umſtänden ſchnurſtracks entgegen ſeyn würde. Die Zärtlichkeit einer Mutter verirrt ſich, ihrem Kinde den Tod zu geben, vor dem ſie es ſonſt mit Aufopferung ihres eignen Lebens gerettet haben würde; vielleicht um das Kind vor einem elenden ſchimpflichen Leben, das ihr trauriger als der Tod ſcheint, zu retten; vielleicht auch in der ſchwärmeriſchen Hoffnung, demſelben durch einen frühen Tod die ewige Seeligkeit zu retten. Beyſpiele der letzten Art geben uns leider Criminalakten genug *), und wenigſtens ein

*) Z. B. Pyl Beobachtungen, VII. Samml. S. 188. Daſs die Frau melancholiſch war, thut nichts zur Sache. Denn nur in der Melancholie, oder einem ihr ähnlichen Zuſtande, kann ſich ein Inſtinkt ſo verirren.

Fall der erſten Art iſt mir auch aus Akten bekannt.

Aus dem bisher Geſagten erhellet freylich die Möglichkeit einer ſolchen pſychologiſchen Ueberwältigung noch nicht; allein dieſe darzuthun, iſt nicht ſchwer. Wir dürfen nur auf gewiſſe Geſetze zurückgehen, die uns die Erfahrung offenbart, wenn ſie uns von ihnen den Grund auch nicht angiebt. — Doch ich will mich vorerſt lieber an den im vorigen Aufſatze erzählten Fall halten, und von demſelben zu jenen Geſetzen, die auf ihn ihre Anwendung finden, fortgehen.

Die Phantasmen, die den Mann beſchäftigten, ängſtigten ihn. Die Erleichterung, die er dagegen fand, wenn er dieſes oder jenes Projekt verfolgte, verſchwand, wenn er ihm nicht weiter nachhing. Sein voriger angſtvoller Zuſtand trat von neuem und immer wieder ein, ſobald er eine ſolche Idee zu verfolgen aufhörte, und wurde für ihn immer marternder und marternder. Dieſes ſagt freylich die Erzählung nicht; allein es iſt eine bekannte Sache, daſs ein Uebel, von dem wir eine Zeitlang frey waren, bey ſeiner Wiederkehr uns immer empfindlicher fällt, bis die Gewohnheit uns dagegen unempfindlich gemacht hat. Hierdurch konnte das Uebel ihm am Ende unleidlich werden, und um ſo eher, da die Beängſtigung, die das Frieſel begleitete, das Be-

unruhigende dieſes Zuſtandes noch vermehren muſste. Der, wenn auch vielleicht flüchtige Gedanke, daſs der Tod nur von dieſer Quaal ihn befreyen könne, gab ihm Linderung. Der Tod ſcheint ihm wünſchenswerth. Von dem Wunſch zum Entſchluſs und zu ſeiner Ausführung wäre ſogleich der raſche Schritt gethan, wenn nicht jene Gründe dagegen geredet hätten. — Allein was für Gründe? — Gedanken an die Zukunft, die die Phantaſie um ſo weniger durch Bilder beleben konnte, je mehr ſie durch die Empfindung der Gegenwart gelähmt war. Erreicht dieſe Empfindung einen gewiſſen Grad der Stärke, ſo wird ſie Meiſter des Verſtandes und des Willens. Wir glauben dasjenige, deſſen Gegentheil wir wiſſen, und woran wir vielleicht auch in dem gegenwärtigen Augenblick zurückdenken, und thun das Gegentheil von demjenigen, was wir wollen. Wir ſtrengen uns gleichſam nur blindlings an, unſers gegenwärtigen Zuſtandes los zu werden, und in dem Augenblick iſt die Handlung gethan, vor der wir ſonſt zurückbeben würden. Wer von einem hohen Thurme in die Tiefe herabſieht, wird vom Schwindel befallen; die Gefahr, herabzuſtürzen, beängſtigt ihn über allen Ausdruck. Vergebens mag es ihm ein Anderer, vergebens mag er es ſich ſelbſt dabey ſagen, daſs der Gefahr, vor der er zurück bebt, durch ein Geländer vorgebauet iſt, und daſs das Unglück, vor dem er zittert, phyſiſch unmöglich iſt. Er wird unwillkührlich entweder ſein

Auge vor dem beunruhigenden Anblick schliefsen, oder von dem Geländer zurückweichen. Er würde vielleicht selbst herabstürzen, wenn das Geländer ihn nicht hinderte, vorwärts zu kommen. Sein nächstes Bestreben ist, der Furcht los zu werden, und nicht dem gefürchteten Uebel zu entgehen; und eben daher thut er in einer augenblicklichen Verwirrung gerade das, wovon ihn die Furcht bey einer ununterbrochenen Fassung hätte abhalten sollen. Kann die Furcht als ein gegenwärtig empfundener Gemüthszustand uns so in das gefürchtete Uebel selbst treiben, wie viel mehr kann ein gegenwärtiger Zustand, der uns in der Empfindung schmerzlich fällt, uns gegen einen anderweitigen Entschluss fortreifsen? Dafs der Mensch in einem Zustande, der ihm über alles quaalvoll und unleidlich ist, durch einen blinden unwiderstehlichen Antrieb, auch bey dem ernsten Entschlusse sein Uebel zu tragen, seinem Leben ein Ende machen kann, ist also wohl keinem Zweifel unterworfen. Er handelt alsdann nach einem Triebe, der seinen Entschluss in Vergessenheit bringt, und ihm alle Kraft raubt.

In diesem Falle thut der Mensch nun etwas wider seinen Vorsatz, ohne dafs er diesen Vorsatz aufgegeben, oder ihn einem entgegengesetzten aufgeopfert hätte, er handelt auf Antrieb einer Begierde, ohne eigentlichen Willen, der immer wahren oder falschen Verstandesvorstellungen folgt.

Noch mehr befremden mufs es uns, wenn wir eine folche That aus einem Vorfatz hervorgehen, den Menfchen alle Ueberlegung zu ihrer Ausführung aufbieten fehen, und doch zweifeln müffen, ob jene That frey fey. Ift es der Vorfatz, fo ift es unftreitig auch die That; ift die That nicht frey, fo kann es auch der Vorfatz nicht feyn. Alles kommt hier alfo darauf an, ob ein Vorfatz möglich ift, der nicht frey ift. Vorfatz ift aber jeder Befchlufs des Willens, in fofern er auf einen beftimmten Gegenftand geht.

Behaupten, dafs fo ein Vorfatz unfrey feyn, und unfrey unterhalten werden könne, fcheint ungereimt. Ich mufs die Ungereimtheit noch vermehren und hinzufetzen, dafs eine aus einem folchen Vorfatz hervorgehende That, oft in einem Zuftande ausgeführt wird, wo der Menfch in dem völligen Befitz feiner Sinne fich befindet; ja dafs eben der völlige Gebrauch der Sinne und des Verftandes, den der Menfch bey der Verrichtung einer folchen That zeigt, gerade die Unfreyheit feines Entfchluffes beweifet. Denn wer weifs nicht, dafs man jede Handlung, die der Menfch bey dem vollen Gebrauche feines Verftandes, und in einem Zuftande, wo er feiner Sinne mächtig ift, vornimt, als frey und zurechnungsfähig zu betrachten, gewohnt ift? Allein unfere Entfchliefsungen hängen von unfern Vorftellun-

gen ab. Unſerer Vorſtellungen und auch unſerer Ueberlegungen ſind wir nicht ſo ganz Herr, als man es uns gewöhnlich einbilden will. Wie leicht kann hier nun nicht ein einziger, ſonſt unſchuldiger Irrthum, den der Menſch in der kritiſchen Lage, wo er einen Entſchluſs faſſen muſs, am wenigſten der Prüfung zu unterwerfen, Zeit hat, und auch dazu am wenigſten aufgelegt iſt, ihn zu einem Entſchluſſe hinreiſsen, den die unbefangene Vernunft miſsbilligen muſs? — Allein es ſey, daſs jeder Irrthum vermieden werden kann; können deshalb alle, jeder mit jedem andern, vermieden werden? Zu ſo einem unglücklichen Entſchluſs kann die Lage kommen, wo Gefühle den Menſchen ſo unwiderſtehlich hinreiſsen, als ſie ihn in dem oben betrachteten Falle zu einer Handlung wider ſeinen Entſchluſs bringen können. Alles kann hier gleichſam gegen die Freyheit ſeines Entſchluſſes ſich verſchworen haben. — Gut! wird man antworten, alsdann iſt der Menſch in dem Falle des Wahnſinnigen oder des Schwermüthigen, kurz desjenigen, der ſeiner Geiſteskräfte nicht mächtig iſt; man wird ihn mit der Schonung eines ſolchen behandeln, wenn zwiſchen dem Entſchluſſe und der That keine Zwiſchenzeit fällt, wo er zeigt, daſs er bey Sinnen und bey Verſtande iſt. Aber wenn wir ihn hier gar vernünftig und zuſammenhängend denken und handeln, wenn wir ihn mit Ueberlegung ſeinen Vorſatz ausführen ſehen — —

„Nicht zu rasch und zu allgemein geschlossen“ habe ich hier den Muth zu erwiedern.

Ein solcher Entschluss kann, wie ihr sagt, nur in einem Zustande, wo der Mensch seiner selbst nicht mächtig ist; er kann ferner nur in einer den Menschen beängstigenden Lage gefasst seyn. Alles, was man ihm zur Last legt, ist, dass er von seinem Entschlusse nicht zurückkommt. Hier sind wir bey dem Punkte, auf den alles ankommt.

Wer je in der Lage gewesen ist, wo er einen Entschluss, der ihn grosse Ueberwindung kostete, fassen musste, wird es wissen, dass die Unschlüssigkeit ihm schmerzlicher war, als jedes Opfer, das sein Entschluss forderte. Ist so ein Entschluss einmal gefasst; so fühlen wir uns erleichtert, und nichts als Gründe, die uns mit einer augenscheinlichen Evidenz von einem Irrthum, der ihm zum Grunde liegt, zurückbringen, können ihn überwinden. Ihn einer genauen Prüfung unterwerfen, heisst in den Zustand der Unschlüssigkeit zurückkehren, vor welchem wir mehr oder minder ängstlich zurückbeben. Unser Vorsatz ist hier gebunden; wie wir in dem vorher betrachteten Falle gegen unsern Entschluss handeln mussten, müssen wir hier bey unserm Vorsatze beharren, und um so mehr, je grösser Ueberwindung er uns kostete. Je ernstlicher dieser Vorsatz ist, je mehr bieten wir unsere Kräfte

auf, ihn auszuführen. Die Ueberlegung insbesondere, die wir in seiner Ausführung anwenden, zeigt, wie wenig wir unsers Vorsatzes Herr, und wie wenig wir eben deshalb im Stande sind, ihr die gerade entgegengesetzte Richtung zu geben.

Ehe ich weiter gehe, muss ich einer Folgerung vorbauen, zu der man sich verleitet sehen mögte, weil man meiner Behauptung eine Allgemeinheit geben könnte, in der ich sie nicht aufgestellt haben will. Ich bemerke also ausdrücklich, dass ich keineswegs behaupte, dass die Festigkeit eines Vorsatzes, der auf eine gesetzwidrige Handlung gerichtet ist, die Zurechnungsfähigkeit derselben allgemein aufhebe oder auch nur vermindere. Ich glaube vielmehr, dass sie diese in gewissen weiter unten zu bestimmenden Fällen, und daher auch die Strafbarkeit einer Handlung, da diese unter übrigens gleichen Umständen der Zurechnungsfähigkeit derselben gleich ist, noch erhöhet. Hier ist nur die Frage: ob die Festigkeit des Vorsatzes eben ein Beweis von der Unfreyheit des Willens seyn könne, und ob für diese selbst in der Ueberlegung, die auf die Ausführung eines Vorsatzes gewandt wird, Anzeigen liegen können. Wenn die Frage ist, wo ein solcher Entschluss für unfrey zu achten sey; so würde nach dem Vorhergehenden die Antwort nicht schwer seyn. Da nämlich, würde ich sagen, ist der Entschluss unfrey, wo die

Furcht vor allen Uebeln, die jemand nach den Gefetzen aus der Ausführung deffelben zu erwarten hat, ihm nicht fo fchrecklich ift als das Uebel, welches er durch feinen Entfchlufs entfernen will. Hier ift der Menfch durch die Furcht vor der Strafe nicht zu zwingen, und nur der Menfch, der diefes Zwanges fähig, ift in dem Sinne frey, in welchem dem Gefetzgeber von der Freyheit der Handlungen die Rede feyn kann. Hingegen wo die Furcht vor dem Strafübel, die mit der Ausführung eines Entfchluffes verbunden ift, fchrecklicher auf den Menfchen wirkt, als das Uebel, das er durch die Ausführung deffelben zu entfernen fucht, da ift feine Handlung für frey zu halten, ihm alfo zuzurechnen, und er deshalb für ftraffällig zu achten.

Was man hiergegen einwenden wird, ift leicht abzufehen. Man wird nämlich fagen, dafs alsdann keine Handlung, die aus einem vorhergefafsten Entfchluffe, und mit Ueberlegung ausgeführt ift, ftrafbar fey. Denn keine folcher Handlungen würde erfolgen, wenn die Furcht vor der Strafe, die darauf gefetzt ift, ftärker auf den Menfchen wirkte, als die Vorftellung des Uebels, welchem er durch diefe Handlung zu entgehen denkt. — Hiergegen würde auch nichts zu fagen feyn, wenn nicht der Gefetzgeber jedem, der wiffentlich gegen ein Strafge-

ſetz handelt, ein für alle Mal einen Entſchuldigungsgrund abſchnitte und abſchneiden müſste, um durch ſeine Strafgeſetze und die Vollziehung derſelben, die Ordnung in der Geſellſchaft aufrecht zu erhalten; und hierdurch mit einem Male jene ſonſt logiſch wohl begründete Inſtanz zu Boden ſchlüge. Denn wenn ein Verbrecher ſich damit der Strafe entziehen wollte, daſs er gehofft, ſein Verbrechen werde unentdeckt, oder er als der Thäter unbekannt bleiben; ſo würde er hiermit nichts ausrichten, und um ſo weniger, da nach einer weiſen Geſetzgebung ein Verbrechen unter übrigens gleichen Umſtänden um ſo härter beſtraft werden muſs, je weniger der Thäter zu befürchten hat, daſs man ihn deshalb werde zur Verantwortung ziehen können, es ſey nun, weil jenes Verbrechen leicht unbekannt bleiben kann, oder weil, wer der Thäter ſey, dabey ſchwer auszumitteln iſt. Denn die Furcht vor einem Strafübel, wird von einem Verbrechen, worauf es geſetzt iſt, um ſo mehr abſchrecken, je gröſser ſie iſt. Die Furcht vor einem Uebel iſt aber um ſo gröſser, je gröſser dieſes Uebel an ſich, und je gröſser uns die Wahrſcheinlichkeit iſt, daſs es uns treffen werde; oder, um es arithmetiſch auszudrücken, die Furcht iſt das Produkt zweyer Faktoren. Denn ſie iſt einmal dem Abſcheu vor dem gefürchteten Uebel, und dann auch der Wahrſchein-

ſcheinlichkeit, mit der wir es erwarten, proportionirt. Aus dieſem Grunde vermehrt der Geſetzgeber den einen jener Faktoren in eben dem Verhältniſſe, als der andere kleiner iſt. Verbrechen, die ihrer Natur nach leichter unentdeckt bleiben, oder deren Thäter, wenn das Verbrechen auch nicht unbekannt bliebe, doch nicht leicht ausgemittelt werden könnte, werden eben deshalb mit einer härtern Strafe belegt.

Aus dieſem Grunde verſchwindet der Einwurf, welchen man gegen die obige Behauptung machen könnte. Allenfalls kann man ihn durch einen Zuſatz zu derſelben, der ſich nach dem eben Geſagten von ſelbſt verſteht, heben. Man könnte nämlich ſagen, eine Handlung, die aus einem Entſchluſſe hervorgeht, ſey alsdann für unfrey zu halten, wenn das Uebel, was jemand durch ſie zu entfernen denkt, ihm ſchrecklicher iſt, als die Furcht vor der Strafe als einem Uebel, das durch ſeine geſetzwidrige Handlung unvermeidlich für ihn wird.

Der Menſch handelt aber nicht allein unfrey aus einem ſolchen längſt vorher gefaſsten Entſchluſſe, und aus einem blinden Antriebe zu einer Handlung; ſondern es ſcheint noch ein dritter Fall möglich zu ſeyn, der zwiſchen jenem und dieſem wie in der Mitte liegt. Es kann nämlich ſeyn, daſs einem Menſchen lange Zeit

hindurch ein Entſchluſs, ſo zu ſagen nahe liegt, daſs er aber dennoch zu demſelben nicht kommen kann, weil ihn Gegengründe davon abhalten; ja er kann ſich dieſes Entſchluſſes aus allen Kräften erwehren, bis mit einem Male der Entſchluſs zur Reife kommt, und ſofort ausgeführt wird. So ſchien es ſich in dem erzählten Falle zu verhalten. Der Mann hängt dem Gedanken nach, ſein Leben zu endigen. Dennoch iſt er dazu noch nicht entſchloſſen, ſondern ſcheint vielmehr im Gegentheil ſich alles vorzuhalten, was jenem Entſchluſſe am kräftigſten vorbauen kann. Allein in einem Nu iſt der Entſchluſs da und ausgeführt.

Der Fall iſt von dem zu allererſt betrachteten verſchieden, da in dieſem gar kein Entſchluſs vorhanden iſt; von dem zweyten, da in dieſem zweyten Falle ein vorhergefaſster und mit Ueberlegung ausgeführter Vorſatz iſt, hier aber der Entſchluſs wie in einem Augenblick gefaſst und ſtracks ausgeführt wird. Hier ſind Umſtände, die den Menſchen eben ſo überwältigen, wie in dem erſten Falle, obgleich von keiner Gebundenheit des Vorſatzes wie im zweyten die Rede ſeyn kann. Vielleicht iſt in Fällen dieſer Art es nur die Gelegenheit, die ſich zur Ausführung eines Entſchluſſes darbietet, was der Unſchlüſſigkeit eines Menſchen mit einem Male ein Ende macht, und ihn auch ſofort von dem Wollen zu der

That fortreſst; vielleicht ein anderweitiger Reitz, dem er jetzt nicht widerſtehen kann.

Ob eine ſolche Handlung als unfrey zu betrachten iſt, iſt nach den vorhin angegebenen Gründen zu beurtheilen. Es iſt um ſo weniger daran zu zweifeln, wenn der anderweitige Gemüthszuſtand des Thäters ihn der Gewalt gewiſſer Gefühle ausſetzt. Die Schwermuth, auch wenn ſie von eigentlichem Wahnſinn frey iſt, wird den Menſchen leicht in den Zuſtand eines gebundenen Vorſatzes bringen, weil er in derſelben nur für gewiſſe Gefühle geſtimmt, oder vielmehr zu ihnen hin verſtimmt iſt; hiermit ferner ſich leicht ein Wahnwitz verbindet, durch welchen jene Gefühle immer mehr und mehr unterhalten werden, bis ihnen nichts mehr das Gegengewicht hält. Nach vollbrachter That wird der Menſch, der zu ihr wie fortgeſtoſsen wurde, dieſe nach Verſchiedenheit der Umſtände entweder bitter bereuen, oder von Reue auch nicht die mindeſte Anwandlung haben. Dieſes ſcheint ſich zu widerſprechen, und iſt doch ſehr leicht zu vereinigen.

Empfindet der Menſch keine Reue über eine ſolche That: ſo iſt dieſes ein Beweis, daſs die Vorſtellung der Folgen, die ihn aus derſelben treffen, ihm vorher gegenwärtig geweſen; daſs er auf die Gefahr, oder vielleicht in der ſichern Erwartung derſelben dennoch die Handlung ſich

vorgefetzt habe. In foweit er keine moralifche Reue und Gewiffensbiffe empfindet, wird bey ihm entweder eine gröfsere Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, oder vorauszufetzen feyn, dafs er nach wie vor feine Handlung als recht und gut betrachte, vielleicht gar durch den Irrthum feines Gewiffens dazu getrieben fey. In diefem Falle mag der Entfchlufs ihm Kampf gekoftet haben, in dem Entfchluffe felbft und in der Ausführung deffelben findet er aber einen Sieg über fich felbft, dem er willig alles, felbft fein Leben aufopfert; für den nichts, was er deshalb leiden foll, ihm zu fchmerzlich fällt. Man weifs, mit welchem freudigen Heroismus — wenn man es fo nennen darf — Schwärmer den Tod und alle Schmach und Schmerzen, mit welchen man ihnen denfelben verbittern wollte, erlitten haben. Die Weisheit der Gefetzgebung ift daher längft ihren Ausfchweifungen auf eine wirkfamere Art zuvorgekommen, indem fie dem Schwärmer die Ausficht auf die Ehre des Heroismus im Marterthum abgefchnitten hat. Der Schwärmer wird von einem gebundenen Vorfatz gehalten, und von demfelben getrieben. Die Erfcheinung, die er uns darbietet, findet fich bey jedem, deffen gebundener Vorfatz aus einer vermeinten Ueberzeugung hervorgeht.

Wo der Menfch fogleich nach einer verübten längft befchloffenen That Reue zeigt, fcheint

allerdings zu folgen, dafs er frey gehandelt habe. Denn Reue empfinden wir nur über Handlungen, die wir als frey betrachten.

In der That folgt dieſes aber nicht. Nur ſo viel folgt, dafs der Menſch alsdann ſeine That als frey betrachten müſſe, und das kann ſeyn; ja, es iſt ſelbſt in vielen Fällen natürlich, ohne dafs jene Handlung wirklich frey geweſen wäre. Denn den vorhergehenden Zuſtand betrachtet der Menſch alsdann ſeinem gegenwärtigen als ähnlich. Weil er jetzt, ſo ſchlieſst er, dasjenige nicht würde gethan haben, wozu er ſich hat hinreiſsen laſſen, ſo habe es vorher in ſeiner Gewalt geſtanden, es zu unterlaſſen, und ſchlieſst falſch, weil er nicht darauf achtet, dafs die Ausführung der That in ſeinem Zuſtande eine groſse Veränderung hervorgebracht habe. Zwiſchen dem Entſchluſs und jener That, waren alle ſeine Seelenkräfte auf die Ausrichtung derſelben gerichtet. Sie waren wie gebunden, über ſeinen Entſchluſs konnte er nicht nachdenken, weil die Ausführung deſſelben ihn zu ſehr beſchäftigte. Nur wenn dieſes Geſchäft vorbey iſt, iſt er wieder Herr ſeiner Kräfte. Hierzu kommt noch, dafs bey der Ausführung eines Entſchluſſes oft Umſtände eintreten, die den Menſchen mit einem Male gewaltſam von einem Irrthume zurückführen, der an ſeinem Entſchluſſe den gröſsten Antheil hatte. Menſchen, die

lange Zeit mit dem Entschlusse umgingen, ihr unglückliches Leben zu endigen, kamen von ihrem Vorsatz zurück, wenn die That, in der sie ihn auszuführen dachten, ihnen mislang *). Vielleicht fanden sie eine Theilnahme an ihrem Unglück, die sie mit der Welt, die ihnen verhasst war, aussöhnte; vielleicht wurden sie auf einen andern Umstand aufmerksam gemacht, der sie überführte, dass alles nicht so reiflich überlegt war, als sie es vorher glaubten, und in ihrer damaligen Stimmung glauben mussten. Eben so kann es sich auch mit andern und solchen Handlungen verhalten, derentwegen der Mensch, wenn sie einmal frey sind, zur Strafe gezogen werden kann. Bis zu dem Augenblicke, wo er sie verübt, hegt er unfreywillig einen Entschluss; seine Seelenkräfte, die ihn, wenn sie nicht wie gebunden wären, davon zurückbringen würden und zurückbringen müssten, werden erst in der Ausführung desselben wie entbunden.

Die bisherigen Betrachtungen scheinen zwar zunächst nur auf die sogenannte medicina forensis, und nicht auf die psychische Behandlung von Kranken zu passen. Was in denselben wahr ist, ist immer ein Wort, das noch jetzt zu seiner Zeit ist, wenn es auch in diesen Blättern nicht ganz an sei-

*) Pinel, S. 247., vergl. Hoffbauer Unters. über den Wahnsinn, S. 275 u. f. Pyl Beobachtungen, IV. Samml. S. 192.

nem Ort seyn sollte. Und doch, warum sollte man von Prämissen, die eigentlich hieher gehören, Resultate trennen, die so genau an ihnen hängen, und selbst sie zu veranschaulichen dienen? Deshalb mögten sie hier um so mehr stehen.

Erstens also ist es nichts ungewöhnliches, dass Krankheiten einen Menschen ganz verstimmen, und in Gefühlen der Angst, die schwer auf ihm liegen, zu einem Entschlusse hinreissen, der sonst nie in seine Seele kommen würde. Ist der Entschluss einmal gefasst; so empfindet er in demselben eine Erleichterung; nur die Ausführung desselben kann ihm verderblich werden. Oft kann man ihn alles zur Ausführung desselben thun lassen, und dem verderblichen Ausgange seines Entschlusses doch wie vorgreifen.

Ich will mich deutlicher durch die Anwendung auf den Fall machen, der diese Betrachtungen veranlasst hat. Nur eine kleine Veränderung in demselben erlaube man mir. Gesetzt dem Manne hätte nicht der Vorsatz, sich zu ertränken, sondern vielmehr sich zu erhängen, auf der Seele gelegen, und warum sollte man dieses nicht voraussetzen dürfen? In England wenigstens wäre dieser Gedanke nicht unnatürlicher als jener gewesen. Hätte man nun den Mann seinen Vorsatz, soweit es in seiner Macht stand, ausführen, und ihn sich hängen lassen, wäre aber frühzeitig genug bey der Hand gewesen, seinen

Tod abzuwenden; hätte der Mann bey dieſer Veranlaſſung den Eindruck, den ein ſo unſeeliges Unternehmen auf ſeine Frau und Kinder machen würde, nicht bloſs gedacht, ſondern geſehen; ſo würde der unſeelige Gedanke gewiſs auf ewig aus ſeiner Seele verſchwunden ſeyn.

Eben ſo kann eine Krankheit einen Menſchen zu einer unglücklichen That überwältigen, ohne daſs er mit dem Gedanken an ſie vorher umgegangen wäre. Wo Anzeigen vorhanden ſind, daſs das eine oder andere zu beſorgen ſey, iſt, wie in die Augen fällt, die wachſamſte Aufſicht nöthig. In dem erſten Falle, wo der Menſch ſchon einen unglückſeeligen Entſchluſs gefaſst hat, darf eine ſolche Aufſicht, ſich nur nicht als zu ängſtlich verrathen. Denn die Schwierigkeiten, die der Ausführung eines Entſchluſſes entgegen ſtehen, reitzen, wenn ſie nicht unüberwindlich ſind, zur Ausführung deſſelben um ſo leichter, und befeſtigen den Entſchluſs eben daher auch um ſo mehr.

Daſs auch der dritte vorhin bemerkte Fall, bey welchem ein Entſchluſs urplötzlich zur Reife kömmt, dieſelbe Vorſicht erfordert, liegt am Tage. Hierzu kommt noch ein beſonderer Grund. Wir gehen nämlich bey unſern Entſchlieſsungen ſelten ſo ſyſtematiſch zu Werke, daſs wir uns erſt dann, wenn der Vorſatz gefaſst iſt, nach den Mitteln zu ſeiner Ausführung

umſehen; ſondern dieſe beſchäftigen uns oft eher, ehe wir einen eigentlichen Entſchluſs gefaſst haben. Dieſer wird daher übereilt, wenn ſich uns mit einem Male die günſtige Gelegenheit zu ſeiner Ausführung darbietet.

Unter den drey bisher betrachteten Fällen der bloſsen pſychologiſchen Ueberwältigung zu einer Handlung, wo dieſe gleichſam ohne allen Entſchluſs geſchieht; des gebundenen Vorſatzes, wo der Menſch einen unfrey unterhaltenen Vorſatz eifrig ausführt; und dem dritten, den ich einſtweilen den Zuſtand des erzwungenen Vorſatzes nennen will, iſt der zweyte unſtreitig der auffallendſte. Den Leſer, der die hierüber von mir angeſtellten Betrachtungen ſich noch mehr zu veranſchaulichen wünſcht, kann ich nur auf Schakespears Othello verweiſen, in welchem er das lebendigſte Bild dieſes Zuſtandes finden wird.

J. C. Hoffbauer.

IV.

Ueber die psychologischen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die psychologische Benutzung der Sprachen.

(Fortsetzung und Beschluss der S. 140. abgebrochenen Abhandlung.)

Hat man die eigentliche Bedeutung eines Ausdrucks, der metaphorisch, oder sonst figürlich, von der Seele gebraucht wird, richtig gefasst; so findet man leicht, was er von der Seele sagt. Unter der eigentlichen Bedeutung verstehe ich hier nicht gerade die allererste, die ein Wort haben mag; sondern diejenige, von welcher die figürliche, in der er von der Seele gebraucht wird, zunächst abgeleitet ist. Jeder weifs z. B., dafs wir den Himmel heiter nennen, wenn er nicht mit Wolken bezogen ist, und dafs wir dem heitern, den trüben Himmel entgegensetzen. Heiter ist das Gemüth, wenn es über keine unangenehme Vorstellungen Unlust empfindet. Die Betrübnifs ist der Zustand, der der Heiterkeit entgegengesetzt ist. Wir verstehn daher immer ei-

nen Zuſtand gemiſchter Gefühle darunter, und zwar ſolcher gemiſchter Gefühle, die von vorhergehenden Vorſtellungen abhängen. Körperlicher Schmerz betrübt uns nicht unmittelbar; allein eine traurige Nachricht betrübt uns in ſofern ſie die Heiterkeit der Seele aufhebt.

Helle iſt im eigentlichen Sinn, was durch ſein Licht erleuchtet, und uns in den Stand ſetzt, etwas beſtimmt zu ſehen. Unſere Vorſtellungen haben daher Helligkeit, wenn wir, was wir in ihrem Gegenſtande erkennen, uns beſtimmt vorſtellen. Mit andern Worten: unſere Vorſtellung von einer Sache hat Helligkeit, wenn wir uns das, was wir uns von der Sache vorſtellen, intenſiv klar vorſtellen. Insbeſondere brauchen wir dieſen Ausdruck von anſchaulichen, d. h. ſolchen Vorſtellungen, deren Gegenſtand, wenigſtens der Art nach, ſo von uns vorgeſtellt wird, als würde er empfunden, in ſofern ſie durch die intenſive Klarheit ihrer Theilvorſtellungen ſelbſt an Klarheit gewinnen. Bey dieſen, den anſchaulichen Vorſtellungen, unterſcheiden wir von der Helligkeit zunächſt die Lebhaftigkeit, als eine andere Art der Klarheit. Lebhaft nämlich iſt eine Vorſtellung, wenn ihre Klarheit das Reſultat einer Mannichfaltigkeit von Theilvorſtellungen iſt, die in ihr enthalten iſt. Dieſer Mannichfaltigkeit von Theilvorſtellungen entſpricht im Gegenſtande ein Mannichfaltiges von Merkmalen. Werden dieſe von einander wirklich unterſchieden; ſo iſt die Vorſtellung

deutlich. Hieraus erhellet, dafs deutlich nur eine ſolche Vorſtellung werden kann, die einer Lebhaftigkeit fähig iſt. — Doch hier iſt nicht der Ort, dieſes weiter zu verfolgen; nur die Bemerkung gehört hieher, dafs das Metaphoriſche dieſes Ausdrucks uns ſchon auf ſeine Bedeutung führt. Der Hauptcharakter, in dem das Leben ſich am lautſten verkündigt, iſt Bewegung. Bewegung ſchlieſst immer eine Mannichfaltigkeit von Zuſtänden ein. Dieſe ſind immer ſucceſſiv, verſchmelzen ſich aber in unſerer Vorſtellung in ein Continuum, in welchem Coexiſtenz und Succeſſion, wie in einander zerflieſsen. Die Bewegung iſt uns gegenwärtig, und alles in ihr, Punkt vor Punkt iſt entweder nur Vergangenheit oder Zukunft. Nur dieſe Mannichfaltigkeit der Zuſtände bringt in die Vorſtellung einer Bewegung Lebhaftigkeit, und deshalb legen wir einer anſchaulichen Vorſtellung überhaupt Lebhaftigkeit bey, wenn ſie durch ein Mannichfaltiges, welches ſie uns darbietet, Klarheit hat.

Die eben gemachten Bemerkungen beſtätigt der Sprachgebrauch, weil er in ihnen ſeinen Grund hat, auch vollkommen. Die einzelne Farbe ſehe ich mehr oder minder hell, ein buntes Farbengemiſch macht auf mich einen mehr oder minder lebhaften Eindruck; ein einzelner Ton wird mehr oder minder hell vernommen, eine Succeſſion mehrerer Töne hören wir mehr oder minder lebhaft.

Aus dem Gesagten erhellet schon, dass wir bey solchen figürlichen Ausdrücken, immer wohlthun, auf ihre eigentliche Bedeutung zurück zu gehen. Denn was wir von den Gegenständen, welche sie eigentlich benennen, im eigentlichsten Sinne sagen können, werden wir immer metaphorisch auf die Seele, oder Gegenstände des innern Sinnes anwenden können.

Die abgeleiteten Wörter bezeichnen dasjenige, was sie benennen, im Verhältniss zu etwas anderm, nämlich zu demjenigen, was das Wort, wovon sie abgeleitet sind, sagt. Länge z. B. ist ein abgeleitetes Wort; lang das Wort, wovon es abgeleitet ist. Jenes drückt eine Eigenschaft, dieses die Sache aus, in der wir die Eigenschaft finden. Hierin sind sie den metaphorischen, oder überhaupt den figürlichen Ausdrücken ähnlich, obgleich zwischen beiden ein Unterschied eintritt. Der figürliche Ausdruck wird nämlich unverändert, von demjenigen, was er schon vorher bezeichnet, auf etwas anderes übertragen; der Ausdruck bleibt in seinem Materiellen unverändert, und erhält zu seiner ältern nur eine neue Bedeutung. Hier wird also Bedeutung aus Bedeutung abgeleitet. Der abgeleitete Ausdruck hingegen wird aus einem andern gebildet; er ist von jenem verschieden, ob er gleich seine Abstammung von demselben an sich trägt, und eben hierdurch nach der Sprachanalo-

gie, die ſeiner Bildung zum Grunde liegt, verſtändlich wird. Ein ſolcher Ausdruck kann aus einem ganz eigentlichen Ausdrucke gebildet, und ſo eigentlich als dieſer ſeyn. Bey pſychologiſchen Ausdrücken ſcheint dieſes indeſſen ſelten der Fall zu ſeyn. Meiſtens iſt das Wort, aus welchem ein ſolcher Ausdruck gebildet iſt, ſchon in einer figürlichen Bedeutung zum Grunde gelegt, wenn ſeine eigentliche Bedeutung auch nur durch eine Synekdoche erweitert oder verengt wäre. Trunkenheit z. B. bedeutet den Rauſch, der aus Trinken entſtanden iſt. Das Wort, aus welchem jenes gebildet iſt, hat hier ſchon eine engere Bedeutung, es bedeutet hier nicht das Trinken überhaupt, ſondern das Trinken berauſchender Flüſſigkeiten. Die meiſten dieſer Ausdrücke bezeichnen Veränderungen und Zuſtände der Seele als Wirkungen körperlicher Handlungen, wie ſchon das angeführte Beyſpiel erläutert. Im Ruſſiſchen z. B. bedeutet Pochmiel die Empfindung, welche man hat, wenn man den Tag zuvor zuviel getrunken hat; der Ausdruck heiſst buchſtäblich ſo viel als Hopfen *).

Geſetzt auch, daſs wir in der Sprache keinen einzigen pſychologiſchen Ausdruck hätten, der abgeleitet, und zugleich ganz eigenthümlich wäre; ſo würden wir dadurch weniger verlieren als ge-

*) Gmelin's Reiſe durch Siberien in den Jahren 1733—1743., 1 Theil. S. 183—184.

winnen. Denn alle figürlichen Ausdrücke haben wenigſtens den guten Nutzen, daſs ſie uns auf das Bekanntere und uns Geläufigere hinweiſen, und uns das Unbekanntere dadurch erläutern und veranſchaulichen helfen. Dieſen Vortheil gewähren ſie uns wenigſtens in logiſcher Hinſicht, wenn wir nur das, was ſie eigentlich bezeichnen, mit demjenigen, was ſie uneigentlich ausdrücken, nicht verwechſeln. Da alle unſere Erkenntniſs von äuſsern ſinnlichen Gegenſtänden anfängt, und wir von dieſen erſt ſpäterhin, wie man es bedeutend nennt, zu uns ſelbſt kommen; ſo iſt er uns im Pſychologiſchen um ſo ſchätzbarer. Sind wir einmal zu uns ſelbſt gekommen, ſo werden wir das Pſychiſche nicht mit dem Körperlichen mehr verwechſeln, ſobald wir es nur als einen Gegenſtand des innern Sinnes zu betrachten gewohnt ſind. Die Nebenideen, welche einer Metapher anhängen, werden alsdann uns nicht mehr irre führen können, und die Metapher wird in einen eigentlichen Ausdruck von allen falſchen Nebenbeſtimmungen frey übergehen.

Es iſt hier nicht der Ort zu beſtimmen, wann und wo ein ſolcher anfänglich metaphoriſcher Ausdruck ſich, wenn ich es ſo nennen darf, vereigentlicht. Nur eine Bemerkung über unſere deutſche Sprache, die ich wenigſtens mich nicht erinnere, anderwärts gefunden zu haben, mag hier als an ihrem Orte ſtehen. Es

giebt nämlich in unſerer Sprache mehrere Wörter, die gleichſam das Gepräge, daſs ſie ſich vereigentlicht haben, an ſich tragen. In ihrer erſten und anfänglichen Bedeutung fällt der Wortton bey denſelben auf eine andere Sylbe, und auf eine andere, wenn ſie in einer Bedeutung, die ſie erſt ſpäter erhalten haben, gebraucht werden. Man ſagt überſetzen, wenn von einem Fluſſe die Rede iſt, von deſſen einem Ufer jemand zu dem andern durch ein Fahrzeug gebracht werden ſoll; man ſagt überſetzen von einem Buche, das von einer Sprache in die andere gebracht werden ſoll. Etwas ähnliches gilt von überlegen, und überlegen und von einigen andern Wörtern. Dieſe, warum es mir hier zunächſt zu thun iſt, vereinigen die Vortheile der eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücke mit einander. In der einen Form iſt das Metaphoriſche ganz in ihnen verwiſcht; und dieſe weiſet doch auf die andere hin, wenn wir uns der Metapher in der Abſicht bedienen wollen, unſern Begriff aufzuhellen.

Allein es ſey, daſs auch alle Ausdrücke, welche wir jetzt von der Seele gebrauchen, anfänglich metaphoriſch oder ſonſt figürlich gebraucht ſind; ſo iſt bey vielen derſelben das Metaphoriſche in denſelben unſern Augen ganz entſchwunden. Der gelehrte Sprachforſcher mag uns noch eine urſprüngliche Bedeutung von Wörtern,

tern, wie z. B. Denken, Wollen u. a., auf der ihre gegenwärtige, durch eine Metapher beruhen mag, nachzuweiſen im Stande ſeyn; ſo iſt jene Metapher doch für einen Andern nicht mehr vorhanden, ſondern jedem iſt das Wort, wenn er ſagt, daſs er dieſes oder das thun wolle, ein eigentlicher Ausdruck, den er vielfältig wiederum metaphoriſch gebraucht; z. B. wenn er ſagt, daſs es regnen wolle. So haben viele, und zum Theil nur Gegenſtände der Einbildung Namen, denen im Munde derjenigen, die ſie gebrauchen, nichts uneigentliches mehr anhängt. So giebt es auch abgeleitete Wörter, welche aus Wörtern gebildet ſind, denen in dem Munde derjenigen, von welchen jene Wörter zuerſt gemacht wurden, nichts uneigentliches anklebt. Dieſe Wörter bezeichnen dasjenige, wovon ſie gebraucht wurden, nach den Vorſtellungen derjenigen, welchen ſie ihr Daſeyn verdanken. Die Δαιμονιζομενοι, von welchen in dem neuen Teſtament, beſonders in den Evangelien, ſo oft die Rede iſt, z. B. waren, nach der Vorſtellung derjenigen, welche jenes Ausdrucks ſich bedienten, Perſonen, die von einem Dämon getrieben würden, die ihrer nicht mächtig waren, und gleichſam in dem Beſitz eines ihnen überlegenen Weſens gehalten wurden *). Die Vorſtellung mag

*) Hugo Farmer's Verſuch über die Dämoniſchen des neuen Teſtaments, aus dem Engl. von

so wahr oder irrig seyn als sie wolle; so weiset sie doch auf eine Vorstellungsart, die man sich von diesen Personen machte, hin. Dem Irrigen liegt oft etwas Wahres zum Grunde, aus welchem es nur falsch geschlossen ist; oft ist demselben auch etwas Wahres beygemischt, das sich von demselben leicht absondern läst.

Dieses führt mich auf eine Bemerkung, von welcher meine bisherigen Betrachtungen ausgingen. Denn wenn wir mehrere Ausdrücke dieser Art für dieselbe Sache in verschiedenen Sprachen mit einander vergleichen, so finden wir in jedem derselben eine Hinweisung auf die Beschaffenheit derselben; nur meistens nach der Vorstellungsart eines besondern Volks. In der einen liegt vielleicht dieses, in der andern jenes Wahre; eine drückt vielleicht auch wohl das Wesentliche aus, das uns alles übrige, was an der Sache wahr ist, folgern, und so das Wahre von dem Falschen in den verschiedenen Vorstellungsarten sichten läst. Der Δαιμονιζομενος ist eigentlich derjenige, in welchem ein Dämon ist. Dämonen waren übermenschliche, aber nicht göttliche Wesen*); theils gute, theils böse. In einem Δαιμονιζομενος sahe man wie übermenschliche Kräfte, diese Kräfte waren aber nicht die feini-

---

L. F. A. v. Cölln mit D. J. S. Semlers Vorrede, Bremen und Leipzig 1776. S. 56.

*) Siehe die Anmerkung A.

gen; es waren die Kräfte des Dämons, der ihn bewohnte, und nur in ihm und durch ihn wirkte. Man betrachtete diese Personen als krank, schrieb aber ihre Krankheit einer übermenschlichen Ursach zu. Der lateinische Ausdruck, *infanus*, der von eben denselben Personen gebraucht wurde, bezeichnet sie schlechthin als ungesund; und das Mildernde in diesem Ausdrucke, als Ungesunde, die mehr Mitleiden als Hafs oder Abscheu verdienen. Von der Ursach dieser Krankheit, die jener Ausdruck andeutet, sagt er nichts. Ein anderer lateinischer Ausdruck, der noch mehr und ausschliefsender von diesen Kranken gebraucht wurde, giebt die Beschaffenheit derselben näher an; denn jene Kranke hiefsen *impotentes*, oder *Unvermögende*. Ich bleibe hier absichtlich bey einer blofs buchstäblichen Uebersetzung, gerade wie einer, der einen Ausdruck, den er nach dem Buchstaben versteht, zum ersten Male hört, und ihn sich aus dem Zusammenhange, in welchem derselbe vorkommt, klar zu machen weifs. Solche impotentes oder Ohnmächtige sind auch diejenigen, welche wir Rasende nennen würden. Diese sind meistens mit so aufserordentlichen körperlichen Kräften versehen, dafs man sie nicht zu bändigen im Stande ist. In welchem Sinne können diese Personen ohnmächtig genannt werden? Hier giebt unsere deutsche Sprache in einem ähnlichen Ausdrucke,

der aber nur eine nähere Beſtimmung mit ſich führt, mit einem Male — ſoll ich ſagen einen Wink oder allen Aufſchluſs? den wir nur verlangen können.

Von dem Raſenden nämlich ſagen wir in ſeinen Anfällen, daſs er ſeiner ſelbſt nicht mächtig ſey. Dieſen Ausdruck brauchen wir nicht allein von dem Raſenden, den wir als fortwährend krank betrachten, ſondern auch von dem übrigens geſunden Menſchen, wenn er ſich in dem einſtweiligen Zuſtande befindet, wo er nicht Herr ſeiner Handlungen iſt, wo er z. B. vom Zorn zu gewiſſen Handlungen hingeriſſen wird. Zwiſchen dem lateiniſchen und dem deutſchen Ausdruck ſcheint hier noch ein anderer Unterſchied zu ſeyn. Jener nämlich deutet auf einen fortwährenden Mangel an Kraft ſich zu beherrſchen hin, dieſer hingegen bezeichnet ſowohl dieſen Mangel als einen vorübergehenden Zuſtand, als er ihn als daurender ausdrückt. Der reichſte Mann kann vielleicht in dieſer oder jener Lage einer kleinen Summe Geldes nicht mächtig ſeyn; allein deshalb nennen wir ihn nicht unvermögend, oder ſprechen ihm das Vermögen nicht ab.

Nach dem Bisherigen giebt uns der lateiniſche Ausdruck das Weſen nicht allein der Raſerey, ſondern der Tollheit überhaupt an. Denn die Tollheit beſteht in nichts anderm als in dem Unvermögen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, oder

Herr seiner Begierden zu seyn, und der Handlungen, in welche sie ausbrechen. Der Tolle weiss, dass er nicht so handeln soll; er will vielleicht auch anders handeln: allein sein Wille unterliegt unter der Gewalt ihm widerstreitender Begierden, weil er unvermögend ist, was seine Vernunft ihm sagt, geltend zu machen. Scio meliora proboque, deteriora sequor, kann niemand mehr als er sagen. Was von der Tollheit gilt, gilt auch von der Manie als einer Art derselben, deren Raserey *), worin sie ausbrich, nicht nothwendiger Weise mit Wahnsinn, der seiner Natur nach nicht ohne Irrthum seyn kann, verbunden ist. Neuere Beobachtungen haben uns dieses erst einschärfen müssen **), obgleich jenes Wort dieses uns schon hätte sagen, oder wenigstens uns darauf hätte aufmerksam machen können. Ich sage einschärfen. Denn nicht allein die psychische Behandlung der Manie, sondern auch die Rechtspflege selbst ist, wo dieser Punkt aus der Acht gelassen wird, in Gefahr sich zu verirren. Hat ein Mensch bey völligem Verstande, oder in dem Zustande, wo in seinen

*) Raserey ist der heftige Ausbruch einer Tollheit, und auch einer Manie. Wo der Maniacus oder überhaupt der Tolle ruhig ist, wie im Schlafe, ist keine Raserey, obgleich die Tollheit, die darin auf die gräslichste Art sichtbar wird, fortwährt.

**) Reil Rhapsodien. S. 387.

Urtheilen keine Verwirrung und kein Irrthum anzutreffen war, eine That, die nach den Geſetzen ein Verbrechen, verübt; ſo betrachtet man ſie ſofort als zurechnungsfähig. Man ſtraft ihn, weil man ſchlieſst, der Menſch, der ſeines Verſtandes mächtig ſey, ſey auch ſeiner Handlungen mächtig. Daſs dieſer Schluſs aber nicht ohne alle Einſchränkung gelten könne, iſt hier, wenn es anders noch zu beweiſen iſt, zu beweiſen der Ort nicht. Nur das füge ich hinzu, daſs Cicero auf Veranlaſſung ſeiner Sprache eben die Bemerkung gemacht hat, zu der uns die unſrige eben ſo gut hätte führen können. — „Nil me„lius, ſagt er, quam quod eſt in conſuetudine ſer„monis Latini, cum exiiſſe ex poteſtate „dicimus eos, qui effrenati feruntur aut „libidine aut iracundia; quamquam ipſa ira„cundia libidinis eſt pars: ſic enim definitur ira„cundia, ulciſcendi libido. Qui igitur exi„iſſe e poteſtate dicuntur, idcirco dicuntur, „quia non ſunt in poteſtate mentis: cui regnum „totius animi a natura tributum eſt **).“

Allein ſolche Bemerkungen zu machen, oder ſich an Ausdrücke dieſer Art zu halten, vernachläſſigen wir wegen eines beſondern Umſtandes. Ausdrücke dieſer Art nämlich gebrauchen wir im gemeinen Leben nicht überall, wo ſie ihre Anwendung finden; ſondern nur da, wo der Fall

*) Tuſcul. Quaeſt. II. 5.

ihrer Anwendung ſich auf eine gewiſſe Art herausnimmt. So wie wir im gemeinen Leben nur von demjenigen ſagen, daſs er Verſtand habe, der durch ſeinen Verſtand ſich auszeichnet; ſo brauchen wir jene Ausdrücke, die dazu noch auf einen gehäſſigen Fall gehen, nicht anders, als wo er ſich in ſeiner auffallendſten Geſtalt zeigt; und ſo iſt es dann natürlich, daſs wir nur da eine eigentliche Tollheit ſehen wollen, wo ſie mit Wahnſinn verbunden iſt.

Hieraus ſcheint für den Pſychologen die wichtige Regel zu folgen, daſs er bey dergleichen Ausdrücken vorerſt nicht den Grad, den ſie nach der gemeinen Sprachgewohnheit in den Fällen ihrer Anwendung vorausſetzen, nicht in Betrachtung ziehe, ſondern nur dann erſt darnach frage, wenn dieſer Grad weſentlich iſt, oder in der Sache ſelbſt, und nicht bloſs in den Augen des Redenden eine Gränze macht. Dieſes iſt da der Fall, wo es auf das Verhältniſs einzelner Seelenvermögen ankommt, oder dieſes wenigſtens in Betrachtung gezogen werden muſs. Hier giebt ein Vermögen für das andere den Maaſsſtab ab. Denn die Frage iſt alsdann nicht, ob dieſes oder jenes Vermögen an ſich genommen, in einem niedern oder höhern Grade vorhanden ſey; ſondern ob die Aeuſserungen des einen von beiden nicht durch das andere gehindert oder geſtört werden. Bey Wahnſinnigen iſt immer

und ohne Ausnahme die Einbildungskraft, wenn auch vielleicht nur in einer gewiſſen Richtung zu ſtark für die Sinne. Hieraus folgt aber keineswegs, daſs alle Wahnſinnige eine ausnehmende Einbildungskraft haben. Allein wenn die Einbildungskraft über die Sinne bey einem Menſchen auch nur in ſofern das Uebergewicht erhalten hat, daſs er von einem einzigen Irrthum, zu dem ſie ihn verleitet hat, nicht zurückkommen kann, ob ihn gleich die tägliche Erfahrung von demſelben zurückbringen müſste, wenn ſeine Einbildungskraft nicht einen unglücklichen Sprung gethan hätte, durch den alle ſeine übrigen Vermögen, ſobald ſie gegen ihre Eingebungen reden ſollen, zum Schweigen gebracht wären; ſo iſt ſein Wahnſinn keinem Zweifel unterworfen. Rouſſeau, der ſo allgemein, und mit eben ſo unſtreitigem Recht bewunderte Rouſſeau iſt in ſeiner feſten Einbildung, daſs die ganze Welt ſich verſchworen habe, ſeinen Stolz zu demüthigen *), eben ſowohl wahnſinnig, als Taſſo es war, wenn er ſich einbildete, mit ſeinem Genius — oder wie er ſeinen vermeinten Geiſt nennen wollte — Umgang zu haben. Sobald von der Beſchaffenheit einer Sache und nicht von dem Grade derſelben die Rede iſt, iſt dieſe Regel ſo wenig hier, als anderwärts zu vernachläſſigen,

*) Rouſſeau Juge de Jean Jacques. Dialogues p. 307. und Arnold über den Wahnſinn d. Ueberſ. 1. Th. S. 169 u. f.

wenn wir nicht auf beſtimmte Begriffe Verzicht thun wollen. Doch ich kehre nach dieſem Abſchweif auf meinen Weg zurück.

Oft finden wir in mehrern Sprachen Ausdrücke, die wörtlich, oder nach ihrer Sprachableitung genommen, gleichbedeutend ſind, von welchen aber der eine in ſeiner Sprache ganz etwas anders benennt als der andere in der ſeinigen. Das deutſche Mondſüchtig ſagt nach ſeiner Sprachableitung nichts anders als das Griechiſche σεληνιαζομενος oder σεληνιακος. Und doch heiſst bey uns der Nachtwandler mondſüchtig, bey den Griechen und auch den Schriftſtellern des neuen Teſtaments war der σεληνιάζομενος aber der Epileptiſche *). Beide, die Griechen und die Deutſchen, machten ſich von zwey verſchiedenen Krankheiten, indeſs in einem Punkt, dieſelbe Vorſtellung. Den Nachtwandler nennen wir, oder nannten vielmehr die erſten, die dieſen Ausdruck gebrauchten, mondſüchtig, weil man eine Abhängigkeit der Anfälle ſeiner Krankheit von dem Mondswechſel wahrzunehmen glaubte, und das nämliche glaubten die Griechen bey der fallenden Sucht wahrgenommen zu haben **). Die Richtigkeit dieſer Bemerkung, von welcher jene Benennungen ausgegangen ſind, geht mich hier nichts an, nur eins, worauf ſie zurückfüh-

*) Hugo Farmer. S. 194.
**) Ebend.

ren, liegt meinem Zwecke näher. Diese und ähnliche Benennungen führen auf die Untersuchung, ob die Vorstellungen, die ihnen zum Grunde liegen, gegründet oder ungegründet sind, und, wenn auch das letzte wäre, ob sie nicht vielleicht von einem andern Falle richtiger wäre, als zu dessen Benennung sie Anlass gegeben. Indem ich hier von der Epilepsie rede, scheine ich mein Thema zu verlassen, da die Epilepsie, wie man mir vielleicht sagen wird, eine Krankheit des Körpers und nicht der Seele sey. Ich würde hierauf antworten, dass sie jenes und nicht weniger dieses sey, da die konvulsivischen Bewegungen der Muskeln, in welchen sie sich am auffallendsten zeigt, unwillkührlich, und selbst wider den Willen der Seele erfolgen, mithin die Gemeinschaft zwischen Seele und Körper hier wie gehemmt ist. Diese Krankheit gehört also zu denjenigen, die man Seelenkrankheiten im engsten Sinne nennen könnte.

Treffen wir in der einen Sprache Ausdrücke, die wir in der andern vergebens suchen; so ist das immer ein Fund, zu dem wir uns Glück wünschen können. Nur Schade, dass nur Wenige einen solchen Fund sich zu eigen zu machen wissen. Die französische Sprache hat z. B. das Wort naïveté, welches der unsrigen fehlt; aber wer ist jener Sprache so mächtig, dass er gleich den Begriff von der Eigen-

ſchaft, die es ausdrückt, ausheben könnte? Um hierzu im Stande zu ſeyn, müſste er die Fälle, wo jenes Wort paſst, und wo es nicht paſst, gleich genau zu unterſcheiden wiſſen. Doch auch das iſt noch nicht genug. Um den Begriff, der jenem Worte anklebt, aus jenen Fällen beſtimmt auszuheben, wird auch eine Fertigkeit zu abstrahiren erfordert, die nicht jedem gegeben iſt, auch nicht von jedem erworben werden kann. Girard z. B. ſtellt die Ausdrücke: Sincérité, franchiſe, naïveté, und ingénuité, als Synonymen oder Sinnverwandte Wörter zuſammen*). Das giebt uns ſchon eine Spur, aber eine Spur, welche nicht unfehlbar zum Ziele führt. Wir ſind auf der Spur, weil wir nur das ähnliche, das allen jenen Ausdrücken gemein iſt, ausheben dürfen, und dann nur noch auf ihre Verſchiedenheit zu achten haben. Jene Aehnlichkeit mögte auch leicht auszuheben ſeyn. Auch mögten wir ferner wohl die drey Wörter, mit welchen das naïveté zuſammengeſtellt iſt, ziemlich genau überſetzen können. Denn Sincérité mögte ſo ziemlich unſer Unverſtelltheit; franchiſe unſer Offenheit; ingénuité unſer Freymüthigkeit ſeyn, allein den Punkt zu finden, worin die naïveté von jenen ſich insgeſammt unterſcheidet, und der ſie hinlänglich charakteriſirt, mögte ſo leicht nicht ſeyn.

*) Les Synonymes François cet art.

Hier ist nicht der Ort, diesen oder jenen psychologischen Begriff zu entwickeln. Deshalb brauche ich diesen Begriff nicht zu verfolgen; nur die Regel, die hieraus für einen Fall, wie der gegenwärtige folgt, ist nicht aus der Acht zu lassen. Finden wir nämlich in verschiedenen Sprachen Synonymen für psychologische Gegenstände, so können wir sie eben so behandeln als Synonymen oder Sinnverwandte Wörter einer und eben derselben Sprache. Herr Eberhard hat uns in seinen synonymischen Werken ein Muster dieser Behandlung gegeben, und die Regeln derselben dargelegt. Es kommt nämlich nur darauf an, die Aehnlichkeit oder allgemeinere Uebereinstimmung jener Ausdrücke auszuheben, und dann den Unterschied eines jeden derselben von jedem der übrigen Sinnverwandten anzugeben. Jene Uebereinstimmung aufzufinden, wird vielleicht nicht viel Witz erfordert, allein die Verschiedenheit? — Hier wäre ich in Gefahr, mich in logische Regeln und Lehrsätze, auf welche ich mich beziehen müsste, zu verlieren; deshalb will ich lieber abbrechen, und um so lieber, da das Genie bey einer Aufgabe wie diejenige, wovon hier die Rede ist, doch immer das beste thun muss.

Doch die Hauptschwierigkeit bey der Anwendung dieser Regel liegt darin, dass nur Wenige mehrerer Sprachen so mächtig sind, und

jede derſelben ſich ſo geläufig gemacht haben, um hiervon Gebrauch zu machen. Man kann eine Sprache vielleicht ziemlich fertig verſtehen, auch mit ziemlicher Geläufigkeit reden, ohne jene Feinheiten derſelben inne zu haben. Allein eben den Vortheil, den hier die Vergleichung mehrere Sprachen gewährt, gewährt auch die Vergleichung mehrerer Dialekte einer und eben derſelben Sprache. Jeder hat wenigſtens den Mutterdialekt ſeiner Mutterſprache, wenn er nicht durch eine zu ängſtliche Verziehung *) vor ihm ganz verwahrt iſt, ohne an ihn ſklaviſch gewöhnt zu ſeyn, inne. Die Sprache der gebildeten Geſellſchaft, wie die Schriftſprache eines Volks iſt, iſt freylich nicht die Sprache dieſer oder jener Provinz, dieſes oder jenen Orts, ſondern vielmehr aus allen ausgehoben. Das Niedrigere, das feine Gefühl Beleidigende, wird daraus verbannt; auch die Namen derjenigen Gegenſtände, welche in der gebildeten Geſellſchaft nicht zur Sprache kommen, werden in ſie nicht aufgenommen, und bleiben vergeſſen und verachtet in dem

*) In den vornehmen Ständen habe ich, wenigſtens in meinem Vaterlande Weſtphalen, bemerkt, bewahrt man die Kinder oft mit einer ängſtlichen Sorgfalt, davor, daſs ſie die plattdeutſche Mundart lernen. Jedes Wort derſelben in ihrem Munde wird ihnen als eine Ungezogenheit verwieſen. Daſs dieſes mehr Verziehung als Erziehung iſt, bedarf keines Beweiſes.

Dialekte liegen, welchem ſie eigenthümlich *) angehören. Die Niederdeutſche Mundart in Weſtphalen hat mehrere Wörter für moraliſche und pſychologiſche Gegenſtände, die der Hochdeutſchen Mundart abgehen. Das Wort awieſig z. B. wird von Kindern gebraucht, die aus Verzärtelung zu viel Aufmerkſamkeit auf ſich fordern, ſchreyen oder klagen, um bemitleidet zu werden; ſich möen (mühen) heifst ſich grämen **); äsk bezeichnet das Häſsliche, in ſofern es unanſtändig iſt; unêwieten (ungewiſſenhaft) drückt ſo ziemlich das franzöſiſche indiſcret aus. Man braucht dieſen Ausdruck nämlich nicht von dem Unbeſcheidenen überhaupt, ſondern beſonders

*) Mehrere Dialekte einer Sprache ſind nichts anders als Variationen derſelben, die ſich im Ganzen auf allgemeine Regeln zurückführen laſſen. Wo z. B. die Hochdeutſche und Oberdeutſche Mundart ein Pf hat, hat die Niederdeutſche ein bloſses P oder F; für die Dphthongen ei ein bloſses i. Der Niederdeutſche ſagt pipen für pfeiffen. Dieſes iſt z. B. die Regel, die aber ihre Ausnahmen in Wörtern hat, die einer ſolchen Mundart ganz eigen ſind. Ein Hund heifst wenigſtens in mehrern Gegenden in Weſtphalen ein Rüe. Solche, einem Dialekte eigene, Wörter kommen bey der Benutzung deſſelben, auch in pſychologiſcher Hinſicht, vornehmlich in Betrachtung. Da nämlich, wo andere Dialekte keine gleichbedeutende Worte haben.

**) Siehe die Anmerkung B.

demjenigen, der mit Unbescheidenheit die Güte anderer über die Gränze benutzt. Das Wort Schrülle bezeichnet Anfälle einer Laune, die an Tollheit gränzen.

Ich habe hier nicht allein psychologische, sondern auch moralische Ausdrücke angeführt. Beide gränzen auch (wenigstens ist das bey den moralischen Ausdrücken der Fall, die nicht die allgemeinsten moralischen Begriffe bezeichnen,) zu nahe zusammen, als dass nicht, wo von den einen die Rede ist, die andern mit zur Sprache kommen sollten. Beide gehen zudem in der Wirklichkeit von gewissen Verhältnissen aus, die man einer besondern Auszeichnung für werth gehalten hat. Die psychologischen Ausdrücke insbesondere, weisen immer auf gewisse Beobachtungen hin, die wir auch in andern Fällen, als auf welche ein solcher Ausdruck geht, anzustellen Gelegenheit haben. Das Wort awiesig z. B. sagt uns, wenn es anders keinen blos imaginären Begriff bezeichnet, dass hie und da Menschen nur aus der Sucht zu interessiren Gegenstände des Mitleids werden wollen, und diese Beobachtung finden wir auch bey zu vielen grossen und kleinen, alten und jungen Kindern bestätigt, als dass wir an der Richtigkeit derselben zweifeln könnten. Allein so leicht es oft ist, eine Beobachtung, wenn wir sie einmal gemacht haben, bestätigt zu finden; so schwer hält es in vielen

Fällen, eine ſolche Beobachtung ſelbſt zu machen, wenn auch hie und da, nur deswegen, weil die Gelegenheit dazu zu alltäglich iſt, als daſs wir uns die Mühe nehmen ſollten, darnach zu greifen. Aus dieſem Grunde bedarf es eines ſolchen Anlaſſes, wie uns eine Sprache in ihren Mundarten darbietet, darauf aufmerkſam gemacht zu werden. Ein ſolcher Anlaſs iſt auch deshalb für uns oft um ſo ſchätzbarer, weil diejenigen, welchen ein ſolcher Ausdruck ſeinen Urſprung verdankt, zu der Beobachtung, von der er ausging, eine beſondere Veranlaſſung hatten. Wir verdanken ihnen nicht allein jene Beobachtung, ſondern mehr als ſie ſelbſt hatten, wenn wir von einer ſolchen wohlgeprüften Beobachtung Anlaſs nehmen, ſie uns zu erklären, und auf ihre Gründe zurück zu führen.

Oft hat ein und eben daſſelbe pſychologiſche Wort in verſchiedenen Verbindungen verſchiedene, aber doch mit einander verwandte, Bedeutungen, von welchen man die eine leicht aus der andern findet. In den Schriften der neuern Pſychologen wird der Ausdruck Luſt für jedes angenehme Gefühl genommen. Dieſes iſt aber nicht ſeine eigentliche Bedeutung. Ich meines Theils würde der letzte ſeyn, der den Pſychologen daraus einen Vorwurf machte, jenes Wort in einer ſo allgemeinen Bedeutung zu nehmen.

Denn

Denn wo die Sprache uns kein Wort für einen Begriff darbietet, können wir nur entweder ein neues Wort ſchaffen, oder wir müſſen ein ſchon vorhandenes in einer andern Bedeutung nehmen; wenn anders unſere wiſſenſchaftliche Kenntniſs nicht durch die zufälligen Gränzen der Sprache beengt werden ſoll; und dieſes hieſse alle Wiſſenſchaften zu einem ewigen Stillſtande verdammen. Alſo mögen wir es dem Pſychologen immer Dank wiſſen, daſs er dem Worte: Luſt jene Bedeutung gegeben; allein der Sprachgebrauch giebt ihm eine engere Bedeutung, und dieſe finden wir bald, wenn wir zwiſchen den Ausdrücken Luſt an etwas und Luſt zu etwas haben, unterſcheiden; oder wenn wir den letzten Ausdruck richtig gefaſst haben, ſo haben wir auch die Bedeutung des erſten. Denn Luſt haben wir zu etwas, in ſofern wir etwas begehren, weil es für uns unmittelbar einen angenehmen Zuſtand mit ſich führt. Die Luſt, die es in ſofern mit ſich führt, iſt die Luſt im engern Sinne, oder die Luſt an etwas, die wir nunmehr leicht von dem Wohlgefallen und der Freude unterſcheiden. Denn Wohlgefallen verurſacht uns eine Sache durch ihre Zweckmäſsigkeit, Freude durch ihre Zuſammenſtimmung mit unſern Wünſchen.

Ich müſste zu tief in die Pſychologie hineingehen, wenn ich dieſe Betrachtungen weiter

verfolgen wollte. Ich habe auch nichts weiter als Bemerkungen verſprochen, und dieſer ſind ſchon in dem Vorhergehenden genug gemacht. Der Leſer, der ſie ſeiner Prüfung nicht unwerth findet, wird durch ſie leicht auf andere, vielleicht wichtigere, geführt.

Zu dieſen und ähnlichen Bemerkungen giebt die Betrachtung der Sprachen im Allgemeinen Anlaſs. Sie betreffen insgeſammt die Sprachen, wie ſie einmal vorhanden ſind und zeigen, daſs wir an denſelben eine reiche, noch lange nicht genug benutzte Fundgrube für die Pſychologie beſitzen. In den individuellen Fällen ihres wirklichen Gebrauchs iſt die Sprache für uns eine Wünſchelruthe, die uns ſehr oft, wenn auch nicht einen Schatz entdeckt, doch dasjenige ſagt, was wir wiſſen wollen, oder wenigſtens uns demſelben auf die Spur bringt. Ein Blinder z. B. höre in einer ihm unbekannten Sprache, was ein Anderer ſagt. Wovon die Rede eigentlich iſt, wird er natürlich nicht wiſſen, es auch nicht einmal errathen können, da er nichts von den Minen und Gebährden des Redenden, die dieſes andeuten, vernimmt. Ob dieſer aber frägt, zweifelt, etwas behauptet; ob er verwundert, aufgebracht, betrübt, kurz in welchem Gemüthszuſtande er iſt, wird er leicht hören. Die Sprache iſt hier ein natürli-

ches Zeichen. Ich ſage; ein natürliches Zeichen. Denn hier iſt nicht die Rede von der Bedeutung, die dieſe oder jene Wörter einmal angenommen haben, ſondern von Modulationen der Stimme, einem Rhytmus der Rede u. ſ. w.; kurz von etwas, das ſchon nach phyſiſchen Geſetzen den Zuſtand des Redenden darlegt. — Worin liegt hier der Zuſammenhang zwiſchen Zeichen und Bezeichnetem?

Die Frage iſt pſychologiſch. Vielleicht nehme ich an einem andern Orte dieſer Blätter Veranlaſſung, das eine oder andere hierüber mitzutheilen. Wann und wo es geſchehen mögte, wage ich um ſo weniger jetzt ſchon zu beſtimmen, da dieſe Bemerkungen noch wenigſtens bey einem Theile unſerer Leſer eine Vorbereitung zu erfordern ſcheinen, zu der ich lieber eine ſchickliche Veranlaſſung benutzen, als ſie ohne dieſelbe machen will; beſonders da ich einige pſychiſch-medicinisch-ſemiotiſche Betrachtungen über die Sprache, die vielleicht ſchon in dem folgenden Stücke erſcheinen ſollen, unabhängig von ihnen anſtellen kann.

Nur zwey Worte davon jetzt. Wahnſinnige zeigen oft einen auffallenden Hang mit ſich ſelbſt zu reden; daſſelbe nimmt man bey dem Blödſinnigen und Stupiden wahr. Was noch

mehr ist, die letzten haben eine eigne Sprache, oder vielmehr eine eigne Grammatik, die aber ganz den Charakter ihrer Verstandesschwäche darlegt. Das psychologisch-medicinisch-semiotische hierbey geht unsern Zweck zu nahe an, als dass ein vielleicht nicht ganz unvollkommener Versuch darüber zu früh kommen könnte.

Anmerkungen.

A. Nach Farmer (S. 17. a. O.) waren die Dämonen menschliche, vom Aberglauben vergötterte, Geister, und dieses ist auch Semler's Meinung (S. 9. der Vorr.). Allein aus dem Hierokles (Comment. in Carm. aur. Pyth. ad vers. 2 und 3.) erhellet, dass dieses wenigstens nicht allgemein wahr sey. Hierokles unterscheidet nämlich die unsterblichen Götter, die Heroen, und die Menschenseelen, die mit Wahrheit und Tugend geschmückt sind (τὰς ἀνθρωπινας ψυχας ἀληθειᾳ καὶ ἀρετῃ κοσμηθεισας), als Gegenstände der menschlichen Verehrung. Diese letzten werden zwar in den sogenannten Pythagorischen Versen irdische Dämonen genannt; allein nach Hierokles Bemerkung wird ihnen jenes Beywort (καταχθονιος) nur gegeben, um sie von den eigentlichen Dämonen (φυσει δαιμονες) zu unterscheiden. Diese, die eigentlichen Dämonen sind aber mit den Heroen, welche Hierokles zwischen die Götter und Menschen setzt, nach ihm, einerley; wenigstens die guten Dämonen.

B. Nach Adelungs Wörterbuche hat im Hochdeutschen das Wort Mühen dieselbe, aber jetzt veraltete, Bedeutung gehabt. Ich weiſs nicht, warum man einen ſo treffenden Ausdruck, der auf die Natur des Grams (ſ. meine Unterſ. über die Seelenkrankheiten, 1. Th. S. 115.) wie mit Fingern zeigt, hernach verſchmäht, oder vielmehr weggeworfen hat.

J. C. Hoffbauer.

V.

Pſychiſche Heilung einer Taubheit.

Zu Paris wurde eine Frau, die ganz taub war, von einem groſsen Hunde angefallen, ohne übrigens von ihm beſchädigt zu werden. Die Frau fällt vor Schreck ohne Bewuſstſeyn nieder; allein wie ſie wieder zu ſich ſelbſt kommt, hört ſie alles, was um ihr vorging. — Dieſes las man im Auguſt 1805 in einer der Berliner Zeitungen *) unter den vermiſchten Nachrichten.

Zu einer Zeit, wo man ſo viel von der Heilung der Gehörfehler ſprach und ſchrieb, wäre ich um ſo mehr miſstrauiſch gegen jene Erzählung geweſen, wenn mir nicht zwey Fälle, die mit jenem wenigſtens Aehnlichkeit haben, aus der erſten Hand bekannt geweſen wären. Zudem ſollte jene Nachricht aus Paris kommen,

*) In welcher, weiſs ich den Augenblick nicht, da ich keiner der Berliner Zeitungen vom Auguſt 1805 habhaft werden kann; ſo viel weiſs ich noch, daſs ich den erzählten Vorfall mir ſogleich und ungefähr mit eben den Worten, als er hier wieder gegeben iſt, aus der Zeitung aufzeichnete, aber in den Kriegsunruhen um dieſes Excerpt gekommen bin.

wo man ohnehin wenig von dem wiſſen mogte, was in unſerm deutſchen Vaterlande zum Troſt der Tauben und Schwerhörigen geſchehen ſeyn ſollte. Ich glaube daher um ſo weniger die Wahrheit jener Erzählung in Abrede ſtellen zu dürfen.

Allein wie ging es mit jener Heilung zu? — Ich theile darüber folgendes mit, das wenigſtens ſo lange gelten mag, als eine genügendere Erklärung davon gegeben wird.

Es iſt ſchon in dieſen Blättern der gegenſeitigen Mittheilung des Zuſtandes zwiſchen Seele und Körper, als eines bisher zu wenig beachteten gegenſeitigen Einfluſſes zwiſchen beiden erwähnt worden *). Es ſcheint, daſs dieſe hier eine befriedigende Erklärung darbietet.

Nach jener Mittheilung nämlich ſind mit heftigern Bewegungen im Körper, heftigere Veränderungen in der Seele, und mit dieſen jene verbunden. Der Schreck iſt eine der heftigſten Gemüthsbewegungen, durch welche alle Seelenvermögen, gleichſam nach einer augenblicklichen Erſchütterung in Stillſtand geſetzt werden. Etwas ähnliches iſt uns im eigentlichen Sinne an dem Körper ſichtbar. In dem einen Momente ſehen wir eine konvulſiviſche Bewegung in allen Gliedmaſsen des Körpers, in dem folgenden iſt

*) 1. St. S. 18 u. f.

der ganze Körper wie verſteinert. Wenn durch jene Erſchütterung in dem erzählten Falle die gelähmten Gehörnerven mit einem Male wieder Empfänglichkeit für die eigenthümlichen Eindrücke derſelben erhalten hätten; ſo wäre dieſes um nichts unbegreiflicher, als wie ein elektriſcher oder galvaniſcher Schlag dieſe Wirkung gehabt hätte. Denn die Frage iſt hier: nicht, wie es zugehe, daſs der Körper und die Seele ſich ihre Zuſtände mittheilen; ſondern vorausgeſetzt, daſs wenn es mit jener Mittheilung ſeine Richtigkeit habe, ob alsdann ein heftiger Schreck ſo wirken könne. Dieſes iſt keinem vernünftigen Zweifel unterworfen und ſcheint aus folgenden Gründen ſich noch mehr zu beſtätigen.

Der Erfahrung zu Folge iſt es auſser Zweifel, daſs bey den äuſsern Empfindungen der Körper auf die Seele vermittelſt der Nerven wirke, und daſs die Seele auch vermittelſt der Nerven die willkührlichen Bewegungen hervorbringt. Dieſes läſst ſchon vermuthen, daſs die Nerven gleichſam der Weg ſind, durch welchen der Körper und die Seele ihre Zuſtände ſich mittheilen *). Nähere Erfahrungen hat man hier-

*) Der Ausdruck, daſs die Nerven der Weg ſind u. ſ. w. iſt, geſtehe ich, ſehr unpräcis und ſelbſt ſchielend, eben ſo ſehr als der Ausdruck: die Seele wirke auf den Körper, oder dieſer auf jene durch die Nerven. Denn

über noch nicht mitgetheilt, und aus dem ganz natürlichen Grunde, weil man auf diese gegenseitige Einwirkung beider noch nicht aufmerksam gewesen ist. Allein wenn man einmal sein Auge darauf richtet; so stöfst man bald auf Erfahrungen, die jene Vermuthung zu bestätigen scheinen. Wir finden z. B. im Schrecken, die Unbeweglichkeit oder Hemmung der Beweglichkeit, nicht etwa in diesem oder jenem Theile des Körpers, sondern in allen. In der Freude sehen wir etwas Aehnliches. Wie nämlich in der Seele der Flufs der Vorstellungen und aller Veränderungen, die alsdann in ihr vorgehen, beschleunigt ist, sind auch alle Bewegungen im Körper, die willkührlichen wie die unwillkührlichen, lebhafter. Es scheint, dafs hieraus zu schliefsen ist, dafs die Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper nicht durch diesen oder jenen Nerven allein, sondern durch das gesammte Nervensystem geschehe. Ist dieses vorauszusetzen; so ist hier wenigstens keine erweisliche Unmöglichkeit, dafs in irgend einem Theile des Nervensystems auf diese Art Veränderungen, wie

---

er setzt voraus, dafs die Nerven nicht Theile des Körpers sind. Allein ich hätte ohne eine verwirrende Weitschweifigkeit diesen Ausdruck nicht vermeiden können. Deshalb erlaube man ihn mir, wenn ich ihn durch diese Anmerkung von der falschen Nebenidee, die ihm anhängt, gereinigt habe.

die vorhin bemerkte, bewirkt werden. Ich ſage, es ſey, hier keine erweisliche Unmöglichkeit. Denn daſs wir hier keine Wirkung des geſammten Nervenſyſtems, auf den oder den Theil nachweiſen können, davon liegt lediglich der Grund in unſerer noch ſo mangelhaften Kenntniſs deſſelben.

Die hier gegebene Erklärung oder vielmehr ein Grund, von dem ſie ausgeht, daſs eine ſtarke Erſchütterung oder was ſonſt für eine Veränderung in den Gehörnerven, die durch das ganze Nervenſyſtem zu demſelben gebracht iſt, und demſelben die zum Empfinden nöthige Reitzfähigkeit gegeben, wird noch durch eine andere Erfahrung, welche zwar von einer entgegengeſetzten Art zu ſeyn ſcheint, aber in einem Punkte mit dem vorerzählten Fall gleichartig iſt, beſtätigt. Man weiſs nämlich, daſs Podagriſten, die in Anfällen ihrer Krankheit wie gelähmt, und des Gebrauchs ihrer Füſse beraubt waren, zu demſelben wieder gelangten, wenn Angſt und Furcht ſie in Bewegung ſetzte *). Die Anſtrengungen des Zorns haben Lähmungen gehoben **). Die Veränderungen, die durch dieſe Gemüthsbewegungen in dem Nervenſyſtem vorgingen, ſetzten ſo zu ſagen den Nerven, der die beabſichtigte

*) Falconer Abhandlung über den Einfluſs der Leidenſchaften, a. d. Engl. S. 63 u. f.

**) Reils Rhapſodieen. S. 29.

Bewegung hervorbringen ſollte, wieder in ſeine Thätigkeit ein. Können Gemüthsbewegungen vermittelſt des Nervenſyſtems, auf einen einzelnen Theil deſſelben ſo wirken; warum nicht auch auf die andere Art? Ich komme jetzt auf die ſchon vorhin erwähnten, in gewiſſer Rückſicht dem erzählten ähnlichen, Fälle.

Ein ſehr ſchwerhöriger Mann, der zu Zeiten faſt ohne alles Gehör war, hatte vor einigen Jahren, als er im Winter bey einem Spaziergange über einen gefrornen Fluſs ging, das Unglück, daſs das Eis unter ihm brach, und er mit dem einen Fuſse ganz in das Waſſer fiel. Das geſchahe beynahe eine Viertelmeile weit von ſeiner Wohnung, zu der er ſich, weil er, ſo weit er in das Waſſer gefallen, ganz durchnäſſet war, ſogleich zurück begab. Zu Hauſe fand er gleich eine auffallende Verſtärkung ſeines Gehörs, an der er um ſo weniger zweifeln konnte, da er daſelbſt einen ſehr zuverläſſigen Akouometer hatte. Dieſes war eine Wanduhr, deren Perpendikelſchlag, wenn er ſchlecht hörte, ihm in einer Entfernung von zwey Schritten unvernehmlich war, den er aber jetzt in einer Entfernung von mehr als acht Schritten hörte. So gut hatte er in Jahr und Tag nicht gehört. Nach einigen Tagen ging dieſe Erhöhung des Gehörs zwar wieder verloren; allein augenſcheinlich war von dieſer einſtweiligen Verſtärkung ſeines Gehörs der Grund entweder in ſeinem Schreck über ſeinen Fall,

oder in der Erkältung, oder in beiden zu ſuchen. Genug der Fall hatte, nach ſeiner eignen glaubhaften Verſicherung, auf ihn eben ſo, nur in einem ungleich höheren Grade gewirkt, als der Galvanismus bey einzelnen Anwendungen, die er davon verſucht hatte. Denn dieſe hatten oft, aber immer nur auf kurze Zeit, ihm ein leichteres Gehör verſchafft.

Sollte dieſer Fall mit dem erſt erzählten gleich nicht ſo homogen ſeyn, ſo iſt es unſtreitig folgender um ſo mehr.

Eben dieſer Mann hatte einen kleinen Hund, der beſtändig in ſeinem Zimmer war, der ihm um ſo mehr lieb war, weil ſeine Treue ſeiner Wachſamkeit, durch die er ſich ihm unentbehrlich gemacht hatte, gleich kam. Einſtmals fällt der Hund, der kurz vorher ganz geſund war, wie ſchlaftrunken von einem Stuhl, auf den er ſich gelegt hatte, bekommt gleich darauf Zuckungen, an welchen er in wenig Minuten ſtarb. Der Tod des Hundes betrübte ſeinen Herrn ſchon, und der Verdacht, daſs das arme Thier vergiftet ſeyn mögte, brachte bey dieſem ſehr heftige Gemüthsbewegungen hervor. Um ſeinen treuen Hund geſteht er, hätte er weinen mögen, der Verdacht, den er auf einen ſeiner Nachbaren wegen der Vergiftung des Hundes hatte, brachte ihn auf das Aeuſserſte auf.

In diesem Zustande fand er eine auffallende Erhöhung des Gehörs, an der ihm der vorhin erwähnte Akouometer keinen Zweifel übrig liefs.

Dieser Fall ist dem ersten ähnlich, wenn auch nicht darin, dafs hier eine gänzliche Taubheit durch Schreck gehoben wurde; sondern in einer Wirkung, welche Gemüthsbewegungen auf die Gehörwerkzeuge hatten. Eine ähnliche Wirkung werden sie unstreitig auch auf die Werkzeuge der übrigen Sinne äufsern können. Die Sache verdient wenigstens der Aufmerksamkeit des Beobachters empfohlen zu werden.

J. C. Hoffbauer.

VI.

Anzeigen.

Unterſuchungen über (die) Leidenſchaften und Gemüthsaffekten, als Urſachen und Heilmittel der (von) Krankheiten, von Michael Lenhoſſek, Doctor der Heilkunde, ord. Phyſicus der löblichen Graner Geſpannſchaft u.ſ.w. Peſth 1804. XVI und 380 S. 8.

Obgleich die Erſcheinung dieſes Buchs drey Jahr über den Anfang dieſer Blätter hinausfällt; ſo können wir uns doch der Anzeige deſſelben um ſo weniger überheben, da der Gegenſtand deſſelben recht eigentlich der pſychiſchen Medicin angehört. Der Einfluſs der Leidenſchaften auf den Körper konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Es konnte eben ſo wenig fehlen, daſs man ſchon in den älteſten Zeiten von dieſen Bemerkungen für die Heilkunſt Gebrauch zu machen ſuchte, und oft ſehr glücklich machte. Allein alles, was man davon in den Schriften der Aerzte findet, ſind mehr Bruchſtücke, die

wir dem Genie und unmittelbar der Erfahrung verdanken, als dafs wir in ihnen viel mehr als den Anfang einer Theorie ſehen könnten. Dieſes gilt ſelbſt von Falconer's berühmten Schrift, in welcher wir mehr eine ſchätzbare und zum Theil geordnete Sammlung von Thatſachen und Bemerkungen über einzelne Krankheiten, als eine Theorie haben, wenn wir nicht das erſte Kapitel dafür nehmen ſollen. Allein in dieſem erfahren wir nichts mehr, als: 1) dafs es Leidenſchaften gebe, welche die Lebenskräfte erregen, und andere, die ſie unterdrücken; 2) dafs die an ſich erregenden Leidenſchaften, in ſofern ſie eine widernatürliche Anſtrengung hervorbringen, ſchwächend, und die an ſich die Lebenskräfte unterdrückenden Leidenſchaften auch reitzend wirken können. Welche Leidenſchaften von der erſten, und welche von der zweyten Art ſind, wagt Falconer nicht genau anzugeben. Der vergnügte Gemüthszuſtand, ſagt er zwar, ſetze die Lebensverrichtungen in Bewegung. Ob dieſer es aber allein thue, und nicht auch der traurige, darüber erklärt er ſich nicht, auch nicht darüber, worin die erregende oder hemmende Kraft der Leidenſchaften liege.

Dieſe Anmerkungen über Falconer würden hier am unrechten Ort ſeyn, wenn des Verf. Theorie, bis auf einige nähere Beſtimmungen, Erweiterungen und ſpeciellere Anwendungen nicht

die Falconerſche wäre, ob demſelben gleich Falconers Schrift, (wie wir wenigſtens daraus ſchlieſſen müſſen, daſs wir auch nicht einmal S. 67., wo der Verf. die vorzüglichſten Schriften über ſeinen Gegenſtand anführt, und, unſers Erinnerns auch ſonſt nirgend angeführt gefunden haben) ganz unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint.

In der erſten Abtheilung des Buchs nämlich, wo der Verf. von den Leidenſchaften und Gemüthsaffekten überhaupt (S. 1 — 113.) redet, ſagt er, daſs alle Dinge, die auf die lebensfähige Maſchine einen Einfluſs haben, entweder als poſitive, die Lebensfähigkeit anfachende, oder als negative, die Lebensfähigkeit deprimirende Potenzen wirken (S. 68.), und theilt darauf (S. 71.) die Leidenſchaften in excitirende oder reitzende und deprimirende, oder Reitz entziehende ein. Die excitirenden, fügt er hinzu, können unter gewiſſen Umſtänden unſere Lebensäuſserungen abſpannen, da nämlich, wo ſie durch Ueberreitzung eine indirekte Schwäche hervorbringen. Eben ſo können, wie der Verf. zwar, ſo viel wir ſehen, nicht allgemein ſagt, aber bey mehrern Anwendungen, und dem vorigen ganz conſequent vorausſetzt, deprimirende Leidenſchaften, indirekt wieder die Lebensäuſserungen anſpannen. In ſofern Leidenſchaften die Erregung erhöhen, und alſo die Erregbarkeit vermin-

mindern, oder umgekehrt, die Erregbarkeit erhöhen und die Erregung vermindern, können sie unter gewissen Umständen im Organismus Krankheiten hervorbringen, und in andern sie aufheben oder die Gesundheit wieder herstellen. (S. 81.) Ob Leidenschaften excitirend oder deprimirend wirken, hängt einmal davon ab, ob sie mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen verbunden sind. Leidenschaften, mit welchen die ersten verbunden sind, kann man als sthenische, die, mit welchen die letzten verbunden sind, als asthenische, und als schädliche (wie der Verf. sich ausdrückt, als Schädlichkeiten) betrachten. (S. 73.) Der Verf. glaubt nämlich, dass wir, wenn wir über die Gesetze unserer Empfindungen nachdenken, finden, dass alle angenehme Empfindungen unsere Maschine erregen, und alle unangenehme sie abspannen, und umgekehrt. (Genau genommen, mögte dieses weder das Nachdenken, und unmittelbar die Erfahrung lehren. Diese zeigt uns zwar, dass z. B. angenehme Gefühle und solche Erregungen mit einander verbunden sind; ob aber diese von jenen, oder ob jene von diesen die Ursach sind, davon sagt sie uns in der Allgemeinheit, worin es hier aufgestellt wird, nichts.) Zweytens wirken Leidenschaften auch incitirend, in sofern sie nicht allein auf das Empfindungs-, sondern auch auf das Begehrungsvermögen wir-

ken. (S. 86.) In fofern ift alfo, wie auch der Verf. zugiebt, jede Leidenfchaft incitirend, ob fie gleich in einer andern Rückficht deprimirend feyn kann. (Unftreitig hätte diefer Punkt, den der Verf. nur berührt, eine genauere Erörterung verdient. Es ift nämlich eine zwiefache Wirkung der Leidenfchaften auf den Körper zu unterfcheiden: eine Wirkung, die fie durch unfere Willkühr hat; und eine andere, die von derfelben unabhängig ift. Alles, was zwifchen den Endpunkten der einen wie der andern, dem Anfangs- und dem Schlufspunkt derfelben liegt, ift freylich phyfiologifch verkettet, das Ganze in feiner Totalität hingegen nicht. Die erfte Art der Wirkungen der Leidenfchaften kommt aber in pfychifch-medicinifcher Hinficht feltner, und in einer ganz andern Art in Betrachtung, über welche wir uns an einem andern Orte vielleicht näher zu erklären, eine Veranlaffung haben.) Aufser der bisher betrachteten allgemeinen Einwirkung, der Leidenfchaften auf den Organismus, welchen allgemeinen Einflufs der Verf. insbefondere excitirend oder deprimirend nennt, wirken fie zweytens auch, wie der Verf. es nennt, als eindringende Potenzen, oder fie haben Wirkungen, die fie auf befondere Theile der körperlichen Mafchine, wie z. B. der Zorn auf die Galle, die Freude und Traurigkeit (oder eigentlicher wohl ihre Mifchung) auf die Thränendrüfen eigenthümlich äufsern, und drittens in

ſofern gewiſſe Gemüthsbewegungen auf die Conſiſtenz und Miſchung gewiſſer Säfte, z. B. die Milch der Säugerinnen Einfluſs haben. (Hier mögte man wohl einen zwiefachen Mangel an Präciſion finden. Denn erſtens jene eindringenden Wirkungen, kann eine Leidenſchaft doch wohl nicht anders als durch eine Excitation oder Depreſſion gewiſſer Organe im Körper haben. Die allgemeine Einwirkung auf den Organismus kann alſo wohl nicht ausſchlieſsend mit jenem Namen bezeichnet werden. Zweytens auch die Wirkung, welche die Leidenſchaften auf die Conſiſtenz der Säfte haben, iſt entweder unmittelbar ſchon in jener allgemeinen, oder in einer ſolchen örtlichen Einwirkung derſelben gegründet.)

In der zweyten Abtheilung (S. 113—357.) wendet der Verf. ſeine allgemeine Theorie auf die beſondern Leidenſchaften namentlich 1) auf die Freude, von der die Liebe, Freundſchaft, Ehrliebe, der Ehrgeitz, Stolz und Hochmuth, als Arten betrachtet werden; 2) die Hoffnung; 3) die Traurigkeit und ihre Arten, zu welchen Schrecken, Neid und die Verzweiflung gezählt werden; 4) die Furcht, von welcher Schamhaftigkeit, Geitz und Eiferſucht als Arten aufgeführt werden, und 5) auf den Zorn an. In wiefern alle dieſe ganz allgemein, als Leidenſchaften oder als Affekten zu betrachten ſind, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; nur eine Betrach-

tung, zu der das angeführte Verzeichnifs gleich führt, können wir um fo weniger übergehen, da fie mit unferm Zwecke fo nahe zufammenhängt. Eine vollftändige Enumeration aller Leidenfchaften kann und wird niemand verlangen, da es der Leidenfchaften foviel als der leidenfchaftlich begehrten Gegenftände, d. h. unendlich viele giebt. Denn z. B. alle fogenannten Liebhabereyen oder Neigungen zu dem Befitze gewiffer Dinge, ohne einen anderweitigen Nutzen davon zu erwarten, wie von Gemählden, Büchern u. d. gl., wenn fie über einen gewiffen Punkt hinausgehen, find Leidenfchaften. Kommt aber jede derfelben in pfychifch-medicinifche Betrachtung? Eben diefelbe Frage läfst fich in Anfehung der von dem Verf. genannten Leidenfchaften aufwerfen. Man fieht nämlich leicht, dafs einige derfelben fchon an und für fich eine gewiffe beftimmte Wirkung auf den Körper äufsern, die nach den Umftänden nützlich oder fchädlich ift; andere hingegen nur in fofern, als fie unter verfchiedenen Umftänden, nach pfychologifchen Gefetzen, Leidenfchaften der erften Art erregen. Das erfte gilt z. B. von der Freude, der Traurigkeit und dem Schreck; das letzte vom Geitze, dem Ehrgeitze, Hochmuthe u. a. Der Verf. hat zwar, in einem Vorbericht zu diefem Abfchnitt (S. 113—121.) die einzeln zu betrachtenden Leidenfchaften aufzuzählen gefucht; allein diefen Punkt gar nicht in Betrachtung gezogen. Da-

her verirrt er sich denn zu oft in Betrachtungen, die er dem Moralisten überlassen sollte. Denn z. B. das ganze Kapitel vom Neide (S. 292—299.), fast das ganze Kapitel vom Geitze (S. 333—345.), sind so reich an hier unnützer Moral als sie an dem, was zur Sache gehört, arm sind. Ueberhaupt ist das eigentlich Psychologische bey dieser Abhandlung nicht mit der gehörigen Genauigkeit behandelt, und vieles ist hieher gezogen, was gar nicht zur Sache gehört. So z. B. (S. 26.) wird behauptet, dass wir alle unsere Vorstellungen oder Ideen von den Sinnen haben. Das mag wahr oder falsch seyn, hier ist diese Behauptung wie jene moralische Betrachtungen eine hohle Nuss. S. 28. heisst es: Perceptions-, Imaginations- und Gedächtnifs-Ideen bringen in uns ein Gefühl hervor, das bald Vergnügen, bald Schmerz genannt werde. Ohne hier zu untersuchen, ob dem Vergnügen der Schmerz unmittelbar entgegen zu setzen sey, bemerken wir, dass, so consequent es nach einer schon vorhin angeführten Behauptung des Verf. ist, es doch nicht so allgemein wahr sey, als es hier vorausgesetzt wird, dass Gefühle von Vorstellungen abhängen. Dieses gilt wenigstens von allen eigentlich körperlichen Gefühlen. Der Affekt wird S. 31. als eine Ueberraschung des Gemüths durch unangenehme oder angenehme Empfindungen, wodurch die Fassung des Gemüths aufgehoben wird, beschrieben. Diese Beschreibung ist auf der einen

Seite zu allgemein, und auf der andern nicht allgemein genug. Der wüthendſte körperliche Schmerz, der den Menſchen von Sinnen bringt, ſetzt ihn nicht in Affekt; in ſo weit iſt die Beſchreibung zu allgemein. Der Affekt braucht auch nicht gerade die Faſſung aufzuheben; er braucht ſie nur zu beſchränken. Die gelinden Aufwallungen einer ſanften Freude werden von einem Affekte begleitet; allein die Faſſung iſt bey ihnen nicht aufgehoben. Deshalb iſt jene Beſchreibung in einer andern Rückſicht nicht allgemein genug. Dieſer und mehrerer andern Bemerkungen würden wir uns für überhoben halten können; wenn wir nicht überzeugt wären, daſs insbeſondere für die Behandlung des Gegenſtandes der Schrift, in deren Anzeige wir begriffen ſind, nichts reelles gewonnen werden kann, wenn nicht die pſychologiſchen und phyſiologiſchen Prämiſſen — wenn wir unter Phyſiologie die Wiſſenſchaft der eigenthümlichen Naturgeſetze des Körpers, nicht bloſs der Geſetze, die ſich im geſunden Zuſtande deſſelben offenbaren, verſtehen ſollen, — worauf es dabey ankommt, genau von einander abgeſondert, und die einen wie die andern mit der nöthigen Genauigkeit aufgeſtellt werden. Am wenigſten wird dadurch gewonnen, wenn man das Phyſiologiſche in das Pſychologiſche, oder dieſes in jenes ſchieben will. Wenn Darwin uns z. B., wie der Verf. (aus welchem Grunde iſt nicht abzuſehen) S. 28.

ſagt, den Willen oder das Begehren als eine Bewegung der mittlern Theile des Senſoriums, die ſich in einem der äuſsern Theile endigt, definiren will; ſo werden wir hierdurch um nichts klüger, geſetzt auch — was hier zu unterſuchen der Ort nicht iſt — dafs Darwin bey jener Definition eine richtige Beobachtung, oder einen richtigen Schluſs aus einer ſolchen Beobachtung im Auge gehabt hätte. Denn nach der Logik wäre dieſes gerade hier zur Unzeit; da die Definition mir zunächſt nur ſagen ſoll, was die Sache iſt, nicht was mit ihr als Grund oder Folge verbunden iſt.

Zu dieſen Bemerkungen führt dasjenige, was in dem Buche wirklich enthalten iſt; zu einer wichtigern ſieht man ſich durch das, was jeder darin ſuchen, aber auch vermiſſen wird, veranlaſst. In Unterſuchungen über die Leidenſchaften als Heilmittel, ſollten doch die Fragen: in welchem Grade, und wie ſind die Leidenſchaften als Heilmittel zu erregen? nicht ſo ganz übergangen ſeyn. Würde der Verf. hierauf erwiedern, dafs er ſeinen Gegenſtand nur theoretiſch, nicht auch praktiſch habe behandeln wollen; ſo würden wir fragen, wozu denn der Verf. S. 100 u. f. Regeln für die moraliſche (pſychiſche) Behandlung der Leidenſchaften giebt. Dieſe Regeln ſind zwar alle wahr, allein die nothwendigſte Regel, nach welcher ihre Anwen-

dung nur realisirt werden kann, fehlt ganz. Man ist immer noch in Verlegenheit, wie man sie zur Anwendung bringen soll. Nach S. 104. soll man z. B. dem Traurigen aufheiternde Schriften empfehlen. — Allein die Empfehlung würde wohl nicht mehr helfen, als wenn man dem Lustigen traurige, schwermüthige Schriften, oder dem Wüstlinge Erbauungsbücher empfehlen wollte. Mit der Empfehlung ist es hier also nicht gethan. Man müsste den Kranken veranlassen, sie zu lesen; — aber wie? — Wir wissen zwar, dass mit der Anhäufung speciellerer Regeln, da ihre Zahl ins Unendliche geht, nichts gewonnen ist; nur so weit sollte man sie doch verfolgen, als es nöthig ist, um den guten Kopf auf den Weg zu bringen, auf welchem er sich, mit Hülfe einer wenigstens mittelmäfsigen Menschenkenntnifs, selbst weiter fortzufinden weifs.

I.

Marlow's
Schwärmerey und Anfälle vom Wahnsinn,
und
Wiederherstellung,
meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen Beschreibung derselben.

(Fortsetzung und Beschluss des im vorigen Stück S. 410. abgebrochenen Aufsatzes.)

Am folgenden Morgen fragte der Hausvater Marlow'n, wie er ihm sein Frühstück brachte, ob ihm mit Gesellschaft gedient sey. Ein Ingenieur-Officier, der unten in der Stube sitze, setzte er hinzu, wünsche, ihm alsdann Gesellschaft zu leisten. Marlow nahm diesen ersten Gefangenen-Trost, wie er ihn nennt, mit Freuden an. Der Officier kam zu ihm, und war

über ein Jahr bey ihm auf der Stube. — Ob dieser Officier als ein Staatsgefangener, oder ob er aus einem ähnlichen Grunde wie Marlow in dem Hause aufbewahrt wurde, weifs ich nicht, da Marlow davon nichts sagt, und hier ein Irrenhaus, Staatsgefängnifs und Arbeitshaus mit einander verbunden war *). Marlow beruft sich indefs auf jenen Mann als einen Zeugen, dafs derselbe an ihm keinen Melancholicus gefunden habe, ob er gleich in den ersten Monaten niedergeschlagenen Gemüths gewesen, und oft, so weit er gekonnt hätte, traurig und niedergeschlagen herum spatziert sey. Ob der unglückliche Mann hier auf sein Zimmer beschränkt gewesen, oder ob ihm mehr Freyheit gestattet sey, erhellet hieraus nicht. Nur erst nach Verlauf mehrerer Monate ging er zu der

*) Ein Fehler, der so grofs ist, dafs er kaum bemerkt werden darf. Das Toll- und Irrenhaus ist für den Kranken, das Strafgefängnifs für den Verbrecher, und das Zuchthaus für den Menschen, der nur moralisch gebessert werden darf. Den Verbrecher und den Rasenden oder Wahnsinnigen zusammenwerfen, heifst: den ersten von seiner Verschuldung frey sprechen; den zweyten, nach Verschiedenheit der Umstände, noch mehr aufbringen oder kränken. Kommt zu ihnen noch der Züchtling; so ist das Uebel noch gröfser. In dem letzten wird vielleicht der letzte Funke des Ehrgefühls erstickt.

Beſchäftigung fort, in der er ſchon vorher, wenn er ſeiner Freyheit beraubt war, ſeine Zerſtreuung und Unterhaltung ſuchte. Er arbeitete, wie er ſagt, mehrere Scripta aus, deren viele in den Händen der Obrigkeit des Hauſes ſeyen, und, wie er hinzu ſetzt, zum klaren Beweiſe der Richtigkeit ſeines Verſtandes. Ob dieſes literariſche Produkte, oder ob es Schriften waren, die in Rechtsſachen von ihm abgefaſst worden, ſagt er nicht; nur ſo viel erwähnt er, daſs unter dieſen Schriften ſich zwey Defenſionen befunden, die in der Geheimenraths-Stube übergeben wären, durch welche er dem Lieutenant S. ſeine Freyheit ausgewirkt habe. Ob dieſes der oben erwähnte Ingenieur-Lieutenant, oder ob es ein anderer ſey, kann ich nicht ſagen, da Marlow oben den Namen des Ingenieur-Lieutenants nicht nennt, und hier ſeinen Clienten zwar mit Namen, aber nur als einen Lieutenant, anführt. So viel aber iſt gewiſs, daſs der Lieutenant S. wenigſtens auf jene Schriften in Freyheit geſetzt ſey. Am ſonderbarſten wäre es, wenn dieſer Mann ſich aus einem ähnlichen Grunde, als Marlow in dem Hauſe befunden, und alſo ein Mann, dem man den Verſtand abſprach, durch denſelben einem andern den ſeinigen vindicirt, und dadurch die Freyheit deſſelben bewirkt hätte; ob gleich hieraus noch keineswegs, wie Marlow zu

glauben ſcheint, folgen würde, daſs er ſeines Verſtandes mächtig genug ſey, daſs man ihm ſelbſt ſeine Freyheit nicht länger vorenthalten dürfe.

Von ſeinem geſunden Verſtande Beweiſe zu geben, und dadurch ſeine Freyheit wieder zu erlangen, lieſs Marlow ſich über alles angelegen ſeyn. In dieſer Abſicht hatte er nicht allein die eben erwähnten Schriften abgefaſst, und ſich bey einer Reviſion des Hauſes bey der Geheimenraths-Stube darauf berufen; ſondern ſchien auch in dieſer Abſicht die Bekanntſchaft des Predigers vom Hauſe zu ſuchen. Zu dieſem hatte er geſchickt, und ihm den Wunſch zu kommuniciren eröffnen laſſen. Der Prediger beſucht ihn, und äuſsert vielleicht zu haſtig ſeine Vermuthung in den Worten: „Sie wollen „doch wohl nicht darum zum Abendmahle ge„hen, weil Sie denken, dadurch los zu kom„men?“ — Marlow, deſſen ganze Empfindlichkeit hierdurch von neuen aufgereitzt war, antwortet: „Ich ſitze hier weder als ein Lan„des-noch Leutebetrüger. Man ſieht bloſs mei„nen Verſtand an, und will dieſen nicht für voll „erkennen.“ — Nun erfuhr er von dem Prediger, daſs ſeiner Befreyung Hinderniſſe im Wege ſtänden, auf die er bisher nicht gerechnet hatte. Er war indeſs durch dieſe Unterredung ſo ſehr gegen den Prediger eingenommen, daſs er ſich von

jetzt an nicht weiter entschliefsen konnte, bey demselben zu kommuniciren; es sey nun, dafs der Prediger ihn durch seine zu offen geäufserte Vermuthung über die Absicht, in welcher er kommuniciren wollte, oder, dafs dieser ihn mit jener Vermuthung selbst beleidigt hatte, oder dafs Marlow sich von demselben nichts zur Bewirkung seiner Freyheit versprechen konnte.

Nachdem er an drey Jahr an seinem jetzigen Aufenthalt gewesen war, bestimmte ihn der Zustand seiner Kleidungsstücke und Wäsche mit seinem Schwager in Correspondenz zu treten, ob er es diesem gleich nicht vergeben konnte, dafs derselbe ihn nicht in seinem gegenwärtigen Aufenthalte besucht hatte, obwohl derselbe zweymal im Jahre in die Nähe von Braunschweig kam. Indefs hoffte er noch immer, durch denselben in Freyheit zu kommen. Er suchte daher ihn, und durch ihn Andere zu überzeugen, dafs er zu dem vollen Gebrauch seines Verstandes gekommen sey; aber auf eine Art, die wohl nicht zu seinem Vortheil wirken konnte. Denn nach und nach schickte er seinem Schwager eine Menge von Schriften, die er bey seinem Aufenthalt im Werkhause verfafst hatte: z. B. einen Messias auf Golgatha in fünf Gesängen; zwey Abhandlungen über das Lehn- und Eigenthumsrecht; Saul der schnaubende, und Paul der glaubende

u. ſ. w. Schon aus dem Titel dieſer Schriften kann man abnehmen, daſs ſie mit denen, die er zu H. abgefaſst hatte, in Anſehung ihres Inhalts, Werths und des Geſchmacks in eine Klaſſe zu ſetzen ſind. Eben die Beſtimmung, die jene hatten, ſollten auch dieſe, wenigſtens zum Theil haben. Einige ſollten der Aebtiſſinn zu Herford, und andere einer andern Perſon vom höchſten Range durch ſeinen Schwager überreicht werden.

Seine geſchmackloſe Eitelkeit, und ſein von aller Beurtheilungskraft verlaſſenes Zutrauen zu ſich ſelbſt, ſtand alſo noch auf eben dem Punkte, wie zu Herford. Von dem letzten hatte er noch einen andern Beweis gegeben. Denn in dieſen Jahren hatte eine Amſterdammer Geſellſchaft eine Preisfrage: über die Hinderniſſe der allgemeinen Judenbekehrung aufgegeben. Marlow macht ſich an die Aufgabe, ſchreibt darüber eine Abhandlung, die er ſeinem Schwager zur weitern Beförderung an ihren Ort zuſtellt, und in der zuverläſſigen Erwartung des Preiſes ſchenkt er die Preisprämie von dreyſsig Dukaten ſeiner älteſten Tochter. Die Abhandlung blieb indeſſen, wie kaum geſagt zu werden braucht, wohin Marlow ſie geſchickt hatte, ohne an den Ort ihrer Beſtimmung befördert zu werden.

So unſtreitig hieraus ein auffallender Mangel an Urtheilskraft, und insbeſondere der Beurtheilung des Schicklichen hervorging, ſo we-

nig bewies es, dafs es dem Manne an dem Grade des Verſtandes fehle, ohne welchen er nicht ſich ſelbſt überlaſſen werden konnte. Denn bey dieſem Mangel an Urtheilskraft kann ſelbſt ein anderweitig guter, ja ſelbſt groſser Verſtand um ſo mehr beſtehen, da dieſer jener ſelbſt Abbruch thun kann *). Noch weniger konnten jene zum Theil höchſt lächerliche Verirrungen des Mannes einen Beweis von Wahnſinn, Manie oder einer andern Krankheit, bey welcher ihm ſeine Freyheit nicht gelaſſen werden könnte, abgeben. Marlow's Schwager ſchien aber hierin um ſo mehr einen Beweis einer noch fortwährenden

*) Die Urtheilskraft iſt nichts als ein Zweig des Verſtandes. Sie äuſsert ſich in einer ſchnellen, richtigen und verhältniſsmäſsigen Erwägung aller Punkte, auf welche es bey einer Sache ankommt. Man darf ſich daher nicht wundern, dafs ſie mit dem tiefſinnigen, alles zergliedernden Verſtande, ſeltener verbunden iſt. Die Beyſpiele von Gelehrten, die in ihrer Wiſſenſchaft groſs, in den Anwendungen derſelben auf wirkliche Fälle aber weniger als mittelmäſsig ſind, ſind nicht ſo ſelten; und dieſes erklärt ſich aus dem Geſagten, beſonders bey denjenigen Gelehrten, deren Wiſſenſchaft mehr den tiefſinnigen Verſtand als das Beurtheilungsvermögen beſchäftigt. — Zu einer vollſtändigern Erklärung der Bemerkung, auf welche ſich dieſe Anmerkung bezieht, führt vielleicht, was ich (Unterſ. über die Seelenkrankheiten, 2. Th. nr. VII.) geſagt habe.

Melancholie, oder wie man sonst Marlow's Krankheit nennen mogte, zu finden, da ihm andere Fälle bekannt waren, in welchen der Mann einen eben so auffallenden Mangel an Beurtheilung des Schicklichen verrathen hatte. Unter andern nämlich hatte Marlow von einem seiner Söhne, die indessen herangewachsen waren, einen Brief erhalten, worin ihm dieser meldete, dass ihm sein Informator, den ihm sein Onkel hielt, im Schrittschuhlaufen Anleitung gegeben. Marlow, der seine Kinder zärtlich liebte, wurde durch diese Nachricht um so mehr in Angst gesetzt, da man zur Zeit seiner Jugend jene Uebung nur als halsbrechend und gefährlich betrachtete, und sie daher jungen Leuten, die dazu Lust haben mogten, auf das schärfste verbot. Er verbot daher nicht allein seinen Söhnen das Schrittschuhlaufen auf das nachdrücklichste, sondern verwies auch dem Informator, der sie dazu angeführt hatte, dieses auf eine so unschickliche als beleidigende Art in einem mit dem geschmacklosesten Witze angefüllten Briefe. Allein es bedarf wohl kaum einer Bemerkung, dass unter den angegebenen Umständen, dieser Vorfall noch weniger als das Vorhergehende gegen ihn bewies, da wohl niemand zweifelt, dass auch ein Mann, in dessen gesunden Verstand niemand ein Misstrauen setzte, wenn er übrigens noch, wie Marlow, ein Jugend-Vorurtheil gegen jene im Ganzen gewiss

sehr nützliche Leibesübung gehabt hätte, zu einer solchen Vernachläßigung des Schicklichen sich hätte können hinreißen lassen.

Inzwischen hatte Marlow im Werkhause sich so verhalten, daß, wie schon oben gesagt ist, niemand in demselben etwas an ihm bemerkt hatte, was auf Wahnsinn oder eine ähnliche Krankheit, die man bey dem Bewohner eines Irrenhauses erwarten kann, hinweise. Unstreitig hatte er sich hier um so mehr in Schranken gehalten, da hier nicht der Ort war, wo er mit seinen Ausschweifungen hätte eine Aufmerksamkeit erregen können, die für seine Eitelkeit schmeichelhaft gewesen wäre; und dann hatte ihn auch wohl die Furcht, aus seiner Gefangenschaft, wenn er sich zu Ausschweifungen hinreißen liesse, nie befreyt zu werden, in den für seine Wiederherstellung glücklichsten Schranken gehalten. Denn es ist eine Bemerkung, die von mehreren Aerzten, die mit der Behandlung des Wahnsinnes und der ihm ähnlichen Krankheiten Ehre eingelegt haben, gemacht ist, daß nichts für die Wiederherstellung von demselben heilsamer wirkt, als ein gewisser Selbstzwang; und wenigstens ist diese Bemerkung da gegründet, wo der Wahnsinn den Kranken zu einer Heftigkeit reitzt, die am meisten die Manie charakterisirt. Aufserdem wirken zweckmäßig gewählte und angeordnete Beschäftigungen

hierzu. Marlow war freylich, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellet, in seinem gegenwärtigen Aufenthalt, zwar keineswegs unthätig gewesen. Die meisten seiner Schriften, die sich, nach seiner Angabe auf zwölf Alphabete, und wie ich — wenn ich nach dem Aufsatze, den ich von seinem Leben in den Händen habe, urtheilen soll, hinzusetzen kann — sehr enge geschrieben, belaufen, hatten für ihn aber wohl keinen andern Nutzen, als dass sie ihn von etwas schlimmerem abhielten. Allein in den letzten Jahren wurde er zu einer Beschäftigung veranlasst, die für seine Wiederherstellung wenigstens um so nützlicher war.

In der letzten Zeit seiner Gefangenschaft hatte er nämlich den Sohn des Werkhaus-Vaters anderthalb Jahr hindurch, täglich drey bis fünf Stunden unterrichtet. Wie er seinen Unterricht anfing, konnte der damals eilfjährige Knabe kaum lateinisch decliniren. Nach einem Jahre hatte er ihn, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, dahin gebracht, „dass derselbe den Cornelium exponirte, und Hübners biblische Historien schon zur Hälfte in das Lateinische vertirt hatte, in der Geographie mit Europa bekannt geworden war, und in der Geschichte bald zu den vier Hauptmonarchieen fortgehen konnte.“ Dabey hatte er dem Knaben in der französischen Grammatik, der christlichen Glaubens-

lehre, im Rechnen und Schreiben Unterricht gegeben. Für diesen Unterricht genofs er ein, wenn auch nur unbedeutendes Emolument. Es ist daher vorauszusetzen, dafs er diesem Geschäfte sich mit einer gewissen Regelmäfsigkeit in festgesetzten Stunden habe widmen müssen; und es ist auch schon seiner Eitelkeit wegen wahrscheinlich, dafs er sich dieses Geschäfts, bey welchem er seine Kenntnisse und Talente glaubte zeigen zu können, mit allem Eifer und der pünktlichsten Ordnung angenommen habe. Alsdann war es um so wohlthätiger für ihn, da er vorher bey seiner sonst übergrofsen Thätigkeit, wohl nichts mehr verfäumte, als jene pünktliche Ordnung in Geschäften, deren Vernachläfsigung am leichtesten eine Verstimmung herbeyführt, aus welcher sich so leicht die Hypochondrie, mit allen ihren Folgen entwickelt.

Man darf sich daher nicht wundern, dafs Herr Barkhausen Marlow'n so, wie wir oben *) gesehen haben, gefunden, und dafs derselbe, nach dem Zeugnisse der Hausofficianten, im Werkhause daselbst keine Spuren von Narrheit gezeigt habe.

Herr Barkhausen, den das Schicksal des Unglücklichen tief gerührt hatte, veranlafste ihn bald darauf zu einer Correspondenz, in welcher

*) 3. Stück. S. 322 u. f.

die Art, wie seine Freyheit zu bewirken wäre, verhandelt werden sollte, und ihm seine Schicksale in einem ausführlichen Aufsatze zu erzählen. Der Aufsatz kostete Marlow'n bey seinem Informationsgeschäfte mehr als einen Monat Arbeit, die wohl nicht anders als sehr heilsam für ihn wirken mufste. Denn, was Zeit und Umstände bis jetzt für seine Wiederherstellung gethan hatten, mufste nun um so mehr befestigt werden. Seine einzelnen Schicksale mogten dem armen Mann vielleicht oft genug wieder in die Gedanken gekommen seyn; allein sie so in ihrer Verkettung zu überdenken, und durchzudenken, hatte er wohl nie Anlafs; wenigstens keine solche Aufforderung gehabt. Sein eignes Interesse forderte hier, die Wahrheit zu sagen, und machte es ihm daher unmöglich, wenigstens absichtlich seine Augen vor ihr zu verschliefsen. An Warnungen vor allem, was ihn in seine Verirrungen gezogen, konnte es ihm dabey um so weniger fehlen, da er die demüthigendsten Folgen davon schwer empfunden hatte. Da Herr Barkhausen durch Marlow's Autobiographie — wenn so die Erzählung, welche Marlow von seinen Schicksalen auf seine Veranlassung gemacht hatte, zu nennen ist — von seiner Wiederherstellung sich versichert glaubte; so zog ihn dieses in eine lange Correspondenz nicht allein mit Marlow, sondern auch mit dem Schwager desselben, der, weil er sich von des Mannes Wiederherstellung

noch nicht überzeugt glaubte, in seine Loslassung nicht willigen wollte und konnte. Die Gründe, aus welchen dieser an derselben zweifeln zu müssen glaubte, sind schon zum Theil oben angeführt. Es war nämlich der Mangel an Beurtheilung, den Marlow bey und mit seinen schriftstellerischen Arbeiten bewiesen hatte. Ein neues Beyspiel dieser Art hatte Marlow auch Herrn Barkhausen in seinem ersten Schreiben gegeben. Herr Barkhausen hatte nämlich bey seinem oben erwähnten Besuche in dem Werkhause Marlow'n seine Theilnahme bewiesen, und, weil ihm die Verhältnisse desselben damals nicht näher bekannt waren, gerathen, durch seine Frau seine Entlassung aus dem Werkhause zu bewirken, ohne seine Bereitwilligkeit, hierzu mitzuwirken, näher erklärt zu haben. War es Dankbarkeit für eine so wohlthuende Theilnahme, oder Eitelkeit, oder wollte Marlow Herrn Barkhausen noch näher für sich interessiren, oder, was am wahrscheinlichsten ist, alles dieses zusammen; genug einige Monate nach jenem Besuch erhält Herr Barkhausen von Marlow einen Brief mit einer Abhandlung, die Marlow ihm dedicirt hatte, und die, nach seinem Wunsch, entweder in den Magdeburgschen Intelligenzblättern, oder besonders abgedruckt werden sollte. Für den letzten Fall behielt Marlow es sich vor, jener Abhandlung noch ein Dedikationsschreiben beyzufügen. Auch theilte

er in jenem Briefe Herrn Barkhauſen gleichfalls Proben von Kloſterromanzen mit dem Wunſche mit, ſie zum Beſten ſeiner Söhne auf Pränumeration herauszugeben. Herr Barkhauſen ſollte hiebey hülfreiche Hand leiſten. Dieſes geſchahe indeſs nicht, vielmehr ſchickte ihm Herr Barkhauſen ſeine Abhandlung zurück, und gab ihm den Rath, ſich insbeſondere aller poetiſchen Arbeiten ganz zu entſchlagen, da dieſe ſeine Einbildungskraft zu ſehr in Bewegung ſetzen könnten. Die Proben von den Kloſterromanzen muſste Herr Barkhauſen ſich indeſs zu behalten gefallen laſſen, da Marlow dieſe auf die Rückſeite ſeines Briefes geſchrieben hatte. Etwas Geſchmackloſeres als dieſe poetiſchen Produkte läſst ſich kaum erdenken, und jene Geſchmackloſigkeit wurde noch durch eine unzüchtige Ausgelaſſenheit übertroffen. Dieſe letzte ſuchte er bey einem Beſuche, den ihm Herr Barkhauſen im folgenden Monate, wo er wieder in Geſchäften in Braunſchweig war, machte, mit der Abſicht, daſs er damit beweiſen wolle, er ſey kein Pietiſt mehr, zu rechtfertigen *). Hieraus iſt ſchon zu vermuthen, daſs der Mann bey jenen Aufſätzen keine andere Abſicht gehabt habe, als darin auch Herrn Barkhauſen einen neuen Beweis ſeiner Wiederher-

*) Vergl. 3. Stück. S. 398.

ſtellung zu geben. Was Herr Barkhauſen hieraus ſehen ſollte, ſahe er freylich nicht, und konnte es auch nicht ſehen; allein für das Gegentheil konnte es ihm auch kein Beweis ſeyn, und eben deshalb forderte er ihn auf, die Hauptumſtände ſeines Lebens zu erzählen und Vorſchläge zu thun, wie ſeine Befreyung zu bewirken ſey.

Marlow's Schwager hatte indeſſen, auch nachdem dieſer die Geſchichte ſeines Lebens aufgeſetzt hatte, noch wichtigere Gründe an ſeiner Wiederherſtellung zu zweifeln. Denn obgleich Marlow in jenem Aufſatze die Hauptumſtände ſeines Lebens und ſeiner Verirrungen im Ganzen genau und richtig beſchrieben hatte, ſo ging doch aus demſelben unwiderleglich hervor, daſs er ſeinen alten Haſs gegen mehrere Perſonen, beſonders den Doctor P. und den Bürgermeiſter Mayer nicht abgelegt hatte, und dieſe immer noch als ſeine Feinde, die ihm nur zu ſchaden, und wehe zu thun getrachtet hätten, betrachtete. Hierzu kam noch, daſs alle, die ihn bey ſeiner Zurückkunft aus Holland geſehen hatten, ihn für ganz wiederhergeſtellt gehalten hatten, auſser ſeinem Schwager und dem Doctor P., denen ſeine Wiederherſtellung zweifelhaft geweſen war. Da der Erfolg ihre Zweifel nur zu ſehr gerechtfertigt zu haben ſchien; ſo war es dem Schwager gewiſs nicht zu verdenken, daſs er jetzt noch

zu Marlow's Wiederherſtellung keinen Glauben faſſen konnte.

Allein, wenn man in Marlow's frühere Geſchichte mit der Unbefangenheit zurückgeht, deren wohl nur derjenige fähig iſt, der in ſie auf keine Weiſe mit verflochten iſt, ſo findet man in dem erſten Umſtande mehr einen Grund, daſs es Marlow an einem gewiſſen Grade des Verſtandes nicht gefehlt habe, als von dem Gegentheile. Der Mann war einmal über das andere getäuſcht, und oft auf eine Art getäuſcht, die ihm ſelbſt den Beweis in die Hände gab, daſs man ihn entweder für verſtandloſer hielt, als er wirklich war, oder, daſs man darauf ausgehe, ihm den Ueberreſt ſeines Verſtandes durch Urtheil und Recht abzuſprechen *). Hierzu kam noch, daſs der Doctor P. ihn wenigſtens einmal vorher empfindlich beleidigt hatte **), und daſs Marlow gegen den Bürgermeiſter ſchon vorher ein Miſstrauen und einen Haſs gefaſst hatte. So ehrlich und gut dieſe es auch in ſeiner Krankheit mit ihm meynen mogten, ſo wenig war er davon unter den angegebenen Umſtänden zu überzeugen, daſs ſie nicht ſeine Feinde ſeyn

*) S. 388 u. f. 394—395.

**) S. 340.

seyn könnten, da man einmal seinen Augen die List, die man gegen ihn so oft unglücklich angewandt hatte, nicht entrücken konnte.

Der zweyte Grund scheint von gröfserm Gewicht; allein wer weifs, ob der Mann nicht die Hoffnungen derjenigen gerechtfertigt haben würde, die ihn für wiederhergestellt hielten, wenn er alles in der Lage gefunden hätte, in der er es den ihm in Holland gegebenen Zusicherungen zu Folge zu erwarten berechtigt war. Hier sahe sich der Mann abermals betrogen, und auf eine Art, die auch einen gesundern Verstand als den seinigen hätte über den Haufen werfen können. Seine nachfolgenden Verirrungen konnten also wohl keineswegs einen Beweis abgeben, dafs er zur Zeit seiner Rückkehr nicht wiederhergestellt gewesen sey.

Unter diesen Umständen wollte Marlow's Schwager in dessen Freylassung nicht anders willigen, als wenn derselbe durch das Zeugnifs eines sachverständigen Arztes für völlig hergestellt erklärt wäre, und dieser auch versichert hätte, dafs keine Gefahr des Rückfalls zu besorgen sey. Nach dem Zeugnisse des Arztes war Marlow auch nicht für melancholisch oder für toll zu halten; allein dabey wollte der Arzt eine Heftigkeit des Gemüths an ihm bemerkt haben, die eine Verwirrung des Verstandes verriethe, und

darin ihren Grund habe. Seiner Freylaſſung ſtand indeſſen kein Hinderniſs entgegen, wenn die Seinigen den Verſuch wagen wollten, wie er ſich in ſeiner Freyheit verhalten würde. Unter dieſen Umſtänden übernahm es Herr Barkhauſen auf ſeine Koſten und Gefahr, einen Verſuch zu machen, wie Marlow ſich in ſeiner Freyheit verhalten würde, und erhielt hierzu die Einwilligung ſeines Schwagers *).

Herr Barkhauſen glaubte dieſen Verſuch um ſo eher wagen zu können, da Marlow bey den erſten Schritten, die zu ſeiner Befreyung gethan wurden, ſich anheiſchig gemacht hatte, ſich Herrn Barkhauſen oder der Aufſicht eines Andern ſo lange zu unterwerfen,

*) Von den Verhandlungen zwiſchen Herrn Barkhauſen und Marlow's Schwager über Marlow's Entlaſſung aus dem Irrenhauſe, habe ich aus keinem andern Grunde das eben Beygebrachte mitgetheilt, als weil ſie einen neuen und lehrreichen Beweis geben, wie leicht der Zuſtand eines ſolchen Unglücklichen falſch beurtheilt wird. Marlow's Schwager urtheilte allerdings ganz conſequent über ihn, ſeinen Urtheilen lagen auch richtige Thatſachen zum Grunde; allein demungeachtet war ſein Urtheil falſch, da er mit der Kenntniſs jener Thatſachen ganz falſche Principien verband, auch nicht alle hierbey in Betrachtung kommenden Thatſachen in Anſchlag nahm.

bis die Fortsetzung derselben für unnöthig befunden würde. Da Marlow'n seine längst ersehnte Freyheit viel zu theuer war, als dass er sie durch eine Verletzung dieses Versprechens verscherzen sollte; so war hierauf viel zu rechnen, und vielleicht hätte man auch Marlow'n in Herford nach seiner Zurückkunft aus Holland nicht in seine vorigen Verirrungen zurückfallen sehen, wenn man mit der Freyheit, welche man ihm anfangs liefs, ihm auch seine vorigen Geschäfte, diese jedoch wie jene nur auf die ausdrückliche Bedingung überlassen hätte, dass er nichts thäte, was auch nur die entfernteste Anzeige von einem Rückfalle wäre. Marlow'n war schon damals seine Freyheit zu lieb, auch waren ihm seine Geschäfte zu lieb, als dass nicht die Furcht jene zu verlieren, und von diesen ausgeschlossen zu werden, ihn zu einem ihm heilsamen Selbstzwange hätte bringen sollen.

Die Sache von Marlow's Befreyung ging für seine Ungeduld viel zu langsam. Hier, kann man denken, dass er zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Die eine wie die andere zeigte sich in seinen zu der Zeit geschriebenen Briefen. Hatte die Hoffnung bey ihm die Oberhand, so waren diese geordnet und deutlich; wenn hingegen die Furcht sich seiner bemeistert hatte, so sprach aus ihnen Verwirrung und

Schwermuth, die sich oft in Weglassung des Datums, oft in dieser, oft in jener Kleinigkeit, ausser auffallendern Kennzeichen äusserte, so dass man wohl mit Recht schliessen konnte, dass der Mann, wenn er seine Hoffnung auf seine Befreyung abermals getäuscht sähe, in seine vorige Verwirrung zurückfallen würde.

Noch in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft, da eben die vorerwähnte Untersuchung seines Gemüthszustandes vorgenommen wurde, stand ihm eine harte Prüfung bevor, der man ihn nicht überheben konnte. So lange er nämlich in der Hoffnung, seine Freyheit wieder zu erhalten, gelebt hatte, machte ihm nichts mehr Freude, als dass er seine Frau und Kinder wiedersehen sollte, von denen er jetzt über acht Jahr getrennt war. Seine Frau war indess schon vor drittehalb Jahren gestorben, und ihm auf ihren ausdrücklichen Befehl ihr Tod bisher geheim gehalten. Vor seiner Befreyung konnte und durfte ihm die Nachricht nicht länger vorenthalten werden. Er vernahm sie, so sehr sie ihn auch erschütterte, vielleicht mit um so mehr Standhaftigkeit, da er nach seinem Argwohn, den er auch gegen seinen Schwager gefasst hatte, glaubte, man wolle ihn, indem man eben seinen Gemüthszustand prüfen wollte, durch diese Nachricht zu einem Rückfalle bringen. Unstreitig war auch der Zeitpunkt, wo man ihm diese Nachricht,

und, nach seinen Aeufserungen zu schliefsen, ohne alle vorgängige Vorbereitung mittheilte, an sich nicht günstig. Allein, dafs der Mann sich auf eine so gute Art zusammennahm, darüber wird man sich um so weniger wundern, da er schon bey seiner Zurückkunft nach Herford von seiner Ausflucht nach Holland, bey der unerwarteten Nachricht, dafs seine Frau von dort abgereiset sey, eine nicht geringere Fassung *) bewiesen hatte.

Ohngefähr zwey Monate nach dem Empfange dieser Nachricht waren alle Hindernisse, die seiner Befreyung entgegen standen, aus dem Wege geräumt. Der Tag war bestimmt, an welchem er bey seinem Schwager eintreffen sollte. Allein seine Ungeduld, seine Kinder, die bey demselben waren, zu sehen, liefs ihn nicht so lange warten. Ohne den Wagen zu erwarten, der ihn dahin abholen sollte, machte er sich zu Fufs auf den Weg, und legte in anderthalb Tagen seine Reise von fünf Meilen zurück. Nach einem Aufenthalt von mehrern Tagen ging er von da nach dem Orte seiner Bestimmung, wo er, nach Verlauf einiger Monate, die schon oben erwähnte Anstellung fand.

Vielleicht wirkte die Dankbarkeit gegen seinen Befreyer, Herrn Barkhausen, und der für ihn wohlthätige Umstand, dafs er in einer

*) S. 388.

gröfsern Stadt lebte, wo seine Eitelkeit ihn um so weniger reitzen konnte, Aufsehen zu erregen, je weniger er hoffen durfte, dadurch zu seinem Vortheil sich auszuzeichnen, zur Befestigung seiner Genesung um so glücklicher mit.

So viele Bemerkungen ich auch über Marlow in dem Bisherigen gemacht habe; so ist mir doch noch ein Punkt übrig. Wie alle seine Verirrungen sich aus seinem Charakter und seinen Situationen entwickeln, ist aus der vorhergehenden Erzählung klar. Eitelkeit, zu viel Selbstgefühl und eine hieraus entspringende Sucht überall hervor zu stechen, sind die Hauptzüge in dem Charakter des übrigens rechtschaffenen Mannes. Viele Menschen mögen dieselbe Eitelkeit, dieselbe Selbstsucht haben; allein bey Wenigen wird sie sich so ausschweifend durch das ganze Leben des Menschen hindurch äusern. Am meisten indefs sehen wir Erscheinungen dieser Art bey denjenigen Menschen, die in Marlow's Verhältnissen empor gekommen sind, und sich selbst durch ihre eigene Thätigkeit, nicht durch einen Ruck, sondern immer fort allmählig gehoben haben. Leben diese in einem kleinen Zirkel, in dem sie sich bemerkt machen können, so wird ihre Sucht, bemerkt zu werden, immer neue Nahrung finden, und immer zunehmen. Marlow geht

erſt aus dem älterlichen Hauſe auf die Schule in einer kleinen Stadt. Eingeſchränkte Vermögensumſtände nöthigen ihn zum Fleifs. Durch ſeinen Fleifs gelingt es ihm wahrſcheinlich, ſich auf der Schule auszuzeichnen, und vielleicht auch in der kleinen Stadt übrigens nicht unbekannt zu bleiben. Von der Schule geht er auf eine Univerſität, die, ſo berühmt ſie auch durch ihre Lehrer ſeyn mogte, doch wohl nur eine mäfsige Zahl von Studirenden hatte. Hier war es ihm leichter, durch ſeinen Fleifs und ſeine Fortſchritte ſich bemerklich zu machen, als auf einer gröfsern Univerſität, die vielleicht an tauſend oder mehr Studirende hat. Er iſt auf der Univerſität ſelbſt der Lehrer der Söhne ſeines berühmten Profeſſors. Sein Schickſal bringt ihn in eine kleine Stadt, wo er als Advocat ſchon zu den angeſehenen Einwohnern des Orts gehört. Seine Geſchicklichkeit als praktiſcher Juriſt macht ihn in der umliegenden Gegend bekannt, er gelangt dadurch zu einer Stelle am Hofe, durch welche er einer der vornehmſten Männer der Stadt wird. Kann man ſich hier wundern, daſs bey einer groſsen Anlage von Eitelkeit unter den äuſsern Umſtänden der Mann und ſein natürlich guter Verſtand, das Opfer derſelben wurde?

J. C. Hoffbauer.

II.

Eine Verſchiedenheit

zwiſchen der Zerſtreuung als einem Heilmittel, und andern Heilmitteln.

Es iſt eine alte Bemerkung, daſs ein Heilmittel ſeine Wirkſamkeit oft um ſo mehr zeigt, je zuverläſſiger ſie erwartet wird. Dieſes leidet indeſs bey der Zerſtreuung eine ſehr zu bemerkende Ausnahme. Die heilſame Wirkung derſelben wird durch ihre Erwartung nicht allein nicht befördert, ſondern ſelbſt gehindert.

Zerſtreuung heiſst nämlich hier nichts anders, als die Ablenkung der Aufmerkſamkeit von etwas, womit ſie gerade nicht beſchäftigt ſeyn ſoll. Man zerſtreue den Menſchen, dem ſo geholfen werden ſoll, wodurch man wolle; ſo wird man, wenn er davon, als Zerſtreuung eine Wirkung erwartet, nichts hoffen können, weil er wenigſtens von Zeit zu Zeit ſich nach der Wirkung derſelben ängſtlich umſehen wird. Dieſes kann er aber nicht, ohne an das zurückzudenken, was man ganz aus ſeinen Gedanken entfernen will. Einem Manne, der ſich von ſeiner Kindheit an, mit einer ängſtlichen Todesfurcht ſo ſehr gequält hatte, daſs er zu Zeiten

in Gefahr war, an dieſer Furcht zu ſterben, rieth man, ſeiner Geſchäfte ſich mit der gröſsten Pünktlichkeit und einer genauen Eintheilung ſeiner Zeit anzunehmen. Der Rath war zu natürlich, als daſs er ihm nicht ſchon vorher gegeben wäre. Er hatte denſelben auch ſchon einige Jahre vorher befolgt; aber ohne davon eine Wirkung zu empfinden, weil er ſeine Geſchäfte ſelbſt als ein Heilmittel betrachtete. Wäre das nicht geſchehen, hätte der Mann ſeine Geſchäfte bloſs als Geſchäfte betrachtet, und ſie ſich angelegen ſeyn laſſen; ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daſs er von dieſer ängſtigenden Idee bald zurückgekommen wäre.

Hieraus folgt die Regel, daſs man, wo man in der angegebenen Abſicht die Zerſtreuung als ein Heilmittel anwenden will, man ſie dem Kranken unter einer andern Form geben müſſe. Zeit und Umſtände müſſen hierzu benutzt werden. Man veranlaſſe z. B. den Kranken zu Geſchäften, die ihn nicht zu ſich ſelbſt kommen laſſen, wenigſtens nicht weiter zu ſich ſelbſt kommen laſſen, als es zur Führung dieſer Geſchäfte nöthig iſt. Je mehr er aus eignem Antriebe danach greift, um ſo beſſer iſt es. Ein Kaufmann, der zur Zeit der Reformation lebte, und ſich über einen Verluſt, den er erlitten hatte, ſehr grämte, wurde von ſeinem Gram durch ſeinen Eifer gegen Doctor Luthers Ketzerey zurückgebracht, er ſchrieb gegen Luther,

vergafs darüber feinen Gram, und blieb bey feinem gefunden Verftande, den er zu verlieren in Gefahr war *). So jemanden durch die dritte oder vierte Hand in Bewegung fetzen, ift oft nützlicher, als ihn felbft dazu zu veranlaffen.

Sind mit der Zerftreuung fomatifche Mittel anzuwenden; fo gebe man einen andern Zweck vor, als denjenigen, um deffentwillen fie eigentlich verordnet werden. Es kann nicht fchaden, wenn der Kranke fich felbft mit der Einbildung einer anderweitigen Krankheit quält, vielleicht kann es nützlich feyn, wenn diefe Einbildung felbft in Wirklichkeit übergeht, wenn man alsdann nur diefe wahre Krankheit entweder durch die eigenthümliche Kraft der Arzneymittel, die man dagegen anwendet, oder den Glauben des Kranken an fie überwindet. Mit der letzten Krankheit ift oft die erfte gehoben.

Ich habe bey einer andern, aber ähnlichen Veranlaffung einige Bemerkungen gemacht, die auch hier ihre Anwendung finden, und in welche ich felbft keinen Werth fetzen würde, wenn fie nicht von einem Arzte genehmigt wären, auf deffen Gewähr ich felbft an ihre Wahrheit und Anwendbarkeit glauben mufs.

*) Pinel über die Manie, S. 254. der deutfchen Ueberf.

J. C. Hoffbauer.

III.

Ueber die Neigung Wahnsinniger und ähnlicher Kranken, für sich zu reden, besonders in nosologisch-semiotischer Hinsicht mit beyläufigen Bemerkungen über die Sprache der Taubstummen *).

Man hat längst an Wahnsinnigen und an Personen, die am Verstande schwach sind, eine Neigung für sich selbst zu reden, bemerkt. Eben dieses Reden mit sich, oder wenigstens zu sich selbst, finden wir aber auch bey Menschen von ganz gesundem Verstande; ja, nach der Versicherung eines Englischen Arztes, thun in London dieses viele am Verstande ganz gesunde Menschen auf öffentlicher Strasse **). Die Sache würde

*) Wenn ich so auch diejenigen Gehörlosen nennen darf, die nur durch eine besondere Unterweisung in den Besitz der Sprache gesetzt werden können.

**) Seims Pathologische Bemerkungen über den Wahnsinn, aus dem Engl. (S. Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte, B. 19. S. 597.)

Manchem auffallen. Wir reden, würde er denken, um Andern unſere Gedanken mitzutheilen; mit ſich oder zu ſich ſelbſt reden, iſt alſo eine Ungereimtheit.

Es ſey einſtweilen. Und doch iſt wohl kein Menſch, der nie, auch auſſer den Jahren der Kindheit zu ſich ſelbſt geredet hätte; vielleicht niemand, der nicht in dieſer oder jenen Lage, auch wo er ganz bey Verſtande iſt, wenigſtens in einzelne, wenn auch mehr oder minder laute Worte ausbrechen ſollte. In den meiſten Fällen würde er ſich, aus dem ſchon angegebenen Grunde, ſchämen, in einem ſolchen Geſpräche von einem Andern, wie bey einer Unſchicklichkeit, betroffen zu werden.

Erſcheinungen dieſer Art kommen wir am ſicherſten auf den Grund, wenn wir ſie auch bey uns ſelbſt, wenn gleich nicht in einem ſo auffallenden Grade finden. Bey den Unglücklichen, an welchen ſie uns auffallen, liegt der Grund derſelben auſſer unſerer unmittelbaren Beobachtung; anders verhält es ſich, wenn wir ſolche Erſcheinungen an uns ſelbſt finden, und beſonders wenn ſie das Produkt willkührlicher Handlungen ſind. Denn alsdann dürfen wir uns nur nach der Abſicht, die wir bey dieſen Handlungen haben, befragen, deren wir uns wenigſtens in vielen Fällen bewuſst werden, und da-

durch zur Kenntnifs eines bisher zwar gefühlten, aber uns nicht bekannten Bedürfniffes gelangen.

Wer in feiner Jugend hat Vokabeln auswendig lernen müffen, wird fie fich immer einmal oder mehr Male haben laut ausfprechen müffen; war ein Gedicht auswendig zu lernen, fo war die Sache auch wohl nicht damit abgethan, dafs er es mehrmals ganz in der Stille überlas; fondern er mufste es fich felbft mehr oder minder oft vorlefen. Prediger, die eine Predigt memoriren, wie man es nennt, werden hierzu eines mehr oder minder lauten Lefens ihres Concepts benöthigt feyn. Das gehörte Wort drückt fich dem Gedächtnifs tiefer ein, als das blofs der Einbildungskraft durch fichtbare Zeichen vorgeftellte. Hier galt es das Behalten, nicht allein gewiffer Sachen, fondern auch beftimmter Worte. Hier wäre jener Grund alfo begreiflich. Allein auch in andern Fällen, wo es gar nicht auf die Worte, wo es nur auf die Sache ankommt, wird man Perfonen mehr oder minder laut reden fehen. Der gemeine Mann mufs den einfachften Brief mit dem Munde lefen, die Augen find ihm nicht genug zum Lefen. Der geübtere Lefer, der aber aus dem Lefen kein eignes Gefchäft macht, wird wenigftens mit den Lippen, ihm felbft kaum hörbar, fein Zeitungsblatt lefen, und viele diefer Lefer werden noch mehr, wenn fie etwas zu fchreiben genöthigt find, fich dieles

gleichſam mehr oder minder laut in die Feder diktiren. Der Grund liegt nahe. Denken können wir nicht, ohne unſere Gedanken an Worte oder andere ſinnliche darſtellbare Zeichen zu binden. Das Wort iſt uns gegenwärtiger, wenn wir es hören, als wenn wir es uns bloſs durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen. Das geſchriebene oder gedruckte Wort, iſt nicht das gehörte; es iſt nicht das Zeichen der Sache ſelbſt, ſondern nur ein Zeichen von einem Zeichen, je mehr und lebendiger dieſes uns gegenwärtig wird, je leichter vergegenwärtigt es uns die Vorſtellung der Sache, von der es ein Zeichen iſt. Wer im Denken geübter iſt, kann der ſinnlichen Darſtellung der Worte entbehren; ihm genügt es, wenigſtens in den meiſten Fällen, in der Einbildungskraft die Worte gegenwärtig zu haben. Der Grund hiervon wird ſich weiter unten ergeben. Hier iſt es genug, dieſes als eine Thatſache zu bemerken. Allein auch derjenige, der im Denken geübter iſt, wird hie und da für ſich reden.

Erſtens wird dieſes geſchehen, wo ein Gegenſtand ſein Nachſinnen ganz auffordert. Viele Gelehrte haben die Gewohnheit, ihre Meditationen niederzuſchreiben, nicht um die Reſultate derſelben ſchriftlich aufbewahren zu können, ſondern weil ihre Meditation alsdann ungehinderter fortgeht. Dieſes Schreiben iſt frey-

lich kein Reden, allein meiſtens reden ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie ſchreiben, und können dadurch ſich die Worte leichter wieder vergegenwärtigen. Zweytens wird auch derjenige, der im Denken Fertigkeit hat, zu ſich reden, wenn ein Gegenſtand ihn ſehr angelegentlich beſchäftigt. Sind hier oder dort Gründe für und wider mit einander abzuwägen, theilt ſich der Menſch gleichſam in Ich und Du; ſo wird er nicht allein zu ſich ſelbſt reden, ſondern in eine Unterredung mit ſich ſelbſt oder ein Selbſtgeſpräch kommen. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daſs nur hier der pſychologiſch-natürliche Ort eines Selbſtgeſprächs ſeyn kann.

In dem einen wie in dem andern Falle, entſteht das Selbſtgeſpräch nicht aus einer klar gedachten Erfahrung, ſondern, wie ſo viele andere Handlungen, in welchen wir der Erfahrung als einer Lehrerinn folgen, ohne ſie genau zu kennen. Was wir in dieſen Fällen thun, ſcheint inſtinktartig zu erfolgen, weil wir uns der Erfahrung, die uns dabey leitet, nicht klar bewuſst ſind.

Allein warum können wir nicht ohne Beyhülfe der Sprache oder anderer Zeichen denken? Denn daſs es nicht eben Worte oder hörbare Zeichen zu ſeyn brauchen, beweiſet das Beyſpiel der Taubſtummen, die ohne Gehör gebohren ſind, und, nach ihren ſchriftlichen Aufſätzen von ihnen

zu urtheilen, zuſammenhängend denken*); dieſes beweiſet ferner die Zeichenſprache der Mathematiker in der Analyſis, welche bloſs zum Geſicht und nicht zum Gehör redet. Ja, was noch mehr iſt, was dem Mathematiker ſeine Geſichtsſprache in einem Nu deutlich ſagt, könnten ihm Wörte ſelten, ohne eine verwirrende Weitſchweifigkeit darſtellen.

Meines Wiſſens hat Lambert jene Frage am deutlichſten beantwortet. „Da, ſagt er, die Vorſtellungen wirklich empfundener Gegenſtände klärer als die übrigen, alſo auch klärer ſind als die Vorſtellungen ehemals empfundener, und derjenigen Gegenſtände, die wir bloſs durch allgemeine Begriffe denken; ſo müſſen wir unſere Begriffe an Zeichen binden können, deren Empfindung wir erneuern, um die Aufmerkſamkeit ganz darauf richten zu können, wenn ſie nicht durch die Empfindung der gegenwärtigen Gegenſtände verdunkelt werden ſollen“ **). — Dieſes ſind zwar nicht Lamberts Worte, allein ſie drücken das, was er ſagt, klar aus.

Allein wer ſieht nicht, daſs das Raiſonnement dieſes groſsen Logikers mehrern Inſtanzen aus-

*) Siehe Anmerkung A.

**) Lambert's Organon, 1. Theil. Semiotik §§. 12—17.

ausgesetzt ist? Erstens nämlich brauchen wir die Zeichen, welche uns jenen Dienst leisten sollen, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, nicht jedes Mal zu empfinden; in vielen Fällen ist es genug, dafs wir das Zeichen uns nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen. Sind die Vorstellungen wirklich empfundener Gegenstände ohne Ausnahme stärker als die Bilder der Einbildungskraft; wie geht es alsdann zu, dafs in diesem Falle die Vorstellung der Zeichen nicht durch das, was wir zugleich empfinden, verdunkelt wird? — Zweytens gesetzt und zugegeben, wie es denn gleichfalls nach dem Vorhergehenden zuzugeben ist, dafs ein wirklich empfundenes Zeichen uns bey dem Denken mehr zu Hülfe kommt, als ein Zeichen, das uns blofs durch die Einbildungskraft vergegenwärtigt wird; so müssen wir, wenn wir ein Zeichen uns absichtlich durch die Sinne vergegenwärtigen sollen, dieses Zeichen uns doch erst durch die Einbildungskraft vorstellen, und zwar wenigstens mit dem Grade der Klarheit, dafs es nicht ganz dunkel ist. Die Bilder der Einbildungskraft müssen also durch die Sinne nicht ganz verdunkelt werden.

Instanzen beweisen nach aller Logik nicht mehr und nicht weniger, als dafs ein Satz, gegen den sie Statt finden, nicht allgemein wahr

ſey; nicht, daſs er durchaus, d. h. nach allen Fällen, die er umfaſst, falſch ſey. Es erhellet daher aus jenen Inſtanzen wohl nur, daſs es nicht allgemein wahr ſey, daſs Vorſtellungen, die wir jetzt durch die Sinne haben, Vorſtellungen des Verſtandes verdunkeln. Allein wenn die obige Behauptung, daſs Empfindungsvorſtellungen, um ſo diejenigen zu nennen, welche wir einer gegenwärtigen Empfindung verdanken, die Verſtandesvorſtellungen verdunkeln, nicht allgemein wahr iſt, ſo kann ſie doch als eine Regel, d. h. als eine Behauptung gelten, welche in den meiſten Fällen wahr iſt, und nur da eine Ausnahme leidet, wo anderweitige Gründe eintreten. Man kann daher ſagen, daſs Empfindungsvorſtellungen an und für ſich, d. h. wenn nicht anderweitige Gründe dabey eintreten, die Verſtandesvorſtellungen verdunkeln, oder, daſs ſie ſtärker als dieſe ſind. Denn eine Vorſtellung iſt ſtärker als eine andere, wenn ſie auf ihren Gegenſtand unſere Aufmerkſamkeit mehr als dieſe auf den ihrigen zieht. Hieraus folgt aber keineswegs, daſs unſere Verſtandesvorſtellungen in jedem Falle durch unſere Empfindungsvorſtellungen verdunkelt werden. Dieſes iſt auch nothwendig, wenn ein wirklich empfundenes Zeichen, unſerm Verſtande zu Hülfe kommen ſoll. Denn ſonſt wäre eben die Empfindung eines Zeichens ein Hinderniſs, an die bezeichnete Sache zu denken.

Die Frage, die hier natürlich entſteht, iſt alſo: Wie und wann ſind Verſtandesvorſtellungen klärer, als Vorſtellungen, die wir durch die gegenwärtige Empfindung haben? — Die natürlichſte Antwort iſt: wo ein gegenwärtiges Intereſſe, das der Gegenſtand einer Verſtandesvorſtellung für uns hat, die Stärke der ſinnlichen Eindrücke entkräftet. Der Menſch, der in einem angelegentlichen Nachdenken vertieft iſt, ſieht nicht, hört nicht; er iſt mit einem Worte, wie ohne Sinne. Nichts als ein Intereſſe für einen anderweitigen Gegenſtand, als diejenigen, welche ſeine Sinne beſtürmen, ſchlägt dieſe gleichſam zurück. Allein jenen Gegenſtand, der ihn ſo angelegentlich beſchäftigt, denkt er doch durch Worte oder andere Zeichen, und dieſe iſt er immer, wie ſchon geſagt iſt, um ſo mehr geneigt, ſich ſinnlich darzuſtellen, je angelegentlicher ſein Nachdenken iſt, und jemehr er die Störungen der Sinne flieht. Es mag daher immer ſeyn, daſs Verſtandesvorſtellungen durch ein Intereſſe, das ihr Gegenſtand für uns hat, ohne daſs wir Zeichen dabey zu Hülfe nehmen, auf Augenblicke eine gröſsere Klarheit als die Vorſtellungen der Sinne erreichen, und dieſe alſo verdunkeln; ſo können ſie ſich doch auf die Dauer durch jenes Intereſſe allein genommen, bey dieſer Klarheit nicht erhalten. Wie jenes Intereſſe gleichwohl die ſtärkſten ſinnlichen Ein-

drücke entkräften, oder vielmehr für unſer Bewuſstſeyn vernichten kann, darüber giebt uns die Natur der Zeichen ſelbſt Aufſchluſs. Unter Zeichen verſtehe ich hier aber nicht alle und jede Zeichen überhaupt, ſondern nur die willkührlichen, oder diejenigen, die mit dem Bezeichneten nicht von Natur in einem urſachlichen Verhältniſſe ſtehen.

Mit der Vorſtellung des Zeichens iſt zuvörderſt die Vorſtellung des Bezeichneten vergeſellſchaftet. Wenn das Wort: Roſe mir ein Zeichen für eine gewiſſe Blume iſt, ſo iſt mit jenem Worte für mich die Vorſtellung von dieſer Blume verbunden.

Allein zweytens, nicht jede Vorſtellung, die für mich mit der Vorſtellung von einer Sache vergeſellſchaftet iſt, hat einen Gegenſtand, der von dieſer Sache ein Zeichen wäre. Mit der Vorſtellung dieſes oder jenen Orts iſt für mich die Vorſtellung des oder des Vorfalls vergeſellſchaftet. Deshalb iſt jener Ort noch nicht ein Zeichen von einem ſolchen Vorfall. Ein Zeichen iſt etwas vielmehr nur da für mich, von etwas anderm, wo ich die Vorſtellung von dem letztern abſichtlich, und zwar deshalb an die Vorſtellung des erſten geknüpft habe, um vermittelſt deſſelben dieſe Vorſtellung bey mir wieder klar zu machen. Wer ſich z. B. die Noten in der Muſik bekannt macht, verbindet abſicht-

lich mit dem oder dem ſichtbaren Zeichen, die Vorſtellung eines gewiſſen Tons, um an dieſen Ton in jedem Fall, wo ihm das Zeichen zu Geſicht kommt, erinnert zu werden. Etwas ähnliches thun wir, wenn wir Vokabeln einer fremden Sprache uns bekannt machen; und das nämliche, wenn wir unſere Mutterſprache lernen, ob es hier gleich nicht ſo merklich geſchieht. Denn manche Wörter hören wir vielleicht zum zwanzigſten Male, ehe wir ihre Bedeutung gefaſst haben. Mit der Vorſtellung eines Zeichens iſt alſo die Vorſtellung unſers Vorſatzes, daſs wir dieſes oder jenes dabey denken wollen, vergeſellſchaftet *).

Hierdurch wird bey dem Laufe unſerer Vorſtellungen, durch ein Intereſſe des Vorſatzes durch die Vorſtellung ſelbſt die Vorſtellung des Zeichens wieder erweckt, und dieſes dient uns alsdann dazu, jene Vorſtellung bey uns klärer zu machen, als die Vorſtellungen der ſinnlichen Gegenſtände, durch welche dieſe ſonſt alſobald

*) Wenn wir willkührlich eine Sache beachten, ſo muſs immer ein Grund vorhanden ſeyn, der uns beſtimmt, unſere Aufmerkſamkeit darauf zu richten. In dieſem liegt das Intereſſe, das eine Sache für uns hat. Dieſes Intereſſe iſt entweder ein Intereſſe des Vorſatzes oder der Luſt, oder es iſt aus beiden zuſammengeſetzt. (S. meine Unterſuchungen über die Seelenkrankheiten, 1. B. No. II und III.)

wieder verdunkelt werden würde. So bald uns das Zeichen nur, so zu sagen, anspricht, ist gleich bey uns der Vorsatz wieder erneuert, was es bezeichnet zu beachten *). Das Zeichen stellen wir uns entweder durch die Sinne oder durch die Einbildungskraft vor.

Betrachten wir jenen Fall, wo wir das Zeichen uns durch die Sinne vorstellen, erst für sich; so erhellet, dass durch die Vorstellung des Zeichens die Vorstellung anderer zugleich empfundener Gegenstände, wenn diese nicht mit überwiegender Gewalt in unsere Sinne fallen, oder sonst ein gröfseres Interesse für uns haben, verdunkelt werde. Denn unsere Aufmerksamkeit wird auf das Zeichen einmal durch die Stärke, welche sinnliche Vorstellungen haben, gezogen, und dann auch durch das Interesse des Vorsatzes, an welchen es uns erinnert, darauf geheftet. Dieses Interesse entkräftet mehr oder minder die Stärke der Empfindungen, die uns zugleich ansprechen, und macht es uns möglich, auf unsere fortlaufende Gedankenreihe unsere Aufmerksamkeit ungestört zu richten. Das Hindernifs, das unserm ungestörten Denken entgegensteht, wird so durch zwey vereinigte Kräfte: die Stärke, die die sinnliche Vorstellung des Zeichens hat, und das Interesse, das es für uns hat, gehoben. Je fertiger der Verstand, unter übrigens glei-

*) S. Anmerkung B.

chen Umſtänden, denkt, deſto weniger braucht er der Beyhülfe jener vereinigten Kräfte.

Hieraus iſt es begreiflich, daſs der geübtere Verſtand in vielen Fällen der ſinnlichen Darſtellung der Zeichen entbehren kann, und genug daran hat, wenn er ſie ſich nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigt, ob dieſes gleich für den weniger geübten nicht zureicht. Denn an ſich genommen, haben Bilder der Einbildungskraft nicht die Stärke der ſinnlichen Vorſtellungen, und können daher leicht von ihnen verdunkelt werden. Dienen ſie uns nun als Zeichen; ſo fällt in die Augen, daſs ſie leicht durch die ſinnlichen Vorſtellungen verwiſcht, und die Gedanken, welche wir mittelſt ihrer zuſammenhalten wollen, durch die Gewalt der Sinne zerſtiebt werden können. Hier iſt alſo nichts anders zu thun, als gegen die Sinne, die Sinne ſelbſt aufzubieten, oder zu der ſinnlichen Darſtellung der Zeichen ſeine Zuflucht zu nehmen.

Aus dem eben Geſagten wird es begreiflich, warum Menſchen, die im Denken wenig geübt ſind, zu der ſinnlichen Darſtellung der Zeichen, durch welche ſie denken, ihre Zuflucht nehmen müſſen, und warum wir auch da, wo wir angelegentlich mit einem Gegenſtande beſchäftigt ſind, der unſer ganzes Nachdenken aufbietet, lauter zu uns ſelbſt zu reden geneigt

ſind. Auch die von Seimes vorhin angeführte Thatſache, daſs in London auf öffentlicher Straſse viele Menſchen laut reden, erklärt ſich hieraus. In jeder andern eben ſo geſchäft- und eben ſo geräuſchvollen Stadt, wo man viele Menſchen, die auch unter dem groſsen Gewühle mit ihren Geſchäften ſich herum tragen, ſähe, würde man das nämliche zu bemerken Gelegenheit haben. Ich habe hierüber ſchon an einem andern Orte *) mehrere Gedanken geäuſsert, und kann daher jetzt zu der Anwendung des Geſagten ſchreiten.

Warum Menſchen von ſchwachem Verſtande gern für ſich ſelbſt reden, liegt gleich am Tage. Ohne wirklich ausgeſprochene Worte zu Hülfe zu nehmen, würden ſie ihre Gedanken leicht verlieren, und von den ſinnlichen Eindrücken des Augenblicks fortgeriſſen werden. Ihr Reden iſt meiſtens nur ein Murmeln, weil ſie eine Unſchicklichkeit darin zu ſehen glauben, mit ſich ſelbſt zu reden. Indeſſen läſst die Schwäche ihres Verſtandes ſie Zeit und Ort zu leicht vergeſſen, als daſs ſie nicht ihrem Hange oft auch im Beyſeyn Anderer nachgeben und laut reden ſollten.

Indeſs nehmen auch Menſchen, die keineswegs ſchwach am Verſtande, und eben ſo wenig

*) Unterſ. über die Seelenkrankheiten, 2. Th. S. 97. u. f., wo ich mehrere hieher gehörige Erfahrungen angeführt habe, allein mich nicht

im Denken ganz ungeübt ſind, öfter zu einer ſinnlichen Darſtellung der Zeichen, durch welche ſie denken, ihre Zuflucht. Ich meyne nicht, daſs ſie die Worte, an welchen ihre Gedanken hängen, auch noch ſo leiſe nur ihnen ſelbſt hörbar ausſprechen, oder an ſichtbare Zeichen ſich halten; ſondern, daſs ſie ihre Sprachwerkzeuge bewegen, allein dennoch, weil jene Bewegungen zu ſchwach ſind, und nicht mit der hinlänglichen Oeffnung des Mundes begleitet werden, keinen Ton hervorbringen. In dieſer Sprache, die ſich in kaum ſichtbaren Bewegungen — oder vielmehr noch Anregungen dazu — der Lippen verräth, redet die Andacht oft zu ſich ſelbſt in ſtillen Gebeten, mit welchen der fromme Beſucher des öffentlichen Gottesdienſtes in die Verſammlung tritt oder aus ihr ſcheidet.

Dieſes iſt eine Sprache des Gefühls, und des Gefühls im engſten Sinne, in der auch nur Perſonen, die ſonſt taubſtumm waren, zu ſich ſelbſt reden können, wenn es dem Fleiſse und der Geſchicklichkeit ihrer Unterweiſer gelungen, ſie, ſo weit es möglich iſt, in den Beſitz der Sprache zu ſetzen. Denn man weiſs, daſs jene Unglückliche, wenn ihre Sprachwerkzeuge nicht an einem unüberwindlichen Naturfehler leiden, ſelbſt ſprechen, und dasjenige, was geſagt wird,

---

auf die genauere Erklärung derſelben einlaſſen durfte.

verſtehen lernen können. Die Worte Anderer, die ſie nicht hören, ſehen ſie an den Bewegungen der Lippen derſelben; ihre eignen, die ſie gleichfalls nicht hören, fühlen ſie in den Bewegungen der Sprachwerkzeuge, durch welche ſie jene Worte Andern hörbar hervorbringen *). Dieſe Gefühlsſprache, in deren Beſitz der Taubſtumme geſetzt werden kann, und die dem Menſchen, deſſen Verſtand bis zu einem gewiſſen Grade ausgebildet iſt, genügt, reicht indeſſen dem an Verſtande ſchwachen, der des Gehörs nicht beraubt iſt, nicht zu. Er muſs ſich ſelbſt hören, da jene Gefühlsſprache für ihn zu leiſe iſt. Was er ſonſt hörte, würde ihn ſchon von dem Gegenſtande ſeiner Gedanken abziehen; dahingegen der Taube vor dieſer Zerſtreuung ſicher iſt.

Man ſieht aus dem Bisherigen zur Genüge, wie die Neigung mit ſich ſelbſt zu reden, eine Folge der Verſtandesſchwäche iſt. Noch mehr! Man könnte ſelbſt aus der Art, wie ein an Verſtande ſchwacher Menſch mit ſich ſelbſt redet, auf den Charakter ſeiner Verſtandesſchwäche ſchlieſsen, wenn dieſe ſich nicht ſchon in der Art, wie er mit Andern redet, offenbarte.

Die Verſtandesſchwäche iſt nämlich von zwiefacher Art: entweder rührt ſie aus einem Unvermögen, mehrere Dinge zugleich zu beach-

*) S. Anmerkung C.

ten, oder sie hat in einem Unvermögen, einzelne Gedanken mit der nöthigen Bestimmtheit festzuhalten, ihren Grund. Das letzte ist die Verstandesschwäche des Blödsinnigen, und das erste die Verstandesschwäche des Dummen *). Der Dumme geräth leicht in Verwirrung, wo er mehreres zu übersehen hat, und der Verstand des Blödsinnigen wird so zu sagen in Stillstand versetzt, wo irgend etwas mit Bestimmtheit aufgefafst werden soll. Dieses verräth sich auch in den Reden des einen und des andern, besonders wenn ihre Verstandesschwäche in einem merklichern Grade vorhanden ist. Der Dumme wird oft so abgebrochen, und in verstümmelten Sätzen reden, wie ein Kind, das Sprechen lernt. Seine Worte werden nur das benennen, was bey dem, was er uns sagen will, am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sollen wir z. B. von ihm hören, dafs die Rose schön sey; so wird er: „Rose schön," vielleicht auch nur: „schön" sagen. Seine Verstandesschwäche erlaubt ihm nicht, in der kurzen Zeit, in welcher er den ganzen Satz vorbringen sollte, alles zusammen zu ordnen, und es zu dem Ende zu übersehen. Oft verräth sich seine Anstrengung, seine Gedanken zusammen zu ordnen, in einer sprachwidrigen Wortfolge. Indem er vielleicht gesagt hat: Rose schön,

*) S. Anmerkung D.

fällt ihm ein, dafs er die Bejahung oder Verneinung auszudrücken vergeffen hat. Nun kommt das: ift nach, und wir hören: die Rofe fchön ift *). Bey dem Blödfinnigen findet fich diefe abgebrochene und verfetzte Art zu reden nicht. Die einzelnen Sätze, die er vorbringt, drückt er vollftändig und ordentlich aus; nur wird feine Rede öfter ftocken, befonders, wenn er auf Gegenftände ftöfst, welche feine Aufmerkfamkeit nicht faffen kann. Seine Reden werden meift auch langfamer feyn, wenigftens wenn der Gegenftand derfelben ihm nicht geläufig ift. In dem entgegengefetzten Falle hingegen wird er meiftens immer auf gewiffe Gegenftände zurückkommen. So abgebrochen der Dumme in feinen Gefprächen ift, fo abgebrochen ift auch fein Murmeln. Hört man gleich diefes nicht, fo fieht man doch an feinen Lippen, dafs der Flufs feiner Rede oft unterbrochen wird, dafs er die einzelnen Worte mehr ftofsweife murmelt, als in einer ftetigen Reihe vorbringt.

Fragt man, wozu zwifchen der blödfinnigen und dummen Verftandesfchwäche fo genau zu unterfcheiden fey; fo antworte ich, dafs wo die eine oder die andere als Krankheit Wurzel gefafst, oder als Naturfehler bey einem fchon

*) S. Anmerkung E.

erwachſenen Menſchen ſich findet, der Arzt hier freylich wohl wenig oder nichts thun kann. Aber wo die Erziehung dem einen oder dem andern Naturfehler begegnen ſoll, verdient jene Unterſcheidung alle Rückſicht. Und warum ſollte hier der Arzt nicht eben ſo gut gehört werden als der Pädagoge? Die Grundſätze, von welchen Beide hier ausgehen, ſind dieſelben, nur der Zweck des einen iſt von dem Zweck des andern bey der Anwendung verſchieden, obwohl in dem Hauptpunkt immer ähnlich. Denn der Arzt will den vollkommenſten Lebenszuſtand wieder herſtellen, der Erzieher will durch die phyſiſche Erziehung, von der die pſychologiſche ein Theil iſt, dieſen entwickeln. Wie die Erziehung der Verſtandesſchwäche abhelfen könne, darüber habe ich an einem andern Orte *) meine Gedanken ausführlicher geäufsert. Ich darf mich daher um ſo weniger hier darauf einlaſſen.

Allein nicht blofs in dieſer, ſondern auch in einer andern Rückſicht, über welche der Arzt befragt zu werden pflegt, iſt der Unterſchied zwiſchen Blödſinn und Dummheit für die Anwendung nicht unwichtig. Handlungen z. B., die aus einer nicht zuzurechnenden Unbedachtſamkeit oder Unbeſonnenheit erfolgen, mag der Dumme

*) Ueber die Verſtandesſchwäche in pädagogiſcher Hinſicht (in den Unterſuchungen über die Seelenkrankheiten, 2. Th. No. XIII.).

oft begehen; mit der Natur des Blödſinnes ſind ſie in einem offenbaren Widerſpruche.

Bey dem Wahnſinnigen hat die Neigung für ſich ſelbſt zu reden, nach Verſchiedenheit des Falls, einen verſchiedenen Grund. Der Wahnſinn hat ſeinen nächſten Grund entweder in einer Abſpannung der Sinne, oder in einer Erhöhung der Einbildungskraft. Denn ohne die eine oder die andere kann das Miſsverhältniſs zwiſchen jenen Vermögen, in welchen der Wahnſinn ſelbſt beſteht, nicht Statt finden. Rührt der Wahnſinn aus einer Abſtumpfung der Sinne; ſo iſt mit ihm gewöhnlich eine mehr oder minder beträchtliche Verſtandesſchwäche verbunden. Schon dieſe würde den Kranken dazu bringen, mit ſich ſelbſt zu reden; allein hierzu kommt noch ein anderer Grund. Bey Wahnſinnigen dieſer Art verwandelt ſich alles, was ſie ſehen, in dasjenige, was ihrer Einbildungskraft gerade vorſchwebt, wenn es damit nur einige Aehnlichkeit hat. So werden Perſonen, lebloſe Gegenſtände, Oerter und alles bey ihnen verwandelt. Die einzelnen Auftritte, die einem ſolchen Kranken ſich darſtellen, hängen eben ſo wenig zuſammen, als die Theile unſerer gewöhnlichen Träume *). Dieſer Mangel an Zuſammenhang ent-

*) S. meine Unterſuchungen über den Wahnſinn, S. 121 u. f.

geht dem Kranken wohl nicht ganz, und die natürliche Folge davon ist, dass derselbe oft in der Lage desjenigen ist, der sich auf etwas besinnen will, aber nicht zur Besinnung kommen kann. In dieser Lage mehr als in einer andern, nehmen wir unsern ganzen Verstand zu Hülfe. Was Wunder, dass der Wahnsinnige in derselben mit sich selbst zu reden versucht wird?

In dem eben angegebenen Umstande, in dem Mangel an Zusammenhange zwischen den einzelnen Vorspiegelungen des Wahnsinnes, liegt auch wohl der Grund, warum Wahnsinnige nach ihrer Wiederherstellung sich derselben wenig zu erinnern wissen, ob sie gleich alles Zwangs, den man gegen sie angewandt, oder aller Gefälligkeiten, die man ihnen erwiesen, sich sehr wohl erinnern. Haslam, der dieses bemerkt *), redet zwar von Wahnsinnigen überhaupt, nicht von einer besondern Art derselben. Allein, dass dieses wenigstens nicht allgemein von dem Wahnsinn, der aus einer Ueberspannung der Einbildungskraft rührt, gelte, beweiset schon Marlow's selbst eigene und umständliche Erzählung seiner Verirrungen **). Wo jene Vergesslichkeit auch bey dieser Art des Wahnsinns

*) Haslam Beobachtungen über den Wahnsinn, aus dem Engl. S. 16.

**) S. oben 3. St.

ſich zeigt, ergiebt ſich leicht aus einigen anderwärts *) von mir gemachten Bemerkungen, wenn ſie anders gegründet ſind.

Auch bey dieſem Wahnſinn, oder dem Wahnſinn aus Ueberſpannung der Einbildungskraft, wird ſich oft dieſe Neigung mit ſich ſelbſt zu reden, allein aus einem ganz andern Grunde finden. Dieſem Wahnſinn liegt immer eine herrſchende Vorſtellung zum Grunde. Dieſe Vorſtellung iſt nie eine gleichgültige, ſondern immer entweder traurig oder ergötzend, und hat daher immer für den Kranken ein gröſseres Intereſſe. Dieſes Intereſſe treibt ihn, alles, was mit derſelben in einem näheren Zuſammenhange ſteht, ſich mit der gröſsten Klarheit vorzuſtellen. Er wird alſo öfter zu ſich ſelbſt reden, und aus eben dem Grunde als der Menſch von völlig geſundem Verſtande, wo dieſer angelegentlich mit etwas beſchäftigt iſt. Dieſes ſein Intereſſe wird man auch in ſeinen Minen, Gebährden und der ganzen Haltung oder Bewegung des Körpers leſen können. Man wird daran ſehen, wie ſein Gemüth geſtimmt iſt, ob zur Freude oder zur Traurigkeit, oder zu einem Gemiſch von beiden, geſetzt auch, daſs wir keines ſeiner Worte hörten.

Oft

*) Unterſ. über den Wahnſinn, S. 297—304.

Oft redet ein Wahnſinniger dieſer Art auch mit einem Weſen ſeiner Einbildungskraft, das er mit ſeinen leiblichen Augen zu ſehen glaubt. Taſſo unterredete ſich ſo in ſeines Freundes Manſi Beyſeyn mit einem Geiſt, den Manſi's Augen freylich nicht ſahen, von dem zu Manſi's Ohren auch kein Laut kam, ob ihm gleich keines von Taſſo's Worten entging *).

Hört man die Reden des Wahnſinnigen vernehmlich, ſo kann man leicht aus denſelben abnehmen, von welcher Art ſein Wahnſinn iſt, ob demſelben eine Ueberſpannung der Einbildungskraft, oder die entgegengeſetzte Urſach zum Grunde liege. Doch deſſen bedarf es nicht, ſondern ſchon der Umſtand, ob ſeine Reden mit Ausdrücken von Gemüthsbewegungen verbunden ſind oder nicht, wird, wenn man auch keine andere Anzeigen hat, hierüber leicht Licht geben.

Alle Betrachtungen über die Sprache ſind an ſich ſemiotiſch, da eine Semiotik nichts anders als eine Theorie der Zeichen iſt, auch ſo vielfach iſt, als dieſe es ſind. Deshalb habe ich die vorſtehenden Bemerkungen insbeſondere no-

*) Muratori über die Einbildungskraft, 2. Th. S. 86 u. f.

ſologiſch-ſemiotiſch genannt; noſologiſch in ſo fern dieſe Zeichen, von denen die Rede iſt, auf eine beſtimmte Krankheit und ihre Beſchaffenheit hinweiſen. Dieſe Zeichen ſind von dem, was ſie anzeigen, eine Wirkung, und geben daher, da dieſe Wirkung mehr Urſachen haben kann, für ſich nur eine mehr oder minder wahrſcheinliche Anzeige, die aber doch durch anderweitige Umſtände der Gewiſsheit nahe kommen kann *). — Wie das Zeichen eine Wirkung von dem Bezeichneten ſey, glaube ich dargethan zu haben. Ich bin zu dieſem Ende nicht allein zu der Erfahrung, daſs uns die Sprache zum Denken behülflich ſey, zurück gegangen; ſondern habe ſelbſt den Grund von dem, was ſie uns wahrnehmen läſst, anzugeben geſucht. Dieſes iſt nämlich das ſicherſte Mittel, Sätze, die man aus der Induktion zu allgemein ausgehoben hat, auf die Beſtimmung zurückzuführen, unter welcher nur ihre Allgemeinheit ſich behaupten kann, durch welche wir erſt beſtimmte Erklärungsgründe in ihnen haben. Sind wir dahin gekommen; ſo haben wir in einem ſolchen Satze nicht allein die Erklärung der Erſcheinung, um welche es uns zunächſt zu thun war, ſondern mehrerer andern, welche auf jene

*) Reil Beytrag zur mediciniſchen Zeichenlehre, §. 9. im Archiv für die Phyſiologie, 3. B. 1. Heft. S. 120.

ein neues Licht werfen, und von diesen wiederum Licht erhalten. Aus diesem Grunde steht das Eine und Andere, was ich über die Gefühlssprache, wie ich sie genannt habe, und über die Taubstummen gesagt habe, hier wohl nicht am unrechten Ort.

Anmerkungen.

A) Schon das Beyspiel gänzlich tauber Personen, sie mögen nun ohne Gehör gebohren seyn, oder dasselbe späterhin verloren haben, würde ein Beweis seyn, dass wir nicht gerade hörbarer Zeichen benöthigt sind, wenn wir für uns denken; wenn es anders, mit dem was Lambert, wie oben angeführt, von der Nothwendigkeit der Zeichen sagt, seine Richtigkeit hat, da der Taube doch die Worte, die er braucht, nicht vor seine Empfindung bringen könnte. Denn derjenige, dem das Gehör, welches er vormals gehabt hat, verloren gegangen ist, hat zwar noch Worte in der Einbildungskraft; allein das ist nicht genug, er muss sie auch empfinden können. Um den Beweis meines Satzes um so einleuchtender zu machen, habe ich mich daher hier lieber auf die Taubgebohrnen, oder diejenigen, die das Gehör in ihrer ersten Kindheit, so früh verloren haben, dass

ſie von der Sprache nicht mehr abhaben konnten, als das Thier, das auf ſeinen Namen oder andere Laute, auf die es zu hören abgerichtet iſt, hört, und vielleicht nicht einmal ſo weit gekommen ſind. In des Herrn Eſchke pſychologiſch lehrreichen Schrift: Galvaniſche Verſuche, Berlin 1803. findet man von S. 81—159. mehrere Aufſätze von Taubſtummen, die uns wenigſtens durch die Präciſion und die logiſche Ordnung, welche in ihnen zu Hauſe iſt, in Verwunderung ſetzen. Allein, ob wir gleich nicht eben einer Wortſprache oder hörbarer Zeichen zum ſelbſteigenen Gebrauch — wenn ich ſo den Gebrauch, den wir von der Sprache, oder andern Zeichen bey dem Denken machen, weil uns Zeichen dabey behülflich ſind, nennen ſoll — benöthigt ſind; ſo leiſtet uns doch die Sprache dieſen Dienſt, mehr als ſichtbare Zeichen. Denn einmal ſind bey dem Gehörſinn die ſinnlichen Eindrücke in der Regel ſtärker als bey dem Geſichtsſinn; zweytens haben wir es mehr in unſerer Gewalt, dieſe als Zeichen zu unſerer Empfindung zu bringen. Zu dieſem, was ſchon Lambert bemerkt hat, kommt drittens noch, daſs wir eine Succeſſion von Tönen leichter deutlich und klar auffaſſen, als eine Succeſſion von ſichtbaren Gegenſtänden. Was von dem Sinne des Gehörs und Geſichts gilt, gilt auch von der Einbildungskraft, in ſo fern ſie, was wir geſehen und gehört haben, wieder erneuert. So leicht es uns fällt, uns mehrere zugleich geſehene Ge-

genſtände zugleich durch die Einbildungskraft wieder zu vergegenwärtigen, ſo leicht iſt es uns auch durch ſie eine Succeſſion klar gehörter Töne zu wiederholen; und ſo ſchwer es uns wird, eine Succeſſion ſichtbarer Gegenſtände mit einer Beſtimmtheit durch die Einbildungskraft wieder zu vergegenwärtigen, eben ſo ſchwer fällt es uns auch, eine Coexiſtenz mehrerer Töne durch die Einbildungskraft mit Klarheit wieder hervorzurufen.

Das Transitoriſche in den Zeichen, die wir in der Sprache haben, kommt uns alſo ſelbſt bey dem Denken zu ſtatten, da dieſes immer ſucceſſiv iſt, obgleich die Succeſſion in demſelben ſchneller oder langſamer ſeyn kann. Dieſes gilt nicht weniger, wenn wir das Wort uns nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen, als wenn wir es hören. Dem Taubgebohrnen ſcheint deshalb viel abzugehen, da dieſer auch nicht einmal für ſeine Einbildungskraft eine Wortſprache hat; und doch hat dieſer dafür ſehr oft eine Gefühlsſprache, wenn ich unter Sprache einmal jedes Zeichenaggregat verſtehen ſoll, deſſen man ſich eben ſo, wie wir unſere Sprache gebrauchen, bedient. — Doch hierüber in einer andern Anmerkung mehr.

B) Aus dem S. 520. Geſagten erhellet, daſs: wenn auch alles nur einige Zeit fortgeſetzte Denken, ohne Beyhülfe der Zeichen, für uns un-

möglich ist; doch nicht alles Denken überhaupt ohne Zeichen unmöglich sey. Man hat das letzte oft und zu allgemein behauptet. Denn wenn es so allgemein wahr wäre; so könnten wir gar keine Sprache haben, da wir jedem Wort, oder jedem Zeichen nur erst durch einen, wenn auch noch so flüchtig vorüber eilenden, Denkakt seine Bedeutung geben können. Machen wir Wörter zu Zeichen allgemeiner Begriffe; so müssen wir auch diese allgemeinen Begriffe schon vorher haben.

C) Siehe unter andern Joh. Ludw. Ferd. Arnoldi praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren, mit einer Vorrede von Erich Christian Klevesahl. Giessen 1777. bes. S. 10 u. f. (In Herrn Loder's physiologischen Anthropologie, 3. Aufl. S. 147 und 148. findet man ein ziemlich langes Verzeichniss von Schriften über diesen Gegenstand.) — Dem Gesagten zu Folge, haben diese Tauben wenigstens eine zwiefache Sprache: eine für das Gesicht, und die andere für das Gefühl; jene in den von ihnen gesehenen Bewegungen des Mundes, und besonders der Lippen derjenigen, mit welchen sie reden, und diese in den Bewegungen ihrer eigenen Sprachwerkzeuge, in sofern sie diese selbst fühlen. Jene Sprache ist für sie das, was für uns die Schriftsprache ist, aus der wir alles, was wir in ihr lesen, in die Wortsprache übersetzen; diese, was für uns die eigentliche Wortsprache ist, an die wir unmittel-

bar unſere Begriffe knüpfen. Der Taube, der über dieſes noch leſen und ſchreiben kann, hat noch eine dritte Sprache, die ſich zu ſeiner Gefühlsſprache eben ſo wie unſere Schriftſprache zu unſerer Gehörſprache verhält. Ich kann nicht umhin, hier einer ſonderbar ſcheinenden, aber, wie ich glaube, leicht zu erklärenden Erfahrung, die Herr Arnoldi gemacht haben will, zu erwähnen. Taubſtumme ſind nämlich, wie er S. 48. ſagt, leichter dahin zu bringen, ihre Gedanken mündlich als ſchriftlich auszudrücken. — Nach demjenigen, was er hinzufügt, zu urtheilen, hat er wohl ſagen wollen, daſs Taubſtumme leichter das faſſen, was man ihnen ſagt (in dem Sinne, wie man ihnen etwas ſagen kann) als was man ihnen hinſchreibt. — Denn: „Schreibt man „ihnen, ſetzt er hinzu, einen Gedanken auf, „und man ſchreibt ihnen denſelbigen, auch wenn „man ſchon glaubt, ihn recht deutlich gemacht „zu haben, oft hin; ſo lernen ſie zwar endlich „eben dieſen Gedanken maſchinenmäſsig nach„ſchreiben; und doch findet man, daſs ſie ihn „bey ſich darbietender Gelegenheit nicht gehörig „anwenden.“ — Hat Herr Arnoldi das wirklich ſagen wollen, was, wie ich glaube, ſeine Meinung war, ſo wundert mich die Sache nicht. Die ausgeſprochenen Worte, oder vielmehr die Bewegungen des Mundes, durch welche ſie hervorgebracht werden, ſind transitoriſch, die geſchriebenen Worte, wenn ſie einmal aus der

Feder gefloſſen ſind, ſtehen permanent da. Das Tranſitoriſche in jenen nöthigt den Tauben, das Zeichen, Punkt vor Punkt, ſo wie es ſucceſſiv wirklich wird, zu beachten, und kommt ihm daher ſelbſt zu Hülfe, dahingegen er bey dem permanenten, allen ihren Theilen nach coexiſtirenden geſchriebenen Worten, zu jener ſucceſſiven Aufmerkſamkeit nicht genöthigt iſt, und daher das Ganze aufgreifen will, ohne die einzelnen Theile gefaſst zu haben, und eben daher bey dem Zeichen ſtehen bleibt, ohne an ſeine Bedeutung zu denken. — Hieraus erhellet, daſs der Taubſtumme bey ſeiner Gefühlsſprache, in ſo fern ſie ſucceſſiv iſt, eben die Vortheile habe, als wir bey unſerer Gehörſprache. Iſt jene Sprache ihm einmal geläufig, ſo kann er mit ihr um ſo eher ausreichen, da er eben weil er nicht durch den Gehörsſinn in ſeinem Denken geſtört wird, einer Gehörsſprache um ſo eher entbehren kann.

D) Ueber den Unterſchied der blödſinnigen und dummen Verſtandesſchwäche habe ich ſo viel (Unterſuchungen über die Seelenkrankheiten, 1. Theil, S. 94 u. f. und 2. Theil, S. 67 u. f.) geſagt, daſs ich mich nicht entſchlieſsen könnte, noch ein Wort darüber hinzu zu ſetzen, wenn nicht eine Betrachtung den Unterſchied in das hellſte Licht ſetzte. — Die Schwäche nämlich iſt etwas negatives; ſie iſt

die Anwesenheit eines gewissen Grades der Kraft. Der Begriff von etwas negativem kann nur von dem Begriffe desjenigen positiven, das ihm entgegengesetzt ist, ausgehen, und erhält von demselben seine Klarheit und Deutlichkeit. Wir dürfen daher hier nur von der Vollkommenheit des Verstandes, die in nichts anderm als einer Stärke desselben bestehen kann, ausgehen. Diese Stärke zeigt sich in zweyerley: einmal in der Leichtigkeit, womit der Verstand etwas auffafst und festhält; und dann in der Leichtigkeit, ein Mannichfaltiges zu übersehen, um dasjenige, was dabey in Betracht gezogen werden mufs, auszuheben, und nöthigen Falls gegen einander abzuwägen. Die erste Vollkommenheit kann man das Eindringen, die Penetration des Verstandes; die zweyte die Ausbreitung desselben nennen. Dieses sind die ursprünglichen Vollkommenheiten des Verstandes; in dem Sinne nämlich, als alle anderweitigen Vollkommenheiten des Verstandes bey einem Menschen von dem Grade, und dem mehr oder minder glücklichen Verhältnisse derselben zu einander abhängen. Girard. unterscheidet z. B. die Ausdrücke perçant, pénétrant. „Le mot de perçant, sagt er, (Synony„mes Français cet. art.) tient de la force de la „lumière et du coup d'oeil. Celui de pénétrant tient de la force de l'attention et de la „réflexion.“ Das erste Wort zeigt diesemnach einen schnell und auf dem gehörigen Flecke ein-

dringenden Verſtand an, der daher gleichſam mit einem Blicke bey einer Sache dasjenige, worauf es ankommt, ausheben, und daher auch das Ganze überſehen muſs. Hier muſs das Eindringen und die Ausbreitung des Verſtandes auf eine gewiſſe Art verbunden ſeyn. Das Wort pénétrant wird von dem eindringenden Verſtande ſchlechthin, und in ſo fern er nach dieſer Vollkommenheit an ſich und in ihrem höchſten Grade betrachtet wird, gebraucht. Dieſer Verſtand durchdringt das, was er einmal ergriffen hat; allein er greift nicht immer ſogleich nach dem Punkte, worauf es ankommt. Denn ihm fehlt oft die nöthige Ausbreitung.

Dieſes vorausgeſetzt, läſst ſich die dumme oder ſtupide, und die blödſinnige Verſtandesſchwäche leicht unterſcheiden. Dieſe, die blödſinnige, beſteht in einem gänzlichen Unvermögen in etwas einzudringen; und jener, der ſtupiden Verſtandesſchwäche fehlt es an der gehörigen Ausbreitung des Verſtandes. Da jeder menſchliche Verſtand endlich, d. h. ſeine Stärke beſchränkt iſt: ſo folgt von ſelbſt, daſs jedem menſchlichen Verſtande, die eine und andere Schwäche anklebt; wenn gleich nur bey wenigen in dem Grade, daſs ſie darin vor ihren übrigen Mitmenſchen verwahrloſet zu ſeyn ſcheinen. Dieſe wenigern nennen wir κατ' εξοχην blödſinnig oder dumm, je nachdem die eine oder die andere

Verſtandesſchwäche in ihnen am meiſten auffällt, und dieſe Verſtandesſchwäche iſt bey ihnen entweder als Krankheit oder als Naturfehler zu betrachten.

E) Eben ſo iſt das Sprechen der Tauben, die durch eine beſondere Unterweiſung ſprechen gelernt, ehe ſie ganz zu dem Beſitz der Sprache gelangt ſind. Denn ſo ſehr es auch auffällt, ſo leicht iſt es doch zu erklären, daſs Taubſtumme, wenn ſie erſt zu dem Beſitze der Sprache gelangen, insbeſondere jene ſtupide Verſtandesſchwäche immer noch in einem beträchtlichen Grade zeigen, und daſs dieſe ſich nur dann erſt bey ihnen verliert, wenn ſie anfangen, der Sprache mächtiger zu werden. In Herrn Arnoldi's vorhin erwähnten Schrift werden mehrere Erfahrungen von Taubſtummen angeführt, die auf dieſe Verſtandesſchwäche hinweiſen. Dieſe Unglücklichen ſind meiſtens zum Zorn, zum Eigenwillen und zur Hartnäckigkeit geneigt (S. 37. 70. 71.). Dieſes ſind Unarten, welche die ſtupide Verſtandesſchwäche, da ſie einer einſeitigen Betrachtung einer Sache zu viel Vorſchub thut, nur zu leicht veranlaſst. Hierzu kommt freylich noch, daſs ſie auch oft dadurch aufgebracht werden, daſs ſie von Andern nicht, wie ſie wünſchen, verſtanden werden; aber hierin allein mögte ich mit Herrn Arnoldi (S. 37.) den Grund von einer Erſcheinung nicht ſuchen, da jene Verſtan-

desschwäche sich bey ihnen, ehe sie sich in den Besitz der Sprache bis zu einem gewissen Grade gesetzt haben, in eben denselben Spracheigenheiten zeigt, als bey Dummen, nur dass, was bey diesen ein unüberwindlicher Naturfehler oder eine Krankheit ist, bey ihnen nur die Folge einer aufgehaltenen Ausbildung des Verstandes ist. Unter dem Titel: Fortgesetzte Unterweisung für Taube und Stumme u.s.w. Giessen 1781. hat Herr Arnoldi eine Reihe von Briefen eines seiner Zöglinge mitgetheilt, in welcher man die successive Ausbildung seines Verstandes gleichsam verfolgen kann, und sieht, wie er sich allmählig von jener stupiden Verstandesschwäche losreisst. In den ersten jener Briefe ist ganz die Syntax, die die Reden des Dummen charakterisirt zu Hause, in den letzten findet man davon keine Spur. Alles ist in denselben wenigstens gehörig geordnet und bestimmt gesagt, wenn gleich keiner dieser Briefe auf anderweitige Vollkommenheiten des Styls Anspruch machen kann. Ich setze den Anfang des ersten jener Briefe, den der Zögling in einem Alter von ohngefähr sechzehn Jahren (Arnoldi praktische Unterweisung u. s. w. S. 31.) und nach einem sieben monatlichen Unterrichte, den er genossen, (Fortgesetzte Unterweisung S. 2.) schrieb, und den Anfang eines vier Jahr später geschriebenen Briefes her. Der Anfang jenes Briefes lautet: „Lieber Gross„herr! (Grossvater) Ich danke. Geld komm her.

„R. M. (der Name des Jünglings) ſagen: Ihr ge-
„horſamer Diener, lieber Grosherr. Ich komme
„Kutſche zwey Pferde und lieber Herr Pfarrer
„Arnoldi.“ Der andere Brief fängt ſo an:
„Weil ich vermuthe, daſs der Fuhrmann aus
„Bern bald kommt, ſo bin ich mit dem Ein-
„packen meiner Sachen beſchäftigt. Ich habe
„mir ein Kiſtlein bey dem Schreiner machen laſ-
„ſen, in welches ich mein Gewehr gelegt habe.
„Die Lauffe an den Flinten ſind abgeſchraubt,
„und die Schäfte der Flinten ſind mit Holz ge-
„futtert, damit ſie nicht zerbrechen.“ (Fortgeſ.
Unterw. S. 106.) — Warum dieſen Unglückli-
chen, ehe ſie ſich in den Beſitz der Sprache
ſetzen, immer noch jene ſtupide Verſtandesſchwä-
che anhängt, iſt nicht ſchwer zu erklären. Ge-
genſtände einzeln genommen, können ſie durch
Hülfe ihrer Sprache, dieſe ſey auch noch ſo un-
vollkommen, immer bis zu einem gewiſſen Grade
beachten; allein mehrere Gegenſtände in ihrer
Vorſtellung zugleich zu befaſſen, dazu iſt ihnen
ihre Sprache nicht geläufig genug. Denn auch
in ihrer Gefühlsſprache wird, wie in unſerer
Wortſprache, alles ſucceſſiv bezeichnet. Bey ei-
ner Succeſſion der Zeichen können wir aber durch
ihre Hülfe ein Mannichfaltiges in Gedanken nur
da befaſſen, wo jene Succeſſion eine gewiſſe
Schnelligkeit hat, die immer um ſo geringer ſeyn
wird, je weniger geläufig uns die Zeichen ſind.

IV.

Das Zerfallen der Einheit unſers Körpers im Selbſtbewuſstſeyn,

vom

Profeſſor Reil.

In den mannichfaltigen Theilen unſeres Körpers (der Objectivität oder des Seyenden in uns) iſt eine Einheit, die Einheit des organiſchen Leibes; in den mannichfaltigen Aeuſserungen unſerer geiſtigen Vermögen iſt eine Einheit, die Einheit der Seele, und beide ſind wieder im Selbſtbewuſstſeyn Eins und unzertrennlich als Leib und Seele verbunden. Macht man ſich durch Abſtraction von der Mannichfaltigkeit der Beſtimmungen, die ſich auf das Körperliche in uns beziehn, frey; ſo bleibt im Selbſtbewuſstſeyn von unſerer ganzen Objectivität nichts anders als der leere Satz ich bin: entkleidet man ſich von allen geiſtigen Beſtimmungen; ſo bleibt von der Subjectivität nichts als der leere Satz ich denke übrig. Das Ich, welches ſowohl von Seiten ſeiner Realität als Idealität auf den kleinſten Punkt zuſammengedrängt iſt, iſt ohne

alle Prädikate, aber doch die nothwendige Bedingung und zugleich die Möglichkeit einer unendlichen Menge von Prädikaten, die in demſelben ſeyn können. Dies reine, von allen zufälligen Beſtimmungen geſonderte Bewuſstſeyn iſt die Grundlage unſeres geſammten Wiſſens, die unvermittelte Identität des Subjects und Objects, das an ſich ganz leere Ich, welches nicht iſt, ſondern mit jedem gegebenen Object erſt wird, aber auf welches die ganze Unendlichkeit des Mannichfaltigen aufgetragen wird. Was die Abſtraction uns als ein bloſs Denkbares darbietet, kömmt als ein Wirkliches nahe vor dem Ausbruch einer Ohnmacht vor, in welcher zuerſt die uns umgebende Sinnenwelt, dann unſere eigene Objectivität und zuletzt die Subjectivität oder das Bewuſstſeyn des Bewuſstſeyns um ſich ſelbſt erlöſcht. Die Sinnenwelt macht den Anfang. Sie verfinſtert ſich in ihren fernſten Regionen, wohin nur das Auge und Ohr dringen. Das Sichtbare hüllt ſich in immer dicker werdende Nebel, die es endlich ganz aus unſerm Geſichtskreis rücken; das Hörbare weicht immer weiter von uns weg, bis es in ungemeſſener Ferne verhallt. Zuletzt werden auch die Zugänge der Aufsenwelt durchs Getaſt, den Geruch und Geſchmack zu uns verſchloſſen. Dann ſchwindet das Bewuſstſeyn der eignen Objectivität mit dem dahinſterbenden Gemeingefühl. Die Sphäre zieht ſich immer enger um uns zuſam-

men, bis keine Anſchauung von irgend etwas Sinnlichem mehr in uns, die Welt ſtumm und unſichtbar, der eigne Körper unfühlbar geworden iſt. Das Leben hat ſich von der Gränze bis zum innerſten Brennpunkt der Organiſation zurückgezogen; abſolute Finſterniſs und Stille des Todes umringen uns. Anfangs iſt noch eine Rückerinnerung deſſen, was vormals in uns war, möglich, aber ihren Vorſtellungen fehlt die Ueberzeugung der Realität, welche die Empfindung giebt. Unſere ganze vorige Exiſtenz kommt uns wie ein Traum vor. Allein zuletzt ſchwinden auch unſere geiſtigen Kräfte, ſelbſt die Rückerinnerung der Vergangenheit dahin; das Ich hängt nur noch als ein einziger glimmender, aber ganz leerer Funken in der abſoluten Nacht, von dem nichts als das Bewuſstſeyn übrig geblieben iſt, *daſs es noch iſt, und ſein leeres Seyn noch denkt*, bis auch dies in Bewuſstloſigkeit übergeht.

Dies Eine, an ſich ganz leere Ich, das nur iſt, wenn es ſich ſelbſt hervorbringt, mit jedem ihm angebotenen Object zu einem beſondern Subject - Object concrescirt, und zuletzt ſich ſelbſt als ein Object ſetzt, dehnt ſich von jenem kleinſten Punkt des leeren Denkens und Seyns, in gedoppelter Form, als Ideales und Reales, zu immer gröſseren Kreiſen aus, bis

es

es die ganze Welt gleichſam eingeſogen, und ſich mit ihr zu einer Totalität organiſirt hat. Auch dies Phänomen kann bey einer langſamen Wiederkehr von einer Ohnmacht zum vollen Bewuſstſeyn beobachtet werden. Mit dem äuſseren Sinn nehmen wir die Objectivität, mit den fünf Sinnen die Welt und unſere eigne Körperlichkeit als ein Fremdes, mit dem Gemeingefühl unſern Körper mit der eigenthümlichen Beſtimmung wahr, daſs er nur einer und der unſrige iſt. Beide Seiten der Organiſation, die reale wie die ideale, ſchmelzen im inneren Sinn zur Einheit zuſammen. In ihm ſchlieſst ſich das Selbſtbewuſstſeyn, dieſe lebendige Einheit in der Vielheit auf, und in demſelben bekommen erſt das Gemeingefühl und die fünf Sinne eine reale Exiſtenz. Wir erblicken uns ſelbſt mit allen den unendlichen Beſtimmungen, die durch Seele und Leib und den Modificationen unſerer Leiblichkeit mittelſt der Eindrücke der Sinnenwelt in uns geſetzt ſind; wir erblicken die ganze Mannichfaltigkeit unſerer geiſtigen Vermögen, unſerer Körperlichkeit und der Sinnenwelt als Einheit in uns. Aeuſserer und innerer Sinn ſind ſich entgegen geſetzt. Im Gemeingefühl wird die Einheit des realen Seyns, im inneren Sinn die Einheit des denkenden in uns vorgeſtellt. Dies ſind die beiden Pole der Seele, die im Selbſtbewuſstſeyn ihren Indifferenzpunkt haben.

Von diesen mannichfaltigen Seiten des Selbstbewufstseyns und den unendlich vielen Verhältnissen, in welchen das Ich mit seiner eignen Subjectivität und Objectivität und der Objectivität der Sinnenwelt stehen kann, will ich gegenwärtig nur eins, nämlich das Verhältnifs des Ichs zu seinem eignen Körper im pathologischen Zustande berühren. Unser Leib ist, wenn er gleich aus vielen der Form und Qualität nach verschiedenen Bestandstücken zusammengesetzt ist, doch eine Einheit, die sich real in der Harmonie der Functionen, ideal im Selbstbewufstseyn ankündiget und dasselbe nöthiget, ihn als eine Einheit vorzustellen. Mit dem Tode zerfällt die Realität dieser Einheit, vor demselben kann sie schon im Selbstbewufstseyn durch eine Krankheit des Gemeingefühls zerfallen, welches das Verhältnifs unseres Leibes zum Selbstbewufstseyn vermittelt, wie die fünf Sinne das Verhältnifs der Welt zu demselben vermitteln. Dieser merkwürdige Sinn, der immer noch zu wenig beobachtet ist, hat das Eigenthümliche, dafs er in uns die Ueberzeugung von unserer Existenz begründet, und unsern Leib als eine Einheit und als den unsrigen vorstellt. Er bewirkt ein so specifisches Bewufstseyn des Daseyns unsers Körpers, als wenn er doch auch kein Körper und ohne Schwere wäre, und doch dabey eine so volle Ueberzeugung, dafs er ist und der unsrige ist, dafs wir um nichts in der Welt so

gewifs als um dieſes wiſſen. Er vermittelt dies Bewuſstſeyn des Seyns unſerer Objectivität durch ein vollkommen leeres Gefühl, das aber doch nicht negativ iſt, wie das Gefühl eines eingeſchlafenen Gliedes. Er bewirkt nicht blofs die Vorſtellung, ſondern das Gefühl (das Bewuſstſeyn der Realität), dafs unſer Körper iſt, eine Einheit und der unſrige iſt und beſtimmt dadurch ſeine Gränze, durch welche er von der Welt getrennt iſt.

Wir wollen das Gemeingefühl von allen zufälligen Beſtimmungen entkleiden, die es theils durch die Verſchiedenheit der Theile unſeres Körpers und ihrer Zuſtände, theils durch die Vermiſchung mit dem äufseren und inneren Sinn bekömmt, um es ganz rein und in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt erblicken zu können. Als ſolches iſt es dunkel, in ſich gekehrt, ununterſcheidbar und ein blofses Gefühl, das nur ſich und aufser ſich nichts zum Object hat, alſo auch nur in ſich ſelbſt, aber nicht als Aeufseres und Inneres getrennt werden kann. In dieſer Reinheit giebt es nicht einmal die Wahrnehmung unſerer Körperlichkeit, die ſchon Product der äufseren Sinne iſt, ſondern die blofse Wahrnehmung unſerer Exiſtenz (des ich bins) ohne alle weitere Beſtimmungen. Nicht einmal die Idee eines Körperlichen und Mannichfaltigen iſt

durch daſſelbe möglich. Daſs wir viele Glieder haben, dieſe an Form und Qualität verſchieden ſind, iſt Wahrnehmung der Sinne, die allein das Mannichfaltige im Raume an unſerm Körper und der Aufsenwelt vorſtellen. In dem Gemeingefühl iſt nichts unterſcheidbar als die Modification des Gefühls ſelbſt, die nicht räumlich, ſondern in der Zeit iſt, und die Succeſſion unſerer Vorſtellungen beſtimmt. Ohne Sinnes-Anſchauungen würden wir bloſs in der Zeit, nicht im Raume ſeyn, bloſs um unſere Exiſtenz, aber nicht um die Exiſtenz einer Welt wiſſen, die Eindrücke der Welt, z. B. des Warmen, Schmeck-, Riech- und Fühlbaren als Modificationen unſerer Exiſtenz wahrnehmen, und dadurch nie auf die Idee einer Welt aufser uns kommen. Wir würden die quantitative und qualitative Differenz unſerer Glieder und Organe, die ununterbrochenen Veränderungen innerhalb der Sphäre unſerer Körperlichkeit, die durch den gegenſeitigen Einfluſs ihrer Theile und durch die Eindrücke der Welt in ihr hervorgebracht werden, als bloſse Modificationen des Gefühls ſelbſt wahrnehmen, die nur ſubjectiv und in der Zeit, aber nicht objectiv und im Raume unterſcheidbar ſind. Sofern nun die Sinnorgane doch auch wieder nichts anders als Modificationen, und in der Form und Miſchung beſtimmte Differenzen unſeres Leibes ſind, gehören ſie dem Gemeingefühl an,

und machen mit demſelben den äuſseren Sinn aus. Ihre Anſchauungen ſind Modificationen des Gemeingefühls, welches beſonders beym Geruch, Geſchmack und Getaſt einleuchtet, die noch ganz auf die Sphäre der eignen Exiſtenz beſchränkt ſind. Erſt durchs Auge und Ohr gehen wir über unſere Individualität hinaus, und kommen zur Idee einer Welt auſser uns. Wir riechen, ſchmecken und fühlen uns ſelbſt. Daſs das, was den Geruch von auſsen erregt, eine Blume ſey, haben wir bloſs durchs Auge. Ein Taub- und Blindgeborner würde bloſs das Gefühl ſeiner Exiſtenz, aber keine Vorſtellung von ſeinem Körper oder einer Welt auſser ſich haben.

Dieſe Einheit der objectiven Séite des Organismus, die durchs Gemeingefühl vermittelt wird, kann bey Nervenkrankheiten im Selbſtbewuſstſeyn zerfallen. Davon ſoll gegenwärtig, alſo von einem Zerfallen der Einheit des Seyenden, nicht des Denkenden; von einem vermeinten Zerfallen derſelben im Selbſtbewuſstſeyn, nicht von dem realen in der Fäulniſs; von einer Anomalie des Gemeingefühls in Beziehung auf Einheit in der Mannichfaltigkeit des Körpers, aber nicht von einer Anomalie deſſelben in Beziehung auf die veränderte Qualität ſeiner Theile die Rede ſeyn, wie z. B. bey Menſchen, die ſich in Wachs oder Glas verwandelt zu

seyn glaubten. Das Phänomen ist Symptom einer Krankheit der Seele, sofern die Seele die dem Mannichfaltigen eingepflanzte Einheit ist. Es hat in der Mannichfaltigkeit seiner Grade und Variationen so viel anziehendes, und in pathologischer Hinsicht so viel merkwürdiges, dass es sich der Mühe verlohnt, es einer besondern Ansicht zu würdigen. Selbst für den Psychologen ist es interessant, sofern es nicht allein in der Psychologie, sondern zugleich in der Physiologie seine Begründung finden muss. Ueberhaupt würde die Psychologie sehr gewinnen, wenn die Philosophen nicht die Seele allein, sondern sie in ihrer Verbindung mit dem Körper, sie nicht blos im gesunden, sondern auch im kranken Zustande, ihr allmähliges Hinscheiden im anfangenden Alter und ihr Entstehen in der ersten Hälfte des Lebens beobachteten, in den Spitälern der Nervenkranken und Geisteszerrütteten zu erndten suchten, und sich bey solchen Erscheinungen, über welche die Physiologie vorzüglich Auskunft geben muss, an die Aerzte anschlössen. Es giebt Krankheiten der Seele, die im Körper ihr Gegenbild haben, z. B. die Extasis und Catalepsie; Symptome, die bey Verrückten so häufig vorkommen, dass sie tief in der Natur der Seele ihre Wurzel haben müssen, z. B. das Phänomen, dass Wahnsinnige sich und ihre Clause gern aufputzen; im Traume und im Alp Erscheinungen des Fliegens, Fallens, eines sausenden Windes, der vom Mittelpunkt des Körpers

aus allen Punkten der Oberfläche ausſtrömt, die eine groſse Aehnlichkeit mit den Phänomenen der Elektricität, z. B. mit dem allmähligen Ausſtrömen eines überladenen Nervenſyſtems haben.

Jenes Phänomen des Zerfallens der Einheit unſers Körpers im Selbſtbewuſstſeyn, will ich in ſeinem leiſeſten Entſtehen auffaſſen, wo die Totalität gleichſam nur noch in ihren Fugen locker geworden iſt, und es bis zu ſeinem Maximum verfolgen, wo ihre Beſtandtheile gänzlich zerfallen, und eins von dem andern getrennt iſt.

In der vollen Kraft des Lebens iſt eine ſo vollkommne Einheit des Leibes und der Seele da, daſs die Ausſtrahlungen des inwohnenden Geiſtes vom Centrum zur Peripherie in den Bewegungen, die Sammlung der Radien von der Peripherie zum Centrum gleichſam wie in einem durchſichtigen und nicht materiellen Körper geſchehen. Die Seele wirkt frey und ungehindert auf jeden Punkt des Körpers, und jeder Punkt deſſelben wirkt wieder frey auf ſie zurück. Jeder Theil iſt in den andern, und doch auch wieder in ſich, abhängig und unabhängig, allgemeines und beſonderes zugleich; jeder ein Univerſum für ſich, und doch in allen nur ein Univerſum, wie das Verhältniſs zwiſchen den Ideen iſt. Dies nicht allein. Selbſt die Welt iſt mit uns Eins, ſie gleichſam unſer Product, wir mit ihr in Concrescenz. In einem ununterbrochnen Fluſs und

Rückfluſs geht unſer Handeln in die Welt, das Handeln der Welt in uns über. Zwiſchen beiden iſt keine Kluft, alles durch eine innere Spannung zu einem allgemeinen Organismus verwebt. Die Welt iſt zur Zeit, wo ſie durch die Sinne aufgenommen wird, in uns, wir ſind in der Welt. Dieſe Identität des Alls im Selbſtbewuſstſeyn iſt die Wurzel des Lebens. Alles iſt uns nahe. Entſchluſs und That, Begriff und Bild, Anſchauung und Gegenſtand ſind Eins und unzertrennlich mit einander verbunden. Unſer Handeln iſt gleichſam das allgemeine Naturhandeln, in welchem wir uns ſelbſt nicht erblicken. Trennung iſt der Anfang des Todes; alles kömmt uns wie aus einander gefallen vor, das Nahe iſt uns fern, das Eigne fremd, die Welt durch eine Kluft von uns getrennt, die immer ſtärker wird.

Im Kindesalter muſs dieſe Einheit, und mit ihr die Energie der Seele ſich erſt allmählig entwickeln; der beſondere Organismus ſich in den allgemeinen verſenken. Das Kind ſchaut ſich und die Welt, aber ohne Verknüpfung an. Es ſetzt ſein Subject mit jedem dargebotenen Object zu einem Subject - Object zuſammen, aber es fehlt der feſte Punkt des Ichs, an welchen die Gegenſtände wie an einen Faden aufgereiht werden. Seine Vorſtellungen ſchwimmen losgebunden, jede für ſich und niemandem angehörig, wie die Bilder in einem Buch vorüber. Es ſpielt mit

seinen eignen Gliedern wie mit einem fremden Tand. Es fühlt sich mit Lust und Unlust, weint und lacht, weiss aber nicht, dass es über sich weint und lacht, dass es die Person ist, die fühlt und vorstellt. Erst spät lernt es sein eignes Ich verstehn, und hebt dadurch die Trennung auf, die zwischen dem Mannichfaltigen in ihm, zwischen ihm und der Welt ist.

Im anfangenden Alter und bey eintretenden Asthenieen des Nervensystems wird dies Band, durch welches alles Eins ist, locker; dadurch die freye Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, zwischen uns und der Welt immer mehr unterbrochen. Unser sicheres, gleichsam bewusstloses und mechanisches Wirken auf die Welt wankt; ihre in uns hineinfallenden Strahlen finden Flecke in der Körperlichkeit, durch welche sie von der Richtung zum Centrum abgebrochen werden, bis diese Reflexion allgemein, und die Sinnenwelt dem Auge des Geistes ganz unsichtbar geworden ist. In dem Maasse, als dadurch eine Getrenntheit zwischen uns und der Welt entsteht, sind wir genöthigt, aus dem Mechanismus des Gemeingefühls herauszutreten, verlieren die Gewissheit, die uns dasselbe in Ansehung unseres Verhältnisses zu dem Aeussern giebt, und müssen fremde Hülfe bey den Sinnen, dem Gedächtniss und der Urtheilskraft suchen, um uns zu orientiren. Es kömmt uns vor, als

wenn ein fremdes Ich in einem fremden Körper wohnte, und dieſer auf eine fremde Welt wirkte. Wenn wir ſchreiben iſt Producirendes und Product; ſind Seele, Hand, Feder und Buchſtabe nicht mehr im Gefühle, ſondern nur noch in der Anſchauung der Sinne Eins. Es tritt ein leiſer Zweifel ein, ob die Hand, welche ſchreibt, die unſrige oder eine fremde ſey, die Buchſtaben unſer Product ſind, oder durch irgend eine Feenkraft vor unſern Augen hingezaubert werden. Die Harmonie zwiſchen unſern Zwecken und den dazu erforderlichen Mitteln, welche im kraftvollen Leben völlig bewuſstlos, ohne Zeitverluſt und durch den bloſsen Mechanismus des Gemeingefühls in uns zu Stande kömmt, zerfällt. Wir ſind genöthigt, beide beſonders und in ihrer Vielſeitigkeit im Bewuſstſeyn vorzuſtellen, und ſie durch die Urtheilskraft in eine Verbindung zu bringen, in welcher ſie zuſammenpaſſen. Wir ergreifen ein falſches Inſtrument, mit der unrechten Hand, in einer verkehrten Richtung; müſſen uns erſt durch ein Urtheil dazu beſtimmen, die gefüllte Hand zu entledigen, um etwas Anderes mit ihr ergreifen zu können. Wir ſind unſchlüſſig in dem Gebrauch unſerer Glieder, rühren den Fuſs, wenn wir die Hand geben, ſetzen ungewiſs alle Glieder in Thätigkeit, wenn wir uns bewegen wollen, ziehn die Zunge mit den Fingern hervor, ſtatt ſie mit den eignen Muskeln auszuſtre-

cken, und müſſen es erſt durch Verſuche und Ueberlegung ausmitteln, welches unſere rechte oder linke Seite iſt. Im kraftvollen Redner iſt Gedanke, Wort und Action der Muskeln ein zuſammenhängender Fluſs; Verſtand, Gedächtniſs und Sprachorgane ſind in einen unzertrennlichen Organismus zuſammengetreten. In Aſthenieen trennt ſich alles; wir müſſen ein jedes beſonders, die Gedanken im Verſtande, die Worte im Gedächtniſs, und die Bewegung der Muskeln in der Willkühr zuſammenſuchen. Es iſt uns, als wenn unſere Sprache von uns getrennt wäre, als wenn ein anderer ſpräche, dem wir zuhörten, und den Sinn ſeiner Rede prüften. Wir hören den Laut unſerer Sprache, ſind aber ungewiſs, ob es unſere oder die Sprache eines Andern ſey. Zuletzt drücken wir unſere Ideen mit falſchen Worten aus, oder können die Worte gar nicht mehr articuliren, ſondern fangen an zu lallen. Was in dem Redner Eins ſeyn ſoll, iſt in ein Mannichfaltiges zerfallen; jedes iſt ein beſonderes für ſich, das, was in ihm denkt, die Worte giebt, die Sprachorgane regt und ſeiner eignen Rede als der Rede eines Fremden zuhört. Wir wiſſen, daſs gehandelt wird, aber es dringt ſich uns nicht ungeſucht auf, daſs wir es ſind, die handeln; wir müſſen uns immer ſelbſt fragen, ob wir es ſind, die ſehen, hören, reden, empfinden, oder die Zuſchauer des Empfindens und Handelns eines Andern ſind; ob unſere Ge-

danken und unſere Glieder die unſrigen ſind; ob das, was geſchieht, wirklich geſchieht, oder ein Traum ſey, ob es durch uns oder einen andern geſchehe. Es iſt uns wie einem, der im Traum donnern hört, und am Morgen nicht weiſs, ob er dies wirklich gehört, oder nur geträumt habe. Die ſichtbaren Gegenſtände verdunkeln ſich; die hörbaren kommen wie aus weiter Ferne zu uns. Kurz die Bande des Organismus ſind aufgelöſt, und ſeine Einheit ſpricht uns nicht mehr als ein Reales im Gefühle, ſondern höchſtens noch als ein Mögliches im Gedächtniſs und dem Verſtande an. Wir urtheilen bloſs, aber fühlen es nicht mehr, daſs wir eine Totalität, und mit der Welt in Concrescenz ſind. Daher die Möglichkeit des Zweifels über unſere Exiſtenz und die Art derſelben.

In jenen oben bemerkten Fällen iſt das Band nur locker geworden, und die Totalität bloſs in ihren Fugen aus einander gewichen. Steigt die Krankheit zu einem höhern Grade; ſo tritt ein gänzliches Zerfallen der Einheit unſerer Leiblichkeit im Selbſtbewuſstſeyn ein. Der Zuſtand iſt mannichfach. Die vorzüglichſten Variationen deſſelben ſind folgende: 1. Die Vorſtellung der Verdoppelung iſt partiell und bezieht ſich bloſs auf einzelne Glieder und Organe. Doch giebt es der Beyſpiele dieſer Art wenige, vielleicht gar keine, weil dazu mehr als im Gemeingefühl

iſt, die Vorſtellung eines beſtimmten Organs, erfordert wird. Um deſto häufiger ſind aber die Fälle, daſs Menſchen glauben, einzelne Theile hätten ſich vergröſsert, die Stirn ſey in Hörner, die Schulter in einen Aſt, der Bauch zum Schlauch, und die Naſe zu einem Elephanten-Rüſſel angewachſen, der in den Schüſſeln herumſchwimme, wenn ſie eſſen, von den Vorübergehenden mit Füſsen getreten würde, wenn ſie ausgehen wollen, oder, daſs ihnen die Schenkel fehlen, der Kopf verlohren gegangen ſey. In der Dyplopie ſehn die Menſchen ihre Glieder zwar, aber ſie fühlen dieſelben nicht doppelt. Sauvages *) erzählt die Geſchichte zweyer Menſchen, von welchen der eine die Flöte ſpielte, und neben derſelben noch eine zweyte; der andere, welcher neben dem, der mit ihm ſprach, noch einen andern ſprechen hörte, deſſen Ton um eine Octave höher war. Hier hatte ſich zwar die Vorſtellung der Empfindung, aber nicht die Vorſtellung des Organs, welches ſie bewirkt, im Bewuſstſeyn verdoppelt. Indeſs iſt es wahrſcheinlich, daſs bey der Dyplopie wie bey der Paracuſis, wenn ſie nervöſen Urſprunges ſind, die nämliche Anomalie vorhanden ſey, die bey dem Gefühle einer Verdoppelung der Körperlichkeit ſtattfindet. Doch kann dieſer Zuſtand nicht durch Verdoppelung

*) Noſologia methodica Amſtelodami 1763. T. 2. P. 2. p. 307.

des Organs, sondern sie muss durch Verdoppelung der Empfindung zu Tage kommen, aus Gründen, die bereits oben angezeigt sind, und unten weiter angezeigt werden. Denn was bey der allgemeinen Verdoppelung im Gemeingefühl Gefühl der Körperlichkeit ist, muss in den Sinnorganen Empfindung seyn. Das einfache Sehen und Hören mit zwey Augen und Ohren hat keineswegs seinen Grund im Mechanismus, sondern in dem Bande, welches die Mannichfaltigkeit des Organismus zur Einheit und den rechten und linken Menschen zu Einem verbindet. 2. Das ganze Individuum verdoppelt sich. 3. Es theilt sich seitlich in eine rechte und linke Hälfte. 4. Es zerfällt in der Mitte in eine obere und untere Hälfte. 5. Oder endlich es zerfällt ganz und gar, und löst sich in so viele Bestandstücke auf, als es Glieder und Organe hat. Von jedem dieser Fälle werde ich einige Beyspiele anführen.

Es ist eine häufige Erscheinung, dass Nervenkranke sich dem Körper nach für verdoppelt halten. Der seelige Meckel konnte in seiner letzten Krankheit den Gedanken nicht los werden, dass noch einer neben ihm im Bette läge. Mein ganzes Ich, sagt Herz *), war mir in den

*) Moritz Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde, Berlin 1783. 1. B. 2. St. S. 70.

erſten Momenten meiner Reconvalescenz nicht fühlbar; es kam mir faſt vor, als wenn der Geneſene ein ganz anderes Subject, und neben mir im Bette ſey. Einer meiner Fieberkranken, bey dem das Gehirn und Nervenſyſtem ſehr angegriffen war, glaubte es läge noch ein zweyter, ein Felleiſen und ein Paar Walzen bey ihm im Bette, die aber doch mit ihm in Beziehung ſtänden. Er wurde unruhig, verſuchte es, die ihm läſtige Geſellſchaft von ſich zu entfernen, fand aber, daſs der zweyte Menſch nur ſein Gegenbild, das Felleiſen ſein meteoriſtiſcher Unterleib, und die Walzen ſeine vielleicht eingeſchlafenen Beine ſeyen. Einen andern meiner Kranken überfiel dieſe Phantaſie des Doppelſeyns wie ein kaltes Fieber alle Abend um ſechs Uhr und dauerte bis zum Morgen. Am Tage war er vollkommen geſund. Wenn man ihm zuredete, daſs er ſich hinlegen mögte, ſo antwortete er, daſs er nicht wiſſe, auf welche von ſeinen vielen Seiten er ſich legen ſollte; bot man ihm zu trinken an, ſo erinnerte er, daſs man ſchwerlich das Getränk in den rechten Mund bringen würde. Er wiſſe es wenigſtens nicht, welcher von beiden ſein Mund ſey. Ein anderer Fieberkranke wurde, da er von ſeiner Fühlloſigkeit erwachte, gleichfalls von dem Wahn geplagt, er habe ſich verdoppelt. Der Eine von den zu ſeinem Ich gehörenden, glaubte er, läge im Bette; der andere ginge oben in der Studier-

ſtube auf und ab. Er zwang ſich, bey ſeinem noch ſchwachen Appetit, zum Eſſen, weil er glaubte, für zwey Perſonen eſſen zu müſſen, nämlich für den, der im Bette läge, und für den, der oben herumginge. Mit der Zunahme ſeiner Kräfte verlohr ſich dieſer Wahn allmählig*). Dieſer Fall iſt noch beſonders deswegen merkwürdig, weil beide Geſtalten durch eine weite Diſtanz von einander geſchieden waren. Denn gewöhnlich ſind die Doppelbilder nicht einmal bis zur völligen Trennung aus einander geſchoben, ſondern ſie decken ſich noch zum Theil, wenigſtens ſind ſie ſich immer ſehr nahe. Ein Arzt litt an Engbrüſtigkeit, hatte ſich am Kreuz durchgelegen, einen brandigen Schaden am Fuſs und phantaſirte dabey. Seine keichende Bruſt nannte er das alte Weib, das heilige Bein den Unterofficier, und den in Bandagen gewickelten Fuſs das kleine Kind. Nie verwechſelte er die Perſonen in dieſer Dreyeinigkeit. Als ihm einſt ſein Kreuz ſchmerzte, befahl er, man ſolle dem Unterofficier nach dem Gefäſse ſehn **). Ein Febricitant bildete ſich ein, daſs er nicht für ſich, ſondern für einen andern zu Stuhle gehe. Wenn

*) Mauchart allgemeines Repertorium für empiriſche Pſychologie. Nürnberg 1792. 2. B. S. 121.

**) Reils Rhapſodieen. S. 80.

Wenn er deswegen des Tages oft Oeffnung gehabt hatte, ſo behauptete er doch am Abend hartnäckig, er ſey noch nicht zu Stuhle geweſen *). Meiſtens iſt das eine Phantasma in dem Doppelbilde ſtärker, das andere ſchwächer ausgeprägt und gleichſam nur ein Nebelweſen, welches das wahre Ich wie der Schatten den Körper begleitet. In dem letzten Fall iſt das am ſtärkſten colorirte Bild das reale, und die Kranken irren ſich ſelten. Wenn hingegen beide Erſcheinungen in dem Doppelbilde gleich ſtark ausgeprägt ſind; ſo ſind ſie auſser Stande, ihren wahren Körper von dem ſcheinbaren zu unterſcheiden, das Ich hängt ungewiſs zwiſchen beiden und weiſs nicht, welchem es als Subject angehöre. Es iſt ungewiſs, mit welchem Munde es ſprechen, auf welche ſeiner vielen Seiten es ſich legen, mit welchen Händen es zugreifen ſoll. Es entſteht die nämliche Ununterſcheidbarkeit wie beym Doppelſehen, wo der Kranke einen Gegenſtand zweymal, und beide gleich ſtark ſieht. In den meiſten Fällen halten die Kranken dieſe Erſcheinung des Doppelſeyns für das, was ſie iſt, für Sinnentrug und Täuſchung des Gemeingefühls. Doch zuletzt, und beſonders wenn das Doppelbild gleich ſtark colorirt iſt, glauben ſie an die Realität deſſen, was ſie empfinden, werden un-

*) Reils Rhapſodieen. S. 80.

ruhig, irre an ſich ſelbſt, und verfallen in Handlungen, die uns verrückt zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie gleich mit ihrem Zuſtande in vollkommner Harmonie ſind.

In den erwähnten Fällen entſtand die Vielheit durch Verdoppelung, ſie kann aber auch durch Theilung der Totalität in eine rechte und linke, oder in eine obere und untere Hälfte entſtehn. Der nämliche Kranke, deſſen ich oben bereits gedacht habe, bekam bald nach der erſten eine zweyte intermittirende Nervenkrankheit, in deren Anfällen er lachte, weinte, ſang. Einſt des Morgens ſagte er bey vollkommner Intermiſſion, er habe ſich in der ganzen vorigen Nacht in der Gegend des Zwerchfells in eine obere und untere Hälfte getheilt geſehen, und dieſe Abtrennung des Bauchs und der Beine vom Kopf, ohne welchen ſie doch verderben müſsten, habe ihn zu einem unwiderſtehlichen Lachen gereitzt. Mehr oder weniger ſteht dies Phänomen mit der Polarität in Verbindung, die zwiſchen der rechten und linken Seite, zwiſchen der obern und untern Hälfte des Körpers obwaltet.

Der höchſte Grad des Zerfallens der Einheit des Körpers im Selbſtbewuſstſeyn iſt der, wo alle Glieder ſich trennen, und die Seele auſser ihnen wie der Indifferenzpunkt mehrerer gruppirter Magnete auſser denſelben fällt. Ich

beſorgte einſt einen Ruhrkranken, deſſen Körper in ſeiner Vorſtellung ſo aus einander gefallen war, wie er von dem Anatomen zergliedert wird. Er ſah ſein Gehirn, ſeine Nerven, Sinne, Eingeweide, kurz alle ſeine Glieder und Organe getrennt, und in einer regelloſen Verwirrung um ſich zerſtreut liegen. In der Mitte derſelben ſafs ſein Ich, wie die Spinne im Brennpunkt ihres Gewebes, und beſchäftigte ſich mit jedem einzelnen Theil, beſonders mit ſeinem Darmkanal, der als Quelle ſeiner Schmerzen ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf ſich zog. Einem Kranken, den R. Whytt *) beſchreibt, kam es vor, als wenn er durch die Luft nach entfernten Gegenden geführt würde, und zuweilen ſchien es ihm, als wenn ſein Kopf, Hände und Füſse von dem übrigen Körper abgeſondert wären, und nach verſchiedenen Seiten flögen.

Dieſe Thatſachen mögen als Beweiſe genug ſeyn, daſs die Einheit der einen und objectiven Seite des Organismus, das Seyende in uns, im Bewuſstſeyn zerfallen könne. Eben ſo kann auch die entgegengeſetzte ſubjective Seite deſſelben, das Denkende in uns, im Bewuſstſeyn zerfallen, und die Phänomene der verdoppelten, getheilten und umgetauſchten Perſönlichkeit her-

*) Sämmtliche zur prakt. Arzneykunſt gehörige Schriften, Leipzig 1771. S. 471.

vorbringen. Die Somnambüle weifs in den Anfällen ihrer Krankheit nur um das, was in denfelben mit ihr gefchehen ift; aufser den Anfällen nur um das, was fie aufser denfelben fpricht und thut. Beide Perfonen in ihr vermifchen fich nie mit einander, die des Anfalls und die des Intervalls find durch eine Modification des Bewufstfeyns in zwey fich ganz unbekannte Wefen von einander gefchieden, von welchen jedes nur um fich, aber keins um das andere weifs. Es ift als wenn zwey Seelen abwechfelnd in den nämlichen Körper führen, und jede in und mit demfelben feine Rolle für fich, und von der Rolle der andern verfchieden fpielten. Merkwürdig ift der Fall, welchen Gmelin *) von einem jungen und deutfchen Frauenzimmer erzählt, die in den Anfällen ihrer Krankheit in eine Franzöfinn verwandelt wurde, und ihre fämmtlichen Seelen- und Körperkräfte diefer Idee gemäfs fo vollkommen zu gebrauchen wufste, dafs fie von einer Franzöfinn nicht zu unterfcheiden war. Andere Beyfpiele einer zerfallenen Perfönlichkeit habe ich in meinen Rhapfodieen (S. 72.) angeführt. Doch von diefer Einheit des Denkenden in uns zu einer andern Zeit; jetzt befchränke ich mich blofs auf das Zerfallen der Einheit des Seyenden in uns.

*) Materialien für Anthropologie. Tübingen 1791. B. 1. S. 3.

Alle Vorſtellungen entſtehn in uns aus einer dreyfachen Quelle, entweder durch die Einbildungskraft, oder durch die Sinne, oder durch das Gefühlsvermögen. Welche dieſer Seelenkräfte bringt jene Erſcheinung hervor? Die Kranken, von welchen hier die Rede iſt, werden nicht etwan durch einen bloſsen auf falſche Vorausſetzungen gebauten Glauben, daſs ſie ſich verdoppelt haben, irre geführt. Dies würde Verrücktheit ſeyn. Die meiſten ſind bey voller Beſonnenheit und durch dieſelbe im Stande, ihre Vorſtellung für Täuſchung zu halten, wenn gleich ihr Gefühl laut für die Realität derſelben ſpricht. Auch kann die wirkliche Vervielfältigung des Körpers und ſeiner Glieder nicht verwirrt machen. Der Tauſendfuſs hat keine Füſse zu viel, weil ſie alle zur Einheit ſeines Seyns gehören, und ſeiner unbeſchränkten Herrſchaft unterworfen ſind. Der Grund des Widerſpruchs liegt darin, daſs die Einheit in der Vielheit und die freye Herrſchaft der Seele über das fehlt, was ihr im Gemeingefühl als ihr Körper aufgedrungen wird. Ferner gehört die Erſcheinung nicht unter die Phantasmen. Der Prediger Voigt in Danzig, der, als er ſchrieb, einen zweyten Menſchen neben ſich erblickte, welcher ihm über die rechte Schulter kukte, nach der Feder griff, gar die Backen ſtreichelte, konnte nicht auf die Idee gerathen, dieſen zweyten Menſchen auch für ſeine Perſon zu hal-

ten*). Die Kranken fühlen ſich doppelt, und eben durch das kranke Gemeingefühl bekömmt die Vorſtellung des Objects im Bewuſstſeyn Realität, die allein in der Empfindung iſt. Durch das Gemeingefühl, welchem wir das Gefühl des Eigenthums und der Einheit unſers Körpers danken, iſt das Ich beiden Geſtalten im Doppelbilde gleich nahe verwandt. Es ſchwankt ungewiſs zwiſchen beiden, und weiſs nicht, welcher von beiden es angehört. Daher die Ungewiſsheit, auf welche Seite der Kranke ſich legen, mit welchem Munde er trinken, ſprechen ſoll. Er geräth mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; er iſt Einheit und doch zwiſchen zweyen getheilt, ſoll für zwey eſſen, für einen andern zu Stuhle gehn. In dem Maaſse als die eine Geſtalt der andern immer ähnlicher, und zuletzt ganz gleich wird, wird das Ich aus beiden herausgeſchoben, wie der gemeinſchaftliche Indifferenzpunkt bey einer Gruppe von Magneten auſser denſelben fallen kann. Bey dem einen der genannten Kranken, war das Ich ganz von ſeinem Körper getrennt und ſaſs für ſich und abgeſondert mitten unter ſeinen um ihn herum gelagerten Gliedern. Miſsgeburten, die doppelt waren, haben ſich nicht doppelt, ſondern als zwey Perſonen gefühlt, die an einander geklebt wären. Jede derſelben kannte ihre Glieder, beherrſchte ſie unbeſchränkt. Eine

*) Reils Fieberlehre, 4. B. S. 316.

Mifsgeburt mit einem Kopfe und zwey Leibern würde ſich nicht, hingegen eine Mifsgeburt mit zwey Köpfen und einem Leibe ſich leicht doppelt fühlen können, weil die Herrſchaft getheilt iſt.

Jene Krankheit des Zerfallens der Einheit des Objectiven der Organiſation im Selbſtbewufstſeyn iſt Krankheit der Seele. Denn eben die Einpflanzung der Einheit in die Vielheit und der Allgemeinheit in die Beſonderheit iſt der Act der Beſeelung, vermöge deſſen das Einzelne nicht blofser Theil, ſondern dem Ganzen gleich, als Einzelnes für ſich, aber zugleich auch Allgemeines, und als ſolches in dem Brennpunkt des Ganzen iſt. In der lebloſen Natur iſt jedes Individuum nicht für ſich, ſondern blofs noch für ein Anderes; in der lebendigen iſt es auch für ſich Object. Hier ſchliefst ſich das Selbſtbewufstſeyn auf, und vereiniget in ſich beide Einheiten, die des Leibes und die der Seele, wieder in Eins. Die Einheit der Objectivität wird durch das Gemeingefühl, welches im ganzen Nervenſyſtem iſt, die Einheit der Subjectivität durch den innern Sinn im Gehirn vermittelt, welches der Brennpunkt des Nervenſyſtems iſt. Aeufserer Sinn und Gemeingefühl ſetzen die Gränze zwiſchen uns und der Welt. Die Sinne ſind auf das Gemeingefühl gepfropft, Modificationen deſſelben. Beide geben uns die Ueberzeugung, dafs eine reale Welt iſt; das Gemeingefühl giebt uns

die Ueberzeugung von unſerer eignen, der Sinn die Ueberzeugung von der Objectivität einer Welt auſser uns. Der organiſche Körper iſt ein in ſich ſelbſt ganzes und untheilbares Object. Die Einheit liegt in ihm ſelbſt, und es hängt nicht von unſerer Willkühr ab, ihn als Eins und als Vieles zu denken. Kein Theil deſſelben iſt von dem andern weſentlich verſchieden, jeder dem Ganzen gleich; das Ganze kein durch Zuſammenſetzung, ſondern durch Wechſelwirkung der Theile beſtehendes. Hier muſs vorzüglich das Nervenſyſtem in Betrachtung gezogen werden, welches die Einheit vermittelt, und gleichſam das dynamiſche Band der Organiſation körperlich darſtellt. Daher entwickelt ſich auch die Seele in gleichen Verhältniſſen mit ſeiner Entwickelung. In den Thieren mit einem bloſsen Ganglienſyſtem hat jeder Heerd mit dem andern gleiche Dignität. Sie ſind gleichſam Multiplicate von Thieren, die noch nicht in ſelbſtſtändige Einheiten aus einander gefallen ſind. Bey den Bandwürmern iſt dieſe Vervielfältigung ſogar noch in der Bildung ſichtbar, und es ſcheint, als wenn die Natur ſelbſt unſchlüſſig geweſen wäre, ob ſie Eins oder Vieles hätte bilden wollen. In dem Maaſse, als ſich vorwaltende Heerde in dem Bau der Nerven heraus werfen, nimmt die Einheit und Individualität zu, bis ſie mit der Bildung des Gehirns ihren höchſten Grad erreicht hat. Auch in den vollkommneren Thieren giebt es

noch ein Ganglienſyſtem, das eine Sphäre für ſich und von dem Cerebralſyſtem geſchieden iſt. In demſelben iſt noch kein vorwaltender Heerd, ſondern alles gravitirt gegen alles, und ſetzt dadurch den Centralpunkt, welcher das in allen Gemeinſchaftliche iſt. Dies innere Eine, der Sphäre gleichſam eingeſenkte diſſeminirte Centrum, welches das Mannichfaltige zu einer Totalität in ſich aufnimmt, und durch die gemeinſame Beziehung von allen gegen alles gebildet wird, iſt gleichſam die Seele deſſelben. Sein Centrum iſt daher weder räumlich noch fix, ſondern proportional dem Grade und der Vertheilung der Erregbarkeit an alle Theile, die zu ſeiner Sphäre gehören. Daher kann es auch durch ein Uebermaafs ſeiner Erregbarkeit im Verhältniſs zum Cerebralſyſtem, die Seele zu ſich herablocken, wie dies im magnetiſchen Doppelſchlaf geſchieht. In dieſen Zuſtand verfiel einſt van Helmont*) nach dem Gebrauch des Eiſenhuths. Es war ihm, als wenn der Kopf ganz leer wäre, er nicht mit demſelben dächte und empfände; hingegen das ganze Vermögen nachzudenken, zu urtheilen und zu empfinden in der Magengegend ſtatthabe, und die Seele zu den Präcordien herabgezogen ſey. Im Cerebralſyſtem waltet das Gehirn vor, und unterwirft durch ſeine Superiorität alles übrige ſeiner unbeſchränk-

*) Demens idea. §. 12.

ten Herrſchaft. Die zerſtreueten Organe ſammlet das Nervenſyſtem an ſeine Aeſte auf, verbindet ſie durch untergeordnete Heerde zu eignen Getrieben, welche endlich alleſammt unter dem Central-Heerd des Gehirns ſtehen. Allein einzelne Provinzen können im Traum und in Nervenkrankheiten abſpringen, unter ſich ſich aſſociiren und unabhängig vom Gehirn ihre eigenen Züge leiten.

An ſich iſt freylich immer der Centralpunkt des Gehirns, alſo auch der ganzen Organiſation dynamiſch. Denn er iſt der Heerd, in welchem alle Thätigkeiten ſich trennen, und alle geſchiedenen Polaritäten ihren Vereinigungspunkt haben. Allein ſelbſt in Beziehung auf die Körperlichkeit des Gehirns iſt es nicht wahrſcheinlich, daſs er materiell und fix, ſondern dynamiſch und beweglich ſey, und durch die Gravitation von allen gegen alles, ſofern daſſelbe als ein Erregbares angeſehen wird, daher dem Grade und der Diſtribution der Erregbarkeit proportional ſich bilde. So iſt der Indifferenzpunkt des Inponderablen, durch welchen die allgemeine Spannung des Ganzen gehalten wird, nicht durch das beharrliche fixirt, dem es anklebt, ſondern wird von ſeiner eigenen Intenſität und Richtung beſtimmt. In einer Gruppe von Magneten, die in einer verſchiedenen Richtung neben einander liegen, und von welchen ein jeder ſeinen eigenen

Indifferenzpunkt hat, entfteht ein gemeinfchaftlicher Centralpunkt, gegen welchen fie alle gravitiren, der ideell und vielleicht in keinen von allen, fondern aufser ihnen fällt und fich verändert, wie die Gruppirung verändert wird. Was hier durch das veränderte Verhältnifs der Richtung und des Orts gefchieht, kann in der Organifation durch eine veränderte Intenfität der Erregbarkeit ihrer Theile gefchehen. Wie fich diefe im Ganzen und im Einzelnen verhält, hier fteigt, dort fällt, verändert fich auch das Centrum der Einheit, welches das gemeinfchaftliche Refultat des Mannichfaltigen ift, als Körperliches und als Dynamifches angefehen. Es giebt einen rechten und einen linken Menfchen, die in der Mitte durch Zellhaut und Leim zufammengeklebt find, welches fich vorzüglich deutlich in der Duplicität der Gehirnorgane, und felbft noch auf der Oberfläche in der weifsen Linie, der Nath der Gefchlechtstheile u. f. w. ausfpricht *). Der Indifferenzpunkt fällt vermöge der allgemeinen Gravitation zwifchen beide, und wenn wir vollends eine Höhle in der durchfichtigen Scheidewand des Gehirns annehmen, ganz aufserhalb der materiellen Organifation, wie das Hypomochlion eines doppelarmigen Hebels weder in

*) Th. Bordeu recherches fur le tiffu muqueux ou l'organe cellulaire à Paris 1767. M. S. du Pui diff. de homine dextro et finiftro L. B. 1780.

dem rechten noch in dem linken Arm ist. Ausser dieser seitlichen Polarität giebt es noch eine andere zwischen der obern und untern Hälfte des Körpers. Die Sinnesnerven dringen aus dem Gehirn vorwärts, das Rückenmark und die Nerven der untern Extremitäten gehn aus demselben rückwärts. Vermöge der Balance, die entsteht, wenn diese vier Momente zusammentreten, fällt der Indifferenzpunkt in der Gegend der Hirnschenkel, der Brücke und des verlängerten Rückenmarks.

Sofern der Centralpunkt der Organisation nicht an einen bestimmten Ort und Körpertheil angeheftet ist, sondern von der Erregbarkeit der Theile, dem Maafs und Verhältnifs derselben gegen einander abhängt, ist eine Verschiebung desselben gegen die rechte oder linke Hälfte, zu sehr nach oben oder nach unten möglich. Dies würde eine Anomalie erklären, wie sie bey Pascal, der einen feurigen Abgrund zur Seite, bey dem toscanischen Mahler Spinello, der den Lucifer, oder der alten Jungfer war, die immerfort ein scheufsliches Gespenst neben sich sah. Es können sich zwey Indifferenzpunkte bilden, und dadurch kann die Duplicität der Person auch im Bewufstseyn ideal werden, die in der Natur real zwischen dem rechten und linken Menschen ist.

Es ist merkwürdig, dafs das organische Band, welches in dem fertig gewordenen Orga-

nismus das Selbſtbewuſstſeyn der Einheit des Denkenden und Seyenden hervorbringt, ſchon früher und in dem Bildungsproceſs urſprünglich ſich äuſsert. Dies Band verknüpft die Mutter mit dem Ey und die Frucht mit ihren Hüllen zu einer Einheit, bis die Frucht in ſich ſelbſt geſchloſſen, und für ſich eine Totalität darzuſtellen im Stande iſt. Bis dahin bildet das, was durch dies Band zu einem Zwecke organiſirt iſt, einen Theil der Frucht nach dem andern, keinen zu viel, und jeden in der Geſtalt, wie er in das Ganze paſst, als wenn nach einem Vorbilde mit Bewuſstſeyn gebildet würde. Sobald aber die Totalität in der Frucht geſchloſſen iſt, ſtöſst die Mutter das Ey und die Frucht ihre Hüllen ab, und muſs ſie abſtoſsen, weil die Frucht nun ſelbſt Einheit iſt, und nicht mehr, auch mit einem andern eine Einheit ſeyn kann. Das Band iſt im Stande, die Einzelheiten nach einer verſchiedenen Idee in einen Cyclus zu organiſiren; wird daher ein neuer Cyclus geſetzt (die Frucht in ſich ſelbſt geſchloſſen), ſo muſs natürlich der alte, welcher durch ein ganz anderes Verhältniſs der Einzelheiten beſtand, aufhören. Das Band iſt alſo auſser und vor dem Verbundenen da, wirkt noch fort in dem ſchon fertig gewordenen Organismus, ſtöſst aus demſelben Theile aus, die Thymusdrüſe, Milchzähne, und nimmt andere, z. B. das Generations-Syſtem zur Zeit der Pubertät in ihn auf. In den Acephalis formirt

es sogar eine Organisation ohne Gehirn *). Was auf der realen Seite bewufstlos im Bildungsprocefs geschieht, findet auch auf der idealen Seite im Bewufstseyn Statt. Bald nimmt es den ganzen Organismus, bald nur einzelne Theile desselben in sich auf; bald stöfst es diesen, bald einen andern Theil, z. B. den eingeschlafenen Fufs von sich aus; es hängt aus der Vielheit bald diese, bald eine andere Einheit zusammen. Was nicht erregbar ist, wird ausgestofsen; der eingeschlafene Fufs aus dem Selbstbewufstseyn, das Generations-Syftem vor und nach der Pubertät aus der organischen Sphäre. Darin liegt auch der Grund, dafs die Sympathie nie allein durch den Mechanismus, sondern vorzüglich durch den Grad der Erregbarkeit der Theile bestimmt wird **). Im Traume wachen einzelne Getriebe, und treten unter sich in Wechselwirkung; lichte Züge durchstreifen das dunkele Feld, denen die Thätigkeit folgt, im simpeln Traume von einem Hirnorgane zum andern, im Schlafwandler vom Hirn zu bestimmten Muskelparthieen. Im Alp irrt der Mensch an der Gränze des Erwachens herum, so dafs er selbst glaubt, er wache, und erst durch das wirkliche Erwachen von seinem Irrthum überzeugt

*) Reil und Authenrieth's Archiv für die Physiol. 7. B. S. 402—501.

**) Reils Archiv, 1. B. S. 109. 2. B. S. 516.

wird. Das Erwachen ist eben der Moment, wo die Gemeinschaft zwischen allen Getrieben, also in der Totalität wieder frey wird. Wie die Registerzüge aus einer Orgel, so setzt das Band aus einem Körper mehrere Organismen zusammen. Die Sphäre ist zufällig, und der Centralpunkt abhängig von der Sphäre; er bildet sich proportional der Erregbarkeit der Bestandtheile, die in die Sphäre aufgenommen sind. Daher die Veränderlichkeit der Persönlichkeit. Das Ich ist nur, wenn es sich selbst producirt, d. h. handelt; es ist das Handeln selbst. Daher muss es der Sphäre entsprechend seyn, in welcher actu gehandelt, und nach dem Maass der Erregbarkeit eine Gravitation der Theile gegen einen Punkt gesetzt wird. Im abnormen Zustande bilden sich abnorme Sphären, also auch abnorme Centralpunkte. Im Wahnsinn und im Traume zerlegt sich das Ich selbst, dramatisirt seine Vermögen, ist Schauspieler und Zuschauer zugleich. Ohne Mast und Ruder treibt es auf den Wogen der schaffenden Phantasie in fremden Zeiten und Räumen umher. Die Sehnsucht in den Elementen nach Vereinigung, die in der Chemie unter dem Namen der Verwandtschaft bekannt ist, kehrt in der Composition als Trieb zu organisiren wieder, und erscheint als höchste Potenz in der moralischen Welt als Freundschaft und Liebe. Auch hier bilden sich immer neue Kreise. Das Band der Ehe zerreisst das Band zwischen Aeltern und

Kindern. Selbſt phyſiſch ſcheinen mehrere Menſchen in einen Indifferenzpunkt zuſammenfliefsen zu können. Sauvages *) erzählt ein Beyſpiel zweyer ſich liebenden hyſteriſchen Weiber, die eine um der andern Schickſale wuſsten, wenn ſie gleich durch verſchiedene Häuſer von einander getrennt wurden. Der Magnetiſeur und die Somnambüle ſchmelzen mehr oder weniger in eine Perſon zuſammen, ſie ſind nicht bloſs cohärent, ſondern identificirt. Den Pfeffer, welchen jener kaut, ſchmecket dieſe, der Arm; welchen er kratzt, juckt ihr. Die Empfindungen, Gedanken und der Wille des Magnetiſeurs ſind auch der Wille und die Empfindung der Magnetiſirten, ja ſie bekömmt ſogar unangenehme Gefühle, wenn jener nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſein Geſchäft richtet, ſondern fremde Gedanken hat. Die urſprüngliche Einheit des Unbedingten äuſsert ſich wieder in dem Bedingten; die Idealität der Elemente tritt in den Zuſammenſetzungen als zweckmäſsige und ſymmetriſche Bildung hervor, und das Endliche, welches durch die Relation des Unendlichen geworden iſt, trägt den Charakter ſeines Urſprunges in endlichen Formen an ſich. Hat zuletzt der Stoff ſich ganz in die Form, und die Form ſich ganz in den Stoff verloren, und dieſe

*) Noſol. meth. T. III. P. 1. p. 398.

diese Gleichheit des Stoffs und der Form die Einheit durchaus in der vollkommensten Organisation vollendet; so tritt das Band als Seele ein, und offenbart sich in der Vernunft. Doch ist dies bloße Geschichte des Bandes; was es an sich sey, ist transscendental, und wahrscheinlich über alle Menschen-Vernunft erhaben.

Nicht jede Anomalie im Nervensystem bewirkt die beschriebene Krankheit. Es kommen Differenzen zwischen dem rechten und linken Menschen vor, die sich durch die sonderbarsten Erscheinungen, z. B. halbseitiger Krankheiten äussern, unter welchen es einige, z. B. den Gürtel, giebt, die nie von der einen Hälfte auf die andere hinüber kommen können, ohne dass dadurch das Bewusstseyn der Einheit unserer Objectivität afficirt wird. Selbst im Wahnsinn bemerkt man die Erscheinung der Verdoppelung eben nicht. Doch kann dies auch davon herrühren, dass der Wahnsinnige seine Gefühle nicht rein auszusprechen im Stande ist. Er mag oft die Einheit im Seyn und Denken verloren haben, und dadurch, wie Lichtenberg's doppelter Prinz, zu den inconsequentesten Handlungen getrieben werden.

V.

Geſtändniſſe eines ſogenannten Hypochondriſten,

von Z***.

Von Natur mit einer ſehr lebhaften Einbildungskraft begabt, und von einer mich zärtlich liebenden Mutter vielleicht etwas verwöhnt, hatte ich ſchon früh und vor meinem zehnten Jahre eine Gemüthsſtimmung, welche man im gemeinen Leben Hypochondrie zu nennen pflegt.

In einem bekannten Buche, der Selbſtbiographie des Magiſter Behrend's, welches ich in ſpätern Jahren geleſen habe, finde ich meinen damaligen Zuſtand vollkommen beſchrieben. Er ſagt unter andern von ſich, daſs er in Geſellſchaften oft einen Trieb bey ſich verſpürt habe, ſeinem Nachbar ins Geſicht zu ſpeyen, oder andere Ausſchweifungen zu begehen. So war es mir auch, wiewohl ſich nach einigen Jahren dieſe Vorſtellungen von ſelbſt verloren, um quälendern und ſchrecklichern Platz zu machen. Ich hatte nämlich einige Stellen im neuen Teſtament

geleſen, worin die Läſterung wider den heiligen Geiſt mit ewigen Höllenſtrafen bedrohet und dabey ſehr beſtimmt geäuſsert wird, daſs dieſe Sünde nie vergeben werde. Nun hatte ich aus einem gewiſſen, bey mir oft verſpürten Drange, irgend etwas Böſes zu thun, oder auch nur zu denken, die ganze Dreyeinigkeit, mithin alſo auch den heiligen Geiſt zwar nicht öffentlich, aber doch in Gedanken geläſtert. Meine Verdammniſs hielt ich daher für unvermeidlich, indeſſen betete ich doch inbrünſtig, in der Hoffnung, dadurch zu bewirken, mit einem geringeren Grade als andere davon zu kommen. Wo ich nur einen einſamen Ort fand, warf ich mich auf die Kniee, und glaubte in meiner Andacht immer noch zu wenig zu thun. Zufälliger Weiſe las ich indeſſen einſt in einem Exegeten, welcher den heiligen Geiſt nicht für ſo grauſam hielt als ich, daſs nur die Beharrlichkeit in der Sünde deren Unverzeihlichkeit zur Folge habe, und nunmehr war ich zwar dieſer Angſt los; aber es trat wieder eine andere an deren Stelle, nämlich die Furcht vor dem Selbſtmorde. Am Rande eines tiefen Waſſers oder eines hohen Felſens, fühlte ich immer eine Verſuchung, mich hinein, oder herunter zu ſtürzen. Ich konnte beynahe kein ſcharfes Meſſer anrühren, ohne daſs mir der Gedanke einfiel: Wie? wenn du dir die Kehle damit abſchnitteſt? Das kürzeſte Mittel

gegen dergleichen fürchterliche Vorſtellungen war unſtreitig: gefährliche Gegenden plötzlich zu verlaſſen, und tödtliche Inſtrumente zu entfernen. Dies Palliativmittel wurde denn auch immer in Anwendung gebracht; indeſſen kehrten jene Vorſtellungen von Zeit zu Zeit wieder zurück, ja ſie nahmen in der Folge eine noch fürchterlichere Geſtalt an.

Von ungefähr hatte ich einſtens ein ſcharfes Meſſer in der Hand, und beſchäftigte mich mit einem meiner Kinder, welches ich ſehr liebte. Plötzlich fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, wie unglücklich ich ſeyn würde, wenn ich jenes gefährliche Inſtrument dem Kinde in die Bruſt ſtieſse. Dieſe Idee kam immer wieder, und immer auf dieſelbe Art. Zerſtreuungen, häufige Bewegungen u. ſ. w. wurden nicht geſpart, aber alles vergeblich. Nichts konnte mich von meiner fixen Idee losmachen.

Ich fragte nunmehr einen erfahrnen Arzt um Rath, der meinen Zuſtand für Hypochondrie ausgab, und mir, ich weiſs nicht was, verordnete. Aber mein Gemüthszuſtand blieb wie er war. Man nennt zwar gewöhnlich ein Uebel dieſer Art, Hypochondrie, allein man ſpielt doch wohl nur mit Worten, wenn man dieſen Namen einem Gemüthszuſtande giebt, mit welchem ein hoher Grad von körperlicher Geſundheit verbunden iſt; und das war hier der

Fall. Mein Uebel fafs weder in den Hypochondrien, noch im Körper überhaupt, fondern in der Seele oder wenn man lieber will, in der feinern Organifation, worauf weder China, noch Mohnfaft, noch Mofchus unmittelbar wirken. Davon überzeugt mich auch noch die Art, wie ich davon befreyet wurde. Ich erzählte nämlich einem Freunde gelegentlich meine Leiden, und erhielt von ihm die Antwort, dafs es ihm ehemals eben fo gegangen fey. Vernünftige Ueberlegungen hätten ihn aber von jenen fürchterlichen Unruhen befreyet. Was andern möglich gewefen ift, dachte ich nun, wird dir auch möglich feyn, und nunmehr fuchte ich den Gedanken immer in mir lebhaft zu erhalten, dafs die Vernunft unaufhörlich unfere Gedanken und Handlungen beherrfchen müffe, und dafs nur Wahnfinnige ihr eigenes Glück und Wohl zertrümmern könnten. Wahnfinn ift aber ein Zuftand, welchen nicht leicht jemand befürchtet, der nicht im eigentlichen Verftande und in einem hohen Grade hypochondrifch ift. Das war aber, wie ich fchon gefagt habe, bey mir nicht der Fall.

Nun noch eine pädagogifche, zwar triviale, aber doch wichtige und nicht leicht zu oft wiederholte Bemerkung: Wenn man Kindern verftattet, blofs nach Launen und Caprizen zu handeln, fo fchleicht fich nach und nach der Gedanke bey ihnen ein, fie könnten nicht anders handeln.

Die dunkle Idee davon, kann hiernächſt leicht die Beſorgniſs erregen, ſie würden auch alsdann nach Caprizen handeln, wenn ihr gröſstes Unglück daraus entſtände. Kinder daran zu gewöhnen, daſs auch in gleichgültigen Dingen oft das Gegentheil von dem geſchehe, was ſie erwarten oder wünſchen, iſt wohl das beſte Mittel dagegen, indeſſen gehört freylich von Seiten der Aeltern Ueberwindung dazu.

VI.

Nachschrift des Herausgebers.

Das Phänomen ist nicht selten. Der Herausgeber erinnert sich einer Menge solcher Beyspiele aus seiner Erfahrung, von welchen er nur einige anführen will. Er kannte eine nervenschwache Frau, die aus dem obersten Stock par terre ziehen mufste, weil sie sich des Gedankens nicht erwehren konnte, ihre Kinder zum Fenster hinaus zu werfen. Ein hypochondrischer Prediger mufste aufhören zu predigen. Denn wenn er auf der Kanzel stand, kam ihm der Trieb an, über dieselbe weg in die Kirche hinunter zu springen. Einem berühmten Arzte und Freunde des Herausgebers in Berlin, wandelte immerhin, wenn er sich durch viele Geistesarbeiten geschwächt hatte, die Lust an, jeden Officier, hinter dem er herging, mit dem Stock zu schlagen. Und doch war er furchtsam und kannte die Gefahr sehr wohl, die unmittelbar mit einer solchen vernunftlosen Handlung verbunden war.

Die Krankheit ist freylich keine Hypochondrie. Denn Hypochondrie ist Anomalie des Gemeingefühls, der Phantasie und des Verstandes

in Beziehung auf die Vorſtellung von dem eigenen körperlichen Zuſtande, welche ihren Grund in einer beſtimmten entfernten Urſache, auſserhalb dem Seelenorgan, nämlich in einer Intemperatur der Vitalität des Ganglienſyſtems, und beſonders der Eingeweide des Unterleibes hat, die vorzüglich dazu geeignet ſind, jene bange Aufmerkſamkeit der Seele auf ſich zu ziehen. Dennoch kann ſie leicht bey einem Menſchen entſtehn, der entweder ſchon hypochondriſch iſt, oder Anlage dazu hat, und wird nie in Menſchen mit geſunden, ſondern immer nur in Menſchen entſtehn, die kranke Nerven haben, und mehr zur Schwermuth und zum Trübſinn als zur Fröhlichkeit geſtimmt ſind.

Jeder Menſch hat einen Hang, ſich den Spielen ſeiner Phantaſie hinzugeben, und dieſe ſpinnt den Faden aus, je nachdem das Temperament geſtimmt iſt. Der Sanguineus gewinnt das groſse Loos und baut ſich Schlöſſer in der Luft, der Melancholicus mahlt ſich das düſtere Bild aus, was aus ihm werden müſste, wenn er ſein eignes Kind umbrächte. Nur in dem Kopfe ſolcher Menſchen, die an einem kranken und reitzbaren Nervenſyſtem leiden, reproduciren ſich die genannten Hypotheſen; nur bey ihnen verbinden ſie ſich mit dem Trieb, ſie auszuführen, nur ſie können dadurch, daſs dies wirklich geſchehen mögte, geängſtiget werden.

Und die Urſache davon liegt darin, daſs ſie wegen ihrer Nervenkrankheit wirklich dem Wahnſinn, in welchem nur eine ſolche Handlung möglich iſt, näher ſind und dies fühlen, als ein geſunder Menſch, dem auch dergleichen Phantaſieen durch den Kopf laufen, die aber ohne Trieb und ohne Furcht ſind, weil er ſich ſtark genug fühlt, als daſs ſie je bey ihm zur Ausführung kommen könnten. Wer ſich hundert Meilen weit von einem Vulcan entfernt weiſs, den wird die Möglichkeit ſeines Ausbruchs nicht ängſtigen, aber wohl den, der am Rande ſeines Craters hängt.

Reil.

VII.

Practical obſervations on inſanity, to wich are ſubjoined remarks on medical jurisprudence as connected with diſeaſed intellect; by Joſeph Maſon Cox M. D. the ſecond edition. London 1806. 8.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daſs ſelbſt die Vernunft, dies einzige und ſtolze Attribut des Menſchen, ihm nicht einmal als Eigenthum zugeſichert, ſondern gleich allen endlichen Dingen der Vergänglichkeit hingegeben iſt. Er kann ſie, und mit ihr den Charakter der Menſchheit verlieren, von dem oberſten Platz fallen, den er auf der Stufenleiter der organiſchen Weſen einnimmt, und unter die Thiere, gar unter die Thiere der niedrigſten Art gerathen, die nahe an die Pflanzenwelt gränzen. Es iſt eine traurige Erfahrung, daſs dies ſogar oft und nur bey cultivirten Nationen geſchieht, alſo das, was dem Menſchen die Vernunft giebt, auch wieder das iſt, was ihm heimlich auflauert, um ſie ihm zu rauben.

Demohnerachtet hat die Heilkunde in dieſem Theile ihres Gebiets nicht die Fortſchritte

gemacht, die man hätte erwarten können; ja sie hat sogar manche praktische Handgriffe wieder eingebüsst, die den Alten bereits bekannt waren. Raisonnement aus falschen Principien, einseitige Beobachtungen, Anhänglichkeit an medicinische und philosophische Systeme der Schule, Verworrenheit in der Classification der Seelenkrankheiten, in dem Begriff der Medicin und ihrer Bestandtheile, Vernachläffigung der Psychiaterie u. s. w. sind die Ursache, dass man zu keinen Resultaten gekommen ist. Die Beobachtungen gleiten auf der Oberfläche weg, dringen nicht in die Tiefe ein, starren blofs auf das kranke Gehirn hin, und überschauen die Totalität der Organisation nicht. Man weifs nicht, was man suchen soll, und findet daher nicht, was zu Tage liegt. Die Leichenöffnungen sind fruchtlos, weil es an einer Anatomie des Gehirns, ja sogar an einer Idee derselben fehlt. Denn es ist uns ganz unbekannt, wie überhaupt nur ein Zusammenhang zwischen der Form des Gehirns und den Functionen eines Geistes möglich sey? Es ist uns unbekannt, ob die Intensität und Differenz der Functionen des Gehirns von der blofsen Ausdehnung desselben, oder von seiner verschiedenen Organisation abhänge. Es fehlt uns an Principien der Psychologie, die hier der Heilkunde zur Grundlage dienen mufs, an Erkenntnifs der Einheit und Unzertrennlichkeit der Seele und des Kör-

pers, und an einer vollendeten Analyſis ihrer Vermögen. Daher ſind wir auch nicht im Stande, die Reflexe ihrer Krankheiten von beiden, der ſomatiſchen und pneumatiſchen Seite der Organiſation, richtig aufzufaſſen.

Doch iſt das vorliegende Werk unter den mancherley Producten über den Wahnſinn, die beſonders England am häufigſten liefert, eins der leſenswertheſten. Der Verf. deſſelben hat Jahrelang in einer groſsen Irrenanſtalt mit Geiſt beobachtet, als ſolider Engländer nicht ſich, ſondern die objective Wahrheit ins Auge gefaſst, ſeine Erfahrungen mit den Erfahrungen ſeiner Vorgänger verglichen, ſcharf geurtheilt, neue Ideen in Umlauf gebracht, ſeine Vorſchläge mit Behutſamkeit empfohlen, welches den Kenner ſeines Fachs charakteriſirt, wirklich einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, und die Gränzen der praktiſchen Medicin, beſonders in dem einen ihrer Zweige, in der Pſychiaterie anſehnlich erweitert.

Die Vorläufer der Geiſteszerrüttungen ſind veränderte Receptivität und Handlungsweiſe des Kranken, übereilte Bewegung, raſche und unaufhalthare Jagd der Ideen, oder cataleptiſches Hinſtarren auf einen Punkt, überſpannte Reitzbarkeit, Miſstrauen, Horchen auf ein eingebildetes Geflüſter oder Getöſe, Empfindlichkeit gegen Tadel, mürriſche Laune, Frohſinn oder Miſsmuth ohne

Grund. Die Träume ſind ſchreckhaft, der Schlaf fehlt, die Geſichtszüge ſind entſtellt, das Auge iſt brennend und hervorgetrieben, oder matt und eingeſunken.

Unter den mancherley Arten des Wahnſinns führt der Verf. eine an, die nicht ſelten, aber wenig beobachtet iſt. Die Individuen erfüllen ihre Obliegenheiten, oft mit ängſtlicher Genauigkeit, haben kein markirtes Temperament, weder Mangel noch Uebermaafs der Seelenkräfte. Doch ſind ſie zu heftigen Antipathieen oder unwiderſtehlichen Neigungen, ungegründetem Argwohn, Affectationen im Gange, Kleidung und Phraſeologie geneigt, ſtolz, prahleriſch, voll eitlen Dünkels, reitzbar und ſchwer zu beſänftigen, feſt geſchmiedet an abſurde Neigungen, zum Streit geneigt, doch unfähig für Gründe, und beſtändig die Herolde ihrer eignen Geſchichte. Sie ſchildern gemeine Dinge mit hochtrabenden Worten, und verbinden dieſelben mit unnatürlichen Geſticulationen und verzognen Gebährden des Geſichts. Bald ſuchen ſie hinter nichtigen Dingen gefährliche Anſchläge, und gerathen über lächerliche Veranlaſſungen in Furcht und Schreck, bald affectiren ſie bey jeder Gelegenheit einen eccentriſchen Muth, und überlaſſen ſich dann wieder allen Arten von Ausſchweifungen. Dieſe Menſchen ſind nicht krank an Herz, ſondern krank an der Seele, und tragen die unverkenn-

baren Merkmale ihrer Krankheit auf dem Geſicht, verwerfen aber alle ärztliche und moraliſche Hülfe, weil ſie ſich ſelbſt nicht für krank halten.

Die Geiſteszerrüttung ſcheint mehr als jede andere Krankheit Beſitz vom ganzen Syſtem zu nehmen, und eben dadurch daſſelbe für jeden andern krankhaften Angriff zu ſichern. Verrückte werden nicht von den epidemiſchen Krankheiten befallen, oder wenn es geſchieht, wird durch dieſe die Seelenkrankheit temporell verdrängt. Dies giebt eine Ausſicht zur Erweiterung ihrer Curmethode. Man führt neue Krankheiten in das Syſtem ein, z. B. Pocken und Krätze durch Inoculation, um dadurch die kranke Aſſociation zu unterbrechen. Oft mag der Arzt dadurch die Geſundheit herſtellen, daſs er krank macht, und ſeinen Credit auf Miſsgriffe gebauet haben. (Sicher wirken viele Mittel, die Nauſeoſa, Emetica, Gratiola, Nieſewurz, Belladonna u. ſ. w. auch auf dieſe Art, daſs ſie das Ganglienſyſtem in ſeinem Brennpunkt angreifen, dadurch vom Cerebralſyſtem ableiten, wenn gleich der Arzt ſie in ganz anderer Hinſicht angewandt hat. R.)

Oft iſt eine Differenz zwiſchen der Carotis und Radial-Arterie vorhanden, dieſe weich und ſanft, jene hart und voll, wenn gleich die Frequenz in beiden gleich iſt. Zuweilen ſind bey

einem blaſſen Geſichte unverkennbare Zeichen einer Congeſtion des Bluts nach dem Kopf vorhanden, ein Gefühl von Vollheit und von Klopfen im Kopf, Hitze deſſelben, vorgedrängte und entzündete Augen, ein zu ſcharfes Gehör, oder die Einbildung, als wenn ein Geflüſter oder ein Getöſe aufserhalb der Kranken wäre. Auch ſcheint es, als wenn manche Aeufserungen des Wahnſinns vom Gehörorgan herſtammten. Denn es iſt eine häufige Erſcheinung, dafs die Kranken ſich einbilden, ſie hörten ein Geflüſter um ſich, Stimmen in der Ferne (oder würden von allen Seiten her angeblaſen? R.). Zuverläſſig mufs man dieſe Symptome einem kranken Zuſtande des Hörnerven, ſeiner Lage in der Nähe der Carotiden und dem Andrang des Bluts zum Kopf zuſchreiben. Nach des Verf. Erfahrungen ſoll der Mond keinen Einfluſs auf den Wahnſinn haben, ſollen Aeltern, die dem Trunk ergeben ſind, gern Kinder zeugen, die zu Geiſteszerrüttungen geneigt ſind.

Ob der Wahnſinn in der Seele oder im Körper ſeinen Grund habe? Der Verf. erklärt ſich für die letzte Meinung. (Die charakteriſtiſchen Symptome deſſelben ſind offenbar ſpirituell; hingegen iſt die Krankheit weder in der Seele noch im Körper, ſondern in dem, worin beide gleich ſind. Sie iſt weder Zuſtand des einen, noch Zuſtand des andern allein, ſintemal es

überall und am wenigſten in der Organiſation weder eine reine Leiblichkeit noch eine reine Geiſtigkeit, ſondern nur ein Ueberwiegen des einen oder des andern giebt. R.)

Nicht jede Anomalie in den Aeuſserungen der Seele iſt Wahnſinn; ſie hat ihre verſchiedenen Phyſiognomieen wie das Geſicht der Menſchen, ihre Idioſyncraſien, wie der Körper. Bey markirten Temperamenten kommen eigenthümliche Züge vor, die den Ausbrüchen eines zerrütteten Verſtandes ſehr nahe kommen, und es iſt oft ſchwer zu beſtimmen, wo jene enden und dieſe anfangen. Im fieberhaften Irrereden iſt der Kranke ſich weder ſeines innern noch ſeines äuſsern Zuſtandes bewuſst, und fällt augenblicklich in dieſe Bewuſstloſigkeit zurück, wenn er auch einmal durch ſtarke Erregungen zur Beſonnenheit gebracht wird. Hingegen erkennt der Verrückte alle ſeine Umgebungen, bringt ſie aber mit ſich in ein falſches Verhältniſs, haftet an einzelnen Ideen und glaubt, daſs alles, was geſchieht, ihm zum Poſſen geſchehe. Im Irrereden fehlt aller Zuſammenhang der Ideen; im Wahnſinn ſind ſie, aber der fixen Idee, aſſociirt.

Perſonen, die zum Wahnſinn eine beſonders erbliche Anlage haben, müſſen urſprünglich ſich für die Gelegenheits-Urſachen deſſelben hüten. Der Arzt erwerbe ſich der Kranken Zu-

trauen,

trauen, oder flöfse ihnen Furcht ein; diese durch ſtarke Eindrücke auf Seele und Leib, jenes durch ſanfte Behandlung. Mehr wird durch Milde als durch Härte gewonnen. Dadurch, daſs der Verf. den Kranken die Ketten abnehmen lieſs, erwarb er ſich oft für immer ihre Anhänglichkeit, ſo daſs er nachher nie wieder nöthig hatte, ſie einzuſperren. Nie muſs der Arzt betrügen; ſeine Verſprechungen erfüllen, ſeine Drohungen vollziehn. Nie muſs er es vergeſſen, daſs alle Reden und Handlungen des Kranken, wie beleidigend ſie auch ſeyn mögen, Symptome einer Krankheit ſind, und nicht zur Erbitterung reitzen dürfen. Auſser der Furcht würden auch andere Leidenſchaften heilſam ſeyn, könnte man ſie nur überhaupt und im gehörigen Maaſse erregen. Was den Kranken an ſeine fixe Idee erinnert, muſs entfernt werden. Oft helfen auch Gründe; doch muſs man nicht zu dem Kranken, ſondern nur in der Gegenwart des Kranken ſprechen.

Ein Kranker glaubte wider den heiligen Geiſt geſündiget zu haben. Keine an ihn ſelbſt gerichteten Gründe hafteten. Nun fing man an, mit einer dritten Perſon in ſeiner Gegenwart darüber zu disputiren, ob es möglich ſey, daſs er dieſe Sünde habe begehen können. Dies machte ihn aufmerkſam. Dann brachte man Einiges über dieſen Gegenſtand zu Papier, und

liefs es von einer Perſon zur andern gehn. Er wurde neugierig die Schrift zu ſehn, welches man ihm zugeſtand, wenn er verſpräche, in andern Dingen folgſam zu ſeyn. Sein Verſprechen hielt er unverbrüchlich. Nach und nach wurde er empfänglich für Gründe; ſein Glaube wankte, er kam zum Zweifel, und wurde zuletzt von ſeinem Irrthum vollkommen überzeugt. Der Verf. empfahl ihm eine lange Reiſe in einem offenen Wagen, leichte Lectüre und verbot alle Grübeleyen über abſtracte und moraliſche Gegenſtände.

Ein anderer, durch Anſtrengung der Seele Geſchwächter, wurde auf ſeine Gefühle aufmerkſam, las alle Pamphlets von angekündigten Univerſal-Arzneyen, fiel in die Hände der Charlatans, nahm alle Arten von Arzneyen, und ergötzte ſich eine lange Zeit an Perkins Nadeln. Er hielt ſeinen ganzen Körper für krank, und kam zuletzt auf die Idee, daſs alle ſeine Leiden in einer zurückgetriebenen Krätze ihren Grund hätten. Es wurde ein mediciniſcher Rath über ſeinen Zuſtand gehalten, in welchem man dahin übereinkam, daſs ſeine Muthmaſsung vollkommen gegründet ſey. Zugleich wurde ein Plan zu ſeiner Heilung entworfen. Man wandte Reitzmittel auf die Haut an, durch welche von Zeit zu Zeit ein Ausſchlag zum Vorſchein kam, der mit unſchuldigen Dingen gewaſchen wurde. Nach

einigen Wochen war der Kranke von ſeiner Verrücktheit geheilt. Dieſem ähnlich war der Fall eines andern Menſchen, der ſich für ſyphilitiſch hielt, und durch nichts vom Gegentheil überzeugt werden konnte. Man fragte ihn, ob er nicht einen berühmten Arzt zu Rathe ziehen wollte? Er ſchlug ſelbſt einen vor. Dieſer erklärte ihn für veneriſch, ſchickte ihm einige Verordnungen, und in Kurzem war er von ſeinem Wahn geheilt. Ein anderer durch Nachtarbeiten und eine ſparſame Diät entkräfteter Mann kam auf die Idee, daſs ſeine Haushälterinn ihn durch ein vergiftetes Hemde langſam hinrichten wollte. Nichts überzeugte ihn vom Gegentheil. Nun unterwarf man ein verdächtiges Hemde mit groſser Feyerlichkeit einer chemiſchen Unterſuchung, und fällte das verabredete Urtheil, es ſey wirklich vergiftet. Die Haushälterinn wurde ſcheinbar in Verhaft genommen. Nach einem gehaltenen medicinſchen Rath bekam der Kranke Gegengifte, in wenigen Wochen war er von ſeinem Wahn geheilt, und alsdann wurde ihm eine nahrhaftere Diät empfohlen.

Dieſen ähnlich ſind die Kranken, welche glauben, ſie haben Inſekten in den Knochen, Ohrwürmer im Gehirn, die daſſelbe verwirren, ſeyen bezaubert, beherbergen Kobolde, Teufel bey ſich. In allen dieſen Fällen muſs man nicht

widerſprechen, ſondern die verrückte Idee anerkennen. Uebel ſind die Fälle, wo die Kranken ſich weigern, Nahrung zu nehmen. Man ſtimmt ihren Gründen bey, giebt ihren Wünſchen ſo weit nach, als es möglich iſt, und hat nur immer den Zweck vor Augen, das Leben zu friſten, den man nach den Umſtänden durch Drohen, Bitten, Vorſtellungen, Entziehungen zu erreichen ſucht.

Ein melancholiſcher Menſch war zwar mager, doch ohne ſichtbare Krankheit. Man nahm ſich vor, einen ſtarken Eindruck auf ihn zu machen, hörte ſeinen Klagen aufmerkſam zu, unterſuchte ſeinen Zuſtand mit äuſserſter Genauigkeit, und erklärte nun, die Quelle ſeiner Leiden ſeyen die Harnwege, die vereitert wären. Es komme nur noch darauf an, über die Exiſtenz dieſer Krankheit zur völligen Gewiſsheit zu kommen. Zu dem Ende legte man eine Wachskerze in die Harnröhre, und als dieſelbe nach einiger Zeit mit Schleim bedeckt wieder ausgezogen wurde, erklärte man den Schleim für Eiter. Nun gab man Arzneyen und heilte auf dieſe Art den Kranken in Kurzem von ſeinem Wahn. Nach dieſen Ideen müſſen überhaupt alle Patienten behandelt werden, die an falſchen Einbildungen leiden, krätzig, ſyphilitiſch, ſcrofulös, vergiftet, behext zu ſeyn glauben. (Doch bemerke ich hiebey, daſs dergleichen Einbildun-

gen ſich nicht auf Irrthümer der Seele allein, ſondern zugleich auf ein krankes Gemeingefühl gründen, deſſen Senſationen der Patient eine falſche Urſache unterſchiebt. Dies muſs daher auch rectificirt werden, ſonſt fallen die Kranken in den Wahn, daſs ihr Uebel zurückgekehrt, oder ſtatt deſſelben ein anderes entſtanden ſey. R.)

Eine ungebildete melancholiſche und religiöſe Frau glaubte, ſie ſey verdammt. Sie putzte ihr Gemach mit Heiligen-Bildern aus, umringte ſich mit Gebetbüchern, und nahm die Beſuche aller herumreiſenden Prediger an. Der Verf. entfernte alle dieſe Dinge von ihr, unterſagte alle Beſuche, gab ihr bloſs eine Perſon zur Geſellſchaft, und lieſs ſie leichte Bücher leſen. Den mit Unreinigkeiten erfüllten Unterleib leerte er durch ein Brechmittel aus. Sie muſste zur beſtimmten Zeit aufſtehen, zu Bette gehen, ſich in freyer Luft bewegen. Religion blieb freylich noch eine lange Zeit der Gegenſtand ihrer Selbſtgeſpräche, doch heiterte ſich ihr Blick auf, und ſie nahm Antheil an den zufälligen Gegenſtänden der Unterhaltung. Nach einiger Zeit ſetzte der Verf. alle Arzneyen bey Seite, verordnete Zerſtreuung, Bewegung und eine leichte Diät. Die Seele der Kranken erholte ſich, aber der Körper wurde ſchwächer. Nun ſetzte er ſie auf eine nahrhafte Diät, gab Wein und Stahl, öffnete den Leib, wenn er verſtopft war, und die Kranke genaſs allmählig.

In einem andern Fall verwandelte ſich die urſprünglich religiöſe Melancholie in eine wüthende Manie. Der ſonſt ſtumme, unbewegliche, einer ſinnloſen Bildſäule gleich Kranke bekam ſo viel Leben und Thätigkeit, daſs vier Männer kaum im Stande waren, ihn zu bändigen. Eben ſo verwandelte ſich ſein Seelenzuſtand. Statt der ſtummen Traurigkeit entſtand eine ausgelaſſene Fröhlichkeit, in ſich fühlte er lauter Luſt, auſser ſich ſahe er lauter Glück, überſpannte Ideen bemeiſterten ſich ſeiner Aufmerkſamkeit, Projecte ſeines Verſtandes. Der Verf. wandte die antiphlogiſtiſche Curmethode an, entfernte alle Reitze, ſelbſt das Licht von ihm, und heilte ihn in wenigen Wochen. Wenn die religiöſe Melancholie in Wahnſinn umſchlägt, welches nicht ſelten geſchieht, ſo pflegt meiſtens Geneſung darnach zu erfolgen. Man hat auf dieſe Erfahrung die Idee gebaut, den erſtorbenen Kranken zu erregen, z. B. dadurch, daſs man ihn einige Tage berauſcht, und auf dieſe Art zuweilen wirklich eine Heilung hervorgebracht.

Es giebt zwey Arten des religiöſen Wahnſinns. Die Kranken der einen Art ſind ſelbſtſüchtig, voll Dünkel, glauben Götter, Erlöſer der Welt, Apoſtel zu ſeyn, oder übernatürliche Kräfte zu beſitzen; die Kranken der andern Art ſind höchſt unglücklich, und mehr oder weniger einer völligen Verzweiflung nahe. Ihre Seele iſt

jedem Strahle der Hoffnung verſchloſſen; ſie ſtutzen unbedeutende Vergehungen ihrer Jugend zu grauſamen Verbrechen auf, zweifeln an ihrer Seeligkeit, und wenn ſie auch die Barmherzigkeit Gottes im Allgemeinen zugeben, ſo leugnen ſie dieſelbe für den Fall, in welchem ſie ſind. Dieſe ſind weit genug die häufigſten. Doch kommen beide darin überein, daſs bey allen mechaniſchen, chemiſchen und pſychiſchen Reitzungen, die den Körper erregen, doch die Stimmung ihrer Seele immer die nämliche bleibt. Werden ſie auch für einen Augenblick abgeleitet; ſo wenden ſie ſich doch immer wieder gegen ihren religiöſen Gegenſtand hin, wie ſich die Magnetnadel gegen die Pole dreht. Wider die erſten muſs man ſich verwahren. Sie halten jeden für einen Ketzer, und zerſtören, ohne daſs auch nur die Idee eines Verbrechens in ihre Seele kömmt. Die zweyten muſs man gegen ſich ſelbſt ſchützen; denn ſie ſind zum Selbſtmord geneigt, und wiſſen dieſen Vorſatz aufs künſtlichſte zu verbergen. Die Indicationen zur pſychiſchen Behandlung dieſer Kranken, müſſen den Formen der Verrücktheit angepaſst, und die Mittel nach den hervorſtechenden Zügen der Krankheit gewählt werden. Einige wollen ſanft, Andere hart behandelt ſeyn. Zuweilen muſs man die Bücher, beſonders die Bibel, wegnehmen, und überhaupt es nicht zugeſtehn, daſs der Kranke ſich über religiöſe Gegenſtände ausläſst, vorzüglich wenn er von der

erſten Art iſt. Ein Patient hielt ſich für den heiligen Geiſt; dieſem antwortete ein anderer, es ſey nur ein heiliger Geiſt, und dieſer ſey er. Der Kranke ſtutzte, fragte, ob dies wirklich der Fall ſey, und als dies bejaht wurde, ſagte er, dies ſey ihm nicht bekannt geweſen, ſonſt würde er ſich dafür nicht haben halten können. Im entgegengeſetzten Fall muſs man ſanft ſeyn, den Irrthum mit milden Gründen beſtreiten, Hoffnung erregen. Zwar fruchten Gründe ſelten viel, doch giebt es Zeiten einer auflodernden Empfänglichkeit für dieſelben, die man ergreift, dem Zorne Gottes das Verdienſt Chriſti entgegenſtellt, paſsliche Stellen aus der Schrift anführt, den Schächer am Kreuz, die ſpäter gedungenen Arbeiter im Weinberg, die doch vollen Lohn bekamen. Dabey muſs man den Kranken nöthigen, daſs er ruhig und ohne Unterbrechung zuhöre. Solche, die eine Sünde begangen zu haben glauben, welche nicht vergeben werden kann, muſs man veranlaſſen, dieſelbe umſtändlich aus einander zu ſetzen, und ſie alsdann dadurch auf die Abſurdität ihrer Meinung führen, daſs man ihnen beweiſet, es ſey überhaupt eine ſolche Sünde nicht möglich. Viel kömmt darauf an, die Kranken zu zerſtreuen, ſie an neue Ideen zu heften, und die kranken Aſſociationen zu unterbrechen. Der Menſch iſt ein Sklave der Gewohnheit, die durch die Dauer an Stärke gewinnt, und durch ſich ſelbſt ihre

Herrſchaft behauptet, wenn gleich die Urſachen längſt verſchwunden ſind, die ſie zuerſt erregten.

Bey der Manie ſind Zwangsmittel nöthig, zu welchem Behuf der Verf. allerhand mechaniſche Hülfen erfunden hat, die er einmal bekannt zu machen, und mit Kupfern zu erläutern verſpricht. Dem Raſenden muſs man alle Reitze entziehn, mit Ausnahme des Lichts, über deſſen Entfernung der Verf. in Ungewiſsheit iſt. Abſolute Finſterniſs vermehrt meiſtens die Zufälle dadurch, daſs ſie Furcht erregt, welches doch in einigen Fällen dienlich ſeyn kann, wo man Furcht erregen muſs. (Die Wirkungen des Lichts und der Finſterniſs ſind in der Raſerey, der Phreneſie und dem fieberhaften Irrereden wahrſcheinlich aus ganz andern Urſachen ungewiſs, einigen Kranken zuträglich, andern nachtheilig, je nachdem bey einigen derſelben nur in der Finſterniſs Phantasmen erſcheinen und ſie beunruhigen, hingegen entweichen, wenn es hell iſt. R.) Die nöthigen Zwangsmittel muſs der Arzt zwar anordnen, aber nie ſelbſt Hand anlegen. Er muſs nie drohen, ohne zu vollziehen; feſt, doch zart ſeyn, nie aus der Faſſung kommen. Wann ſollen die Zwangsmittel aufhören? Des Kranken Verſprechungen können nicht entſcheiden. Man muſs beobachten, und nie auf einmal die ganze Zähmung aufheben. Immer muſs der Zwang der Art ſeyn, daſs der Kranke dabey die Luft

und Bewegung nicht entbehren darf. Dem Tobsüchtigen darf man nicht immer, sondern nur dann nachgeben, wenn man davon Vortheil erwartet, oder es in dem Plan der Cur liegt. Wo die Seelenkrankheit mit körperlichen Gefühlen im Zusammenhange ist, sucht man starke Eindrücke zu erregen, die jene Gefühle aufheben; hingegen hilft kein Gegenreitz, wo die Krankheit rein geistig ist, vielmehr muss man alle Reitze entfernen, weil sie durch eine krankhafte Association den Gegenstand der Verrücktheit herbeyführen.

Der Melancholische hat keine Zwangsmittel in Beziehung auf die Sicherheit Anderer, sondern nur in Beziehung auf seine eigne nöthig. Alles kommt darauf an, ihn zu zerstreuen, ihm Interesse an andern Dingen zu verschaffen, und ihn dadurch von dem finstern Gegenstande seines Wahns abzuziehn. Meistens ist es wirksamer, den Irrthum in seiner Gegenwart mit einer dritten Person zu bestreiten, ihn lächerlich zu machen, und die Unmöglichkeit der Realität desselben zu zeigen, als zu ihm selbst zu reden.

Durchgehends ist der Arzt schon dadurch im Stande, die Verrückten im Zaum zu halten, dass er entschlossen und ernsthaft ist, sie fest ins Auge fasst, sich durch Befehle und Vollziehung seiner Befehle Auctoritat verschafft. Dies erwirbt ihm entweder Furcht oder Zutrauen, wodurch

er viel wirken kann, und welche ohne seine Schuld selten wieder verloren gehn. Selten bricht der Kranke sein Versprechen, welches er in einer hellen Periode und auf seine Ehre gethan hat. Nie muss man ihn betrügen. Dies zerstört das Zutrauen, und mit demselben die Hoffnung der Cur. Es ist unglaublich, welchen Einfluss die Zweckmäfsigkeit und Harmonie unseres Benehmens auf ihn hat. Der Verf. sah einmal, dafs der Ton einer Flöte anfangs die Aufmerksamkeit eines Verrückten, der sprachlos und ohne Bewegung mehrere Wochen in seinem Bette gelegen hatte, reitzte, dann Interesse erregte, in der Folge, wie ihre Melodieen nach den Umständen abgeändert wurden, ihn angenehm beschäftigte, alte Ideen weckte, neue Züge einführte. Kurz der Kranke stand auf, kleidete sich an, beschäftigte sich, und wurde allmählig hergestellt. Ist der Kranke ein passionirter Liebhaber der Musik, so kann man ihn noch dadurch strafen oder belohnen, dafs man ihm sein Instrument nimmt oder giebt. Nur ein paarmal sah es der Verf., dafs Verrückte, die in der Theorie und Praxis der Musik weit gekommen waren, alles Interesse an dieselbe verloren hatten, welches aber mit der Wiederkehr der Gesundheit zurückkam. In einem Gelehrten wurde gar dies Talent durch die Krankheit vermehrt. Seine Ideen, die er auf der Violine gab, waren wunderschön, originell, und einige Arien engli-

ſcher Volkslieder, die er mitten in den heftigſten Anfällen componirte, ſo erhaben, daſs alle Kenner ſie bewunderten, und groſse Fertigkeit dazu erfordert wird, ſie auszuführen.

There is a charm, a power that ſways the breaſt,
Bids every paſſion revel or be ſtill;
Inſpires with rage, or all our cares diſſolves,
Can ſoothe diſtraction and almoſt deſpair:
That power is Muſic: —
Muſic exalts each joy, allays each grief,
Expels diſeaſes, ſoftens every pain,
Subdues the rage of poiſon and the plague;
And hence the wiſe in ancient days adored
One power of Medicine — melody and ſong.

ARMSTRONG, M. D.

Die Tobſucht kann beides ſthenisch und aſthenisch, die Ueberfüllung der Hirngefäſse mit Spannung oder Atonie verbunden ſeyn. Darnach muſs ſich die Cur in Beziehung auf Erregung richten. Man hat Urſach zu glauben, daſs die Manie aſtheniſch ſey, wenn ſie nach Erſchöpfung, nach angreifenden Geburten, ſtarker Ausleerung, nach einer heftigen Krankheit entſtanden iſt, mit Magerkeit, Kraftmangel, Bläſſe, Gliederzittern, partiellen und ſtinkenden Schweiſsen, Kurzathmigkeit nach leichter, und Ohnmacht nach ſtarker Bewegung verbunden iſt, und ſich

durch die antiphlogiſtiſche Curmethode verſchlimmert. Bey der aſtheniſchen Manie muſs man ſtärkende Mittel und eine kräftige Diät anwenden, Suppen, Ptiſanen und Thees vermeiden, die den Leib aufblähen, und ihn mit Cruditäten erfüllen. Zum Getränk paſst Waſſer oder Waſſer mit Wein und etwas Branntwein vermiſcht.

Ein verführtes und gefühlvolles Mädchen litt durch das Bewuſstſeyn ihrer Schuld und eine ſchwere Geburt, verlor den Verſtand und magerte ſich ab. Man verordnete ihr anfangs eine nahrhafte, dann eine kräftige Diät, China im Aufguſs und in Subſtanz, ſtärkte die Seele durch Zerſtreuung, Freundſchaft und Religion, und in Kurzem war ſie an Leib und Seele hergeſtellt. Eine andere zarte Frau verlor am dritten Tage nach der Geburt die Milch, und nachher den Verſtand. Ihre Ideen jagten ſich ohne Aſſociation, und hatten keinen Charakter, welches dem Wahnſinn der Kindbetterinnen eigen zu ſeyn ſcheint. Sie wurde auf die nämliche Art geheilt. Ein zartes und ſchwächliches Mädchen liebte die Pflanzenkunde und die Zeichenkunſt enthuſiaſtiſch. Sie ging und kletterte vom Morgen bis in die Nacht durch Feld und Wald, über Berge und Felſen, um Pflanzen zu ſuchen, ohne das Wetter zu achten, oder an ihre Nahrung zu denken, bis ſie ganz erſchöpft war. (Dieſer Enthuſiasmus gränzte ſchon nahe an Verrücktheit. R.) An

einem heifsen Tage fand fie ein Bauer, nachdem fie im Gebirge herumgeirrt war, völlig wahnfinnig am fcharfen Abhang eines Felfens fitzend. Sie war umringt mit zerriffenen Pflanzen und Zeichnungen, und deklamirte mit hoher Stimme und wilder Gefticulation Stellen aus dem Shakspeare. Man liefs fie zur Ader, gab ihr Laxirmittel ohne Erfolg. Nun bekam der Verf. fie in die Cur, behandelte fie nach einer entgegengefetzten Methode, und ftellte fie in Kurzem her.

Ein Wahnfinniger bekam von einem feiner Gefährten, den er neckte, einen fo heftigen Schlag in die Schläfe, dafs er wie todt niederfiel. Durch diefe Hirnerfchütterung wurde er hergeftellt. Ein anderer, der mehrere Jahre verrückt war, fiel rückwärts die Treppe herab, zerbrach die Hirnfchaale und mufste trepanirt werden. Dies heilte ihn zugleich von feiner Seelenkrankheit. Gregory erzählt einen ähnlichen Fall. Oft gefchieht es, dafs Verletzungen des Kopfs bald einzelne Seelen - Vermögen vernichten, bald ihre Entwickelung bewirken. Fabricius von Hilden erzählt den Fall, dafs ein Menfch durch einen Schlag auf den Kopf blödfinnig wurde. Haller erzählt das Beyfpiel, dafs ein Blödfinniger dadurch den Verftand bekam. Prieftley's Sohn war blödfinnig, und bekam feinen Verftand durch einen Fall vom Fen-

ſter. Ein trefflicher Mechanicus verlor den Verſtand, und öffnete mit beſonderer Geſchicklichkeit alle Schlöſſer. Einſt ſtieg er des Nachts aufs Haus, fiel herab, quetſchte ſich den Kopf, und zerbrach das Bein. Er hielt die Repoſition mannhaft aus, und war von dem Augenblick an bey vollem Verſtande, da er noch den Tag vorher heftig getobt hatte, verlor ihn auch nachher nie wieder. Merkwürdig war es, daſs er zugleich, da er vorher zu allerhand Ausſchweifungen geneigt, beſonders dem Trunke ergeben war, auch ſeinen Charakter veränderte, und ein nützliches Mitglied in der Geſellſchaft wurde.

Der Verf. kritiſirt nun die Wirkungen der chemiſchen Mittel auf Geiſteszerrüttung mit vielem Scharfſinn. Doch begnügt ſich der Rec. damit, nur ein Paar derſelben anzuführen. Die Brechmittel rühmt er ſehr in der Manie; oft haben ſie ſchnell geheilt, nie Schaden gethan. Giebt man dem Kranken am Abend vorher eine gewöhnliche Doſe Mohnſaft, ſo wirkt am andern Morgen das Brechmittel in geringer Doſis, und doch hinreichend ſtark. Er gab ſie auch in ſolchen Fällen, wo alle Anzeigen fehlten, und rettete zuweilen dadurch noch den hülfloſen Kranken. Noch mehr leiſteten ſie in der Melancholie. Sie leeren die gaſtriſchen Reitze aus, heben die Verſtopfungen im Unterleibe, erregen

das Saugader-Syſtem und den Darmkanal. Er giebt den Brechweinſtein, den weiſsen Vitriol, das Spieſsglanz-Glas mit Mohnſaft, oder den Brechweinſtein mit Calomel. Nach den Brechmitteln richtete er mit dem rothen Fingerhuth das meiſte aus. Ein Verrückter war wüthend, wenn ſein Puls 90, vernünftig, wenn er 70, melancholiſch, wenn er 50, und halb todt, wenn er 50 Schläge hatte. Der rothe Fingerhuth heilte ihn, durch welchen man ſeinen Puls immer in der Frequenz von 70 Schlägen zu erhalten ſuchte. Zuweilen nahm er drey Quentchen der Tinctur in drey bis vier Tagen. Der Einfluſs dieſes Mittels auf die Action des Herzens iſt bekannt; zugleich erregt es einen anhaltenden Eckel. Doch hängt der Effekt der Pflanze ſehr von ihrer Güte und der Doſis ab.

Merkwürdig ſind die Wirkungen, die der Verf. durch die Schaukel hervorbrachte. Sie beſtätigen den Rec. in ſeiner Idee, daſs die Acologie noch groſser Verbeſſerungen fähig ſey, und die organiſchen Wirkungen der mechaniſchen Mittel viel zu wenig gewürdiget ſind. Selbſt die Muſik gehört, wenn man ihren primairen Eindruck berückſichtiget, der mechaniſch iſt, in die Acologie. Es giebt eine doppelte Bewegung, die man durch die Schaukel hervorbringen kann, die gewöhnliche ſchwingende und die kreis-

för-

förmige. Zur letzten nimmt man einen Seſſel, an deſſen Ecken man vier Stricke befeſtiget, dieſe über demſelben durch einen Knoten vereinigt, und den Strick nun an einen Haken in der Decke ſo hängt, daſs der Stuhl einige Zoll über der Erde erhaben iſt. Der Patient wird mit Riemen um den Leib und an den Füſsen auf den Stuhl befeſtiget. Statt des Stuhls kann man ein Bette nehmen, alſo den Kranken theils in aufrechter, theils in horizontaler Stellung ſchwingen. Die Bewegungen können mit mehr oder weniger Schnelligkeit veranſtaltet werden. Die kreisförmige Bewegung wirkt mehr als die ſchwingende, jene in horizontaler Lage mehr als in perpendiculairer. Noch hat Darwin einen andern Vorſchlag gethan. Man ſoll einen Baum mit metallenen Zapfen verſehn, die auf dem Boden und an der Decke in einer Nuſs laufen, an demſelben einen horizontalen Arm anbringen, an welchen der Stuhl oder das Bette befeſtiget wird, und zwar ſo, daſs man es an dem Baum auf- und abziehen kann. Mittelſt dieſes Arms wird zugleich der Baum herumgeſchleudert. (Dieſe letzte Schaukel kann man noch durch einen Strick, den man um den Baum wickelt, nach Art der Baumkräufel, langſam und ſchnell, vorwärts und rückwärts bewegen, und die Bewegung plötzlich ſtopfen. Was für einen Erfolg mag wohl eine ſolche Alternative der Bewegung rechts- und links-

um haben? Aendert es den Effect, wenn der Kranke mit dem Geſicht oder mit dem Rücken gegen den Baum gekehrt iſt? Wie es dem Rec. ſcheint, läſst der Verf. eine bloſs rotatoriſche Bewegung auf einer Stelle machen; man kann aber auch noch den Stuhl am Strick eine kreisförmige Bewegung in einem weiten Bogen machen laſſen. R.) Sonderbar iſt die Wirkung dieſer rotatoriſchen Bewegung, daſs ſie Maniacos gegen Potenzen empfindlich macht, die vorher keinen Eindruck auf ſie hervorbrachten. Sie wirkt ferner als ein mechaniſches Anodynum, hat eine ſanfte einſchläfernde Kraft, und beruhiget durch wenige Schwingungen ſowohl die Seele als den Körper. Zuweilen folgt darnach ein Grad von Schwindel, eine Schwäche, die nicht zu fürchten iſt, und nach der Schwäche und dem Schwindel ein erquickender Schlaf, der in der Manie ſo ſchwer zu Stande gebracht werden kann, und dem weit vorzuziehen iſt, den man durch den Mohnſaft hervorbringt. Die ſchwingende Bewegung wirkt wenig auf den Maniacus, doch kann man ſie als eine ſanfte Art der Zähmung und der Strafe anwenden. Hingegen iſt die rotatoriſche ſelten ohne Effect. Die Verrückten werden freylich nicht ſo leicht ſchwindligt, doch widerſtehn ſie ſelten einem raſchen und fortgeſetzten Wirbel dieſer Bewegung. Sie wirkt nicht bloſs auf den Körper, ſondern auch auf die Seele, indem ſie Furcht erregt, die man dadurch vermehren kann,

dafs man den Patienten an einem finftern Ort fchaukelt, und um ihn herum ftarke Gerüche, Getöfe, und andere ftarke Eindrücke auf die Sinne verbreitet. Doch ift diefe Anwendungsart heroifch, und mufs mit Vorficht veranftaltet werden. Befonders heilfam ift die Schaukel für Kranke, die zugleich fchwindfüchtig find. Zuweilen raubt die rotatorifche Bewegung dem Patienten fo fehr alle feine Muskelkraft, dafs, wenn er kaum mit vier Perfonen auf die Schaukel gebracht werden konnte, nachher eine zureicht, ihn zurück zu führen. Ein ftärkerer Grad der Bewegung erregt meiftens mehr oder weniger Schwindel, Bläffe, Eckel, Erbrechen, und unwillkührliche Ausleerung des Urins. Nachher erfolgt Schlaf. Die Schaukel wirkt alfo auf die Magengegend, und bringt Erbrechen hervor. Man kann fie anwenden, wo das Erbrechen angezeigt ift, aber die Kranken kein Brechmittel nehmen wollen (oder nicht nehmen können, z. B. bey einer Bräune. R). Ja dies mechanifche Brechmittel hat Vorzüge vor den chemifchen, weil man durch die Intenfität und Extenfität der Bewegung einen vorübergehenden oder anhaltenden Eckel, ein leichtes oder volles Erbrechen nach den Umftänden erregen kann. Es ift unglaublich, welche Menge von Cruditäten die Kranken oft mit der gröfsten Erleichterung von fich geben. Die Schaukel wirkt ferner auf das Gefühl

und auf das Bewufstfeyn, denn fie erregt auch im Finftern Schwindel. Erft entfteht Bläffe, dann Eckel, Veränderung im Pulfe, Schwindel, Schwäche, Abfpannung der Muskelkraft und Schlaf, lauter Erfcheinungen, die von Eindrücken auf das fenfible Syftem, Nerven und Gehirn, herrühren. Das Mittel wirkt alfo direct auf die Organe, in welchen vorzüglich der Sitz der Krankheit ift. (Wahrfcheinlich mufs man bey diefen Erfcheinungen nicht fowohl auf die Metamorphofen des Beharrlichen, als vielmehr auf die Temperatur-Veränderungen des Inponderablen Rückficht nehmen, das den Gefetzen der polarifchen Körper folgt. Rec. erinnert hiebey an die Wirkungen des Reitens und des Seefahrens in medicinifcher Hinficht, und hatte längft die Idee, ein Schaukelhaus über einer Waffermühle zu bauen, welches durch den Mechanismus derfelben in einer immerwährenden oscillatorifchen Bewegung erhalten werden könnte. Dadurch würde man allerdings den Einflüffen acologifcher Mittel auf die organifchen Lebensproceffe näher auf die Spur kommen. Allein jetzt ift auch das Fünkchen der Hoffnung erlofchen, das ihm noch fchimmerte, für die Cultur der Wiffenfchaften wirken zu können. R.)

Ein Kranker, der gefühllos für alle Eindrücke, und unbeweglich wie eine Bildfäule war, mit halb offenen Augen lag, und nur

dann und wann durch tiefe Seufzer Zeichen des Lebens von ſich gab, in ſechs Tagen keine Oeffnung gehabt, und in vier und zwanzig Stunden keinen Urin gelaſſen hatte, wurde auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen ſah man es ihm an, daſs er unangenehme Empfindungen habe, er regte ſich, wurde blaſs, bat um Entlaſſung, und verſprach, in allem zu folgen. Man entlieſs ihn. Er klagte über Schwindel, Eckel, war erſchöpft, der Ohnmacht nahe, und fiel in einen tiefen Schlaf von drey Stunden. Nach dem Erwachen hatte er ſich in nichts geändert, und weigerte ſich etwas zu nehmen. Den folgenden Tag wurde er wieder auf die Schaukel gebracht, und nach einigen raſchen Umdrehungen fing er an zu brechen. Er bat wieder um Entlaſſung. Dies geſchah. In einem hülfloſen Zuſtande wurde er zu Bette gebracht, worin er ſechs Stunden lang ſchlief. Dann nahm er eine ſchwache Mercurial-Laxanz, die ſtark wirkte, ob er gleich vorher weit ſtärkere ohne Erfolg genommen hatte. Der Verf. verordnete eine nahrhafte Diät und viele Bewegung in freyer Luft. Weigerte er ſich einmal, in allem zu folgen, ſo war es genug, ihm mit der Schaukel zu drohen. Nach und nach genaſs er vollkommen. Ein anderer, der aber in einem aufgereitzten Zuſtande war, keine Arzneyen nehmen wollte, Tag und Nacht ſchrie und lärmte, wurde auf die Schaukel gebracht. Die erſten fünf Minuten

waren ohne Erfolg, vielmehr ſchien ihn der Vorgang zu amüſiren. Allein nun wurde die Bewegung vermehrt, und alsbald fingen ſeine Geſichtszüge an ſich zu verändern, er wurde blaſs, liefs den Urin gehen, bat um Entlaſſung. Nach einigen ſchnellen Umdrehungen brach er ſich, das Haupt fiel auf die Schultern, und er war ſo ganz aller Muskelkräfte beraubt, daſs eine Perſon ihn zu Bette bringen konnte. Er ſchlief neun Stunden lang, erwachte erquickt, nahm abwechſelnd eine Laxanz, muſste ſich in freyer Luft viel bewegen, und genaſs vollkommen.

Ein Mann, der den Trunk liebte, fiel in ein hitziges Fieber mit Irrereden, und wurde von demſelben geheilt. Nach der Geneſung berauſchte eine geringe Quantität gegohrner Getränke ihn, und im Rauſch äuſserte er Spuren einer Geiſteszerrüttung, grotesque Ideen, wunderbare Aſſociationen, Vertheidigungen abſurder Meinungen mit vielem Scharfſinn, die nahe an Wahnſinn gränzten. Endlich kam er vollkommen um ſeinen Verſtand. Die beſten Mittel, in ſtarken Doſen, leiſteten keine Wirkung. Er wurde auf die Schaukel gebracht, die ihm Furcht, unangenehme Gefühle, Schwindel, heftiges Erbrechen, Durchfall und Diureſis erregte. Dies machte ihn ruhiger, heilte ihn aber nicht. Ein anderer hatte keine Wirkung von der Schaukel, wenn ſie ihn amüſirte; hingegen wirkte ſie,

wenn man zu gleicher Zeit Furcht bey ihm erregen konnte. An ſolchen Tagen, wo die Schaukel gewirkt hatte, war er weit empfänglicher für Nahrung, Bewegung und Arzneyen.

Ein zartes Mädchen mit einer vollkommnen Anlage zur Hectik in dem Bau ihres Körpers wurde ſchwindſüchtig, und bald nachher verrückt, faſt ohne allen Nachlaſs. Nun hörten alle Symptome der Lungenſucht auf. Sie nahm an Volum und an Kräften zu, aber ihre Geſichtszüge behielten einen eigenthümlichen Ausdruck, der ſich nicht beſchreiben läſst. Arzneyen fruchteten nichts. Sie wurde auf die Schaukel gebracht, anfangs um den andern Tag, zehn Minuten lang. Allein die Bewegung ſchien ſie zu ergötzen, und leiſtete keinen Effect. Nun wurde ſie alle Tage funfzehn Minuten lang, und mit vermehrter Schnelligkeit gedreht. Darauf erfolgte Bläſſe, Eckel, Erſchöpfung. Dann wandte man das Mittel wieder nur um den andern Tag an, wo die Wirkungen deſſelben in wenigen Minuten entſtanden, nämlich ein ſtarkes Erbrechen, Mattigkeit, und beſonders Schlaf, an welchem ſie vorher Wochenlang Mangel gehabt hatte, obgleich alle Arten Schlafmachender Mittel waren verſucht worden. In der Zwiſchenzeit bekam ſie Stärkungsmittel, ſie muſste ſich in freyer Luft viel bewegen, nahrhaftere Speiſen eſſen. In dem Maaſse als ſie für Seelen-

Reitze empfänglicher ward, fuchte man ihren Geiſt zu unterhalten. Die freyen Zwiſchenzeiten verlängerten ſich, die Anfälle wurden an Zahl und Heftigkeit geringer, und ſie genaſs an Seele und Körper, nicht allein vom Wahnſinn, ſondern zugleich auch von der Lungenſucht ohne Rückfall.

Ein finſterer junger Menſch, der mehr Fleiſs als Genie hatte, ein muſterhaftes Leben führte, und alle ſeine Pflichten, vorzüglich die religiöſen mit äuſserſter Strenge erfüllte, täglich die Bibel las, und alles in derſelben für eine göttliche Inſpiration hielt, wurde durch einige unbedachtſame Ausdrücke ſeines Lehrers ſo erſchüttert, daſs er vollends allen Muth verlor, und ſich das Leben genommen haben würde, wenn er nicht die Sünde des Selbſtmordes gefürchtet hätte. Einſt las er die Stelle, daſs man ſeine Hand abhauen und ſein Auge ausreiſsen ſolle, wenn dieſe Glieder Aergerniſs machten. Dies brachte ihn auf die Idee, ſich zu caſtriren; welches er auch wirklich mit einer Scheere vollkommen ausführte. Er wurde zwar von ſeinen Wunden geheilt, aber ſeine Seele war finſterer als vorher. Er glaubte ewig verdammt zu ſeyn; war ſtumm, ohne Bewegung, taub gegen die gewöhnlichen Reitze der Natur, öffnete die Augen nie, und nichts vermogte ihn dazu, Nahrung zu nehmen. Sechs Wochen

lang wurde ſie ihm mit Gewalt und mit der peinlichſten Anſtrengung beygebracht. Nach acht Wochen öffnete er zuweilen die Augen halb, und ſein Geſicht veränderte ſich der Art, daſs ſeine Phyſiognomie die leerſte und ausdrucksloſeſte war, welche man ſich nur denken kann. Man gab ihm Feder und Dinte, und er ſchilderte ſeinen Zuſtand mit den ſchwärzeſten Farben, und der Zweifel an der Gnade Gottes reitzte ihn unaufhörlich zum Selbſtmord. Immer muſste er noch mit Gewalt gefüttert werden. Dann verſprach er Nahrung zu nehmen, wenn man ihm erlaubte, ſich vor und nach der Mahlzeit zu baden. Dies geſchah; doch nahm er ſo wenig Nahrung, daſs er dabey hätte verhungern müſſen. Kurz, ſeine Hartnäckigkeit war unüberwindlich. Der Verf. kam oft auf die Gedanken, ob es nicht beſſer ſey, ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, als den gewaltſamen Proceſs des Zwangs fortzuſetzen. Endlich wurde er mit geſchloſſenen Augen, wie ein lebloſer Klotz auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen öffnete er das eine, dann das andere Auge, fing an ſich zu regen, Eckel, Erbrechen zu bekommen. Man fragte ihn, ob er Nahrung zu ſich nehmen wolle? Er weigerte ſich. Nun wurden die Umdrehungen fortgeſetzt und vermehrt, bis zum ſtarken Erbrechen. Nun verſprach er zu folgen, weigerte ſich aber von neuem, als er entlaſſen war. Allein die Drohung, ihn wieder auf die

Schaukel zu bringen, wirkte. Er folgte einige Tage. Dann kehrte ſeine vorige Halsſtarrigkeit allmählig zurück. Man muſste zwey bis drey Mal von neuem ſeine Zuflucht zur Schaukel nehmen, bis er vollkommen folgſam war, und ganz hergeſtellt wurde.

Ein Mädchen, das von geringen Urſachen Catarrhe bekam, und an unregelmäſsigen Ausleerungen des Stuhls und des Monatlichen litt, verlor den Verſtand allmählig ganz. Bald wiederholte ſie ein Wort Stundenlang, bald äuſserte ſie die ſonderbarſten Einbildungen, verbunden mit Geſchrey und wilden Geſticulationen. Alles war umſonſt verſucht, und ſie wurde als eine Unheilbare dem Verf. bloſs zur Verwahrung übergeben. Er wandte die Schaukel zwiſchen Frühſtück und Mittagsbrodt an. Die Anſtrengung des Transports hatte ihren Puls auf 100, ihr Athmen auf 36 in einer Minute, und ihre Transſpiration bis zu einem ſtarken Schweiſs vermehrt. Ihre Ideen waren unzuſammenhängend, und jagten ſich. Die Bewegung wurde in aufrechter Stellung angewandt und allmählig vermehrt. In den erſten fünf Minuten kehrten bloſs der Puls, die Hitze und die Reſpiration zur natürlichen Ordnung wieder zurück; in den folgenden fünf Minuten änderte ſich die Ideenjagd, das Geſicht wurde blaſs, das Auge matt, die Lippen zitterten. Die Bewegung wurde plötzlich geſtopft.

Dies alterirte sie. Sie nahm einige der sie umgebenden Objecte wahr, welches vorher Wochenlang nicht geschehen war. Sie fühlte sich angegriffen, unbehaglich, wurde entlassen, ins Bette gelegt. Der Puls war 65, die Respiration 16 in einer Minute. Sie schlief einige Stunden, die Haut war trocken und kühl, aber die Stimmung der Seele blieb unverändert. Nach einigen Tagen wurde sie wieder, und zwar vor dem Frühstück auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen veränderten sich nicht allein ihre Gesichtszüge, sondern auch die Stimmung der Seele; in fünf Minuten entstand Eckel, Speichelfluss und Würgen, der Puls kam auf zwanzig, die Respiration auf vier in einer Minute herab. Ihre Schwatzhaftigkeit nahm ab, und ihre Aufmerksamkeit haftete an einigen Gegenständen; sie rief einen Wärter bey Namen, erinnerte sich ihrer Person, einige ihrer Kleidungsstücke erregten in ihr die sonderbarsten Vorstellungen, sie bemerkte das Ameublement des Zimmers, die Maschine selbst, aber urtheilte über alles abgeschmackt. Doch kehrte augenblicklich ihr ganzer voriger Zustand zurück. Die Anwendung der Schaukel wurde mehrere Wochen fortgesetzt, es erfolgte Eckel, Erbrechen, Mattigkeit und Schlaf darnach. Nun musste sie schneller und länger gedreht werden, wenn die nämlichen Wirkungen entstehen sollten. Das Monatliche stellte sich ein, doch mit

Mattigkeit und Rückenſchmerz, welches man vorher durch kein Mittel hatte herſtellen können. Sie beſſerte ſich zwar, war aber immer noch angeheftet an die Vorſpiegelungen ihrer verwilderten Phantaſie. Die Maſchine wurde nur alle fünf Tage angewandt. Man verordnete ihr eine gute Diät, Bewegung, Fuſsbäder, Columbo und Gewürze, und legte zur Zeit der Periode warme Fomentationen um die Füſse und auf den Unterleib. Seele und Leib erholten ſich; ihr Körper wurde ſtärker, die Geſichtszüge natürlicher, ihre Seele ſank zwar noch dann und wann in die alte Schwärmerey zurück, aber ſie konnte doch anfangs ſchwer, dann leichter abgezogen werden. Allmählig wurde ſie ganz hergeſtellt.

Dieſe Beobachtungen beſtätigten den Verf. darin, daſs die Wirkung der Schaukel vorzüglich von dem Zuſtande des Nervenſyſtems abhänge, deswegen bald wenig bald viel, ſchnell oder langſam, bey geringer oder ſtarker Bewegung ihren Effect leiſte. Sie wirkt ſogar bey den nämlichen Perſonen zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Ihre Wirkungen ſind vorübergehend oder anhaltend; dies meiſtens, wo ſie ſchwer, jenes, wo ſie leicht entſtehn. Sie vermindert die überſpannte, vermehrt die abgeſtumpfte Empfindlichkeit, zieht ſie alſo von beiden Seiten her an den Normalgrad heran. Ver-

mittelſt dieſer Kraft iſt ſie im Stande, für Eindrücke empfänglich zu machen, denen ſonſt das Nervenſyſtem widerſtand, die Action des Herzens zu rectificiren und zu vermindern, die Hirngefäſse zu entledigen, und die natürliche Phyſiognomie des Geſichts herzuſtellen. Der Verf. meint, ſie werde in allen phthiſiſchen Krankheiten heilſam ſeyn, das hectiſche Fieber vermindern, wider Naſenbluten und Blutſpeyen wirken, und die Stelle der Seereiſen vertreten können, beſonders wenn ſie mit einer Mechanik verbunden werde, durch welche man die Luft des Zimmers modificiren, und in Bewegung ſetzen könne. Wirkt das Mittel in einzelnen Fällen gar nicht, ſo muſs man es in abgeänderter Stellung, zu einer andern Tageszeit, mit gefülltem oder leerem Magen anwenden. Nie verfagte daſſelbe ſeinen Effect, wenn der Verf. unter den bemerkten Umſtänden vorher ein bis zwey Gran Zinkvitriol oder Brechweinſtein, oder am Abend vorher beym Schlafengehn Mohnſaft gegeben hatte, und dann die Schaukel am andern Morgen vor dem Frühſtück anwandte. Für Tobſüchtige, die alle Hülfen von ſich weiſen, jedem Mittel widerſtehn, unaufhörlich ſchreyen und poltern, meiſtens unheilbar ſind und bald ſterben, iſt die Schaukel das letzte Mittel. Viele dieſer hülfloſen Kranken würde man durch ſie haben retten können. Man kann ſie anwenden, wie halsſtarrig und wüthend die Kranken auch

ſeyn mögen. Sie wirkt mit unwiderſtehlicher Kraft, und doch ſind ihre Wirkungen nicht dem Zufall anheim gegeben, ſondern könn n auf beſtimmte Weiſe geregelt werden. Wenn Verrückte beſchloſſen haben, ſich zu tödten, aber an der Ausführung ihres Vorſatzes gehindert werden, und nun auf den Entſchluſs kommen, dem man faſt durch kein Mittel begegnen kann, ſich durch Hunger das Leben zu nehmen; ſo iſt noch die Schaukel zur Rettung übrig. Sie fürchten dieſelbe mehr, als ſie das Leben haſſen. Sie dient als moraliſches und mediciniſches Mittel in Fällen, wo zwar die Geiſtes-Krankheit unheilbar iſt, und von organiſchen Fehlern herrührt, aber durch üble Gewohnheiten vermehrt wird, oder dem Arzte unzugänglich iſt, weil der Kranke ohne alle Receptivität für ſeine Mittel iſt. Hieher gehört der mit Fallſucht zuſammengeſetzte Wahnſinn. Die Anfälle der Fallſucht werden durch den täglichen Gebrauch der Schaukel ſeltner und milder. Kommen dieſelben zu beſtimmten Zeiten, ſo kann man ihnen durch die zeitige Anwendung derſelben vorbeugen, ſelbſt dann noch, wenn die Vorboten ſchon da ſind. Endlich iſt ſie noch, in Verbindung mit andern Mitteln, heilſam, wo das Monatliche fehlt. Die perpendiculaire Stellung paſst mehr für wüthende, die horizontale Lage für entgegengeſetzte Kranke. Die Bewegung der Schaukel wird allmählig vermehrt. Zuweilen leiſtete die Einreibung des

Brechweinſteins unmittelbar auf den abgeſchornen Kopf gute Dienſte.

Den Beſchluſs dieſes intereſſanten Werks macht der Verf. mit einer Anwendung der Pſychologie der Geiſtes-Kranken auf die Rechtspflege. Wenn es gleich leichter iſt zu tadeln als zu verbeſſern, ſo ſind doch die Geſetze in Betreff dieſes Gegenſtandes ſo mangelhaft, daſs ſie allerdings einer Reviſion bedürfen. In dem Maaſse, als es in manchen Fällen ſchwierig iſt, über die Gegenwart, die Art und den Grad einer Geiſteszerrüttung zu entſcheiden, iſt es abſurd, dieſe Entſcheidung und mit derſelben die Freyheit der Staatsbürger für eine Zeitlang, und ihre Reputation für immer jedem Menſchen anzuvertrauen, der ein Arzt zu ſeyn vorgiebt.

Jeder Arzt, der ein Certifikat über Geiſteszerrüttung ausſtellt, muſs die Schwierigkeit dieſes Geſchäfts und die Folgen, die von ſeiner Entſcheidung abhängen, lebhaft vor Augen haben. Er muſs ſich erinnern, daſs Einbildungen, Verworrenheit der Ideen, eigenthümliche Manieren, ſelbſt falſche Urtheile nicht immer auf Verrücktheit hinweiſen, ſondern oft Folgen körperlicher Fehler und ſymptomatiſche und vorübergehende Zuſtände ſeyn. Daher beobachte er die Merkmale einer angeblich-vorhandenen Geiſteszerrüttung genau und in allen veränderten

Verhältniſſen. Wo die Symptome im Gleichgewicht ſtehn, warte er die Zeit ab. Er unterrichte ſich von jedem beſondern Umſtand, der mit der Geſchichte des Falles in Verbindung ſteht, und von der Beſchaffenheit des Gegenſtandes, in Betreff deſſen der Kranke irrt. Nie verrathe er der zu unterſuchenden Perſon ſeine Abſicht. Nie entſcheide er nach dem erſten Anſchein, ſondern erwäge es, daſs es Eigenheiten giebt, die mit Geiſteszerrüttungen groſse Aehnlichkeit haben, aber von der Conſtitution, der Erziehung, moraliſchen Haltung des Kranken, von Leidenſchaften und andern Eindrücken auf die Seele abhängen. Wo die Verrücktheit nicht auf den erſten Blick in die Augen ſpringt, muſs jede Handlung, die den Anſtrich der vermutheten Krankheit hat, genau und vorher beobachtet werden, ehe der Arzt zu dem Kranken kömmt. Er muſs den Urſachen ſolcher Handlungen nachſpüren, wiefern ſie dieſelbe zureichend begründen oder Folgen eines kranken Verſtandes ſind; die Motive muſtern, die die Verwandten bey dem Geſuch um ein Certifikat haben können; es erwägen, ob der Kranke eine erbliche Anlage habe, Ausſchlags-Krankheiten, unterdrückte periodiſche und habituelle Ausleerungen, oder andere bekannte Urſachen des Wahnſinns Statt gefunden haben.

Es

Es ist unglaublich, mit welcher Schlauheit und Geschicklichkeit einige Kranke sich verbergen können, wenn sie es merken, dass man ihrer Verrücktheit aufpasst. Einige raisonniren so wahrscheinlich, und nehmen das Mitleid ihres Beystandes mit so gutem Erfolg in Anspruch, dass man wirklich an ihrem Wahnsinn zu zweifeln anfängt. Hier muss man es abwarten, bis neue und unbezweifelte Ausbrüche ihrer Krankheit entstehn. Der Doctor Gregory musste drey Frauenzimmer einer Familie untersuchen, die des Wahnsinns verdächtig waren. Sie kamen einzeln vor ihn, und jede entwarf mit so vielem Ausdruck das traurige Gemählde des Zustandes der übrigen, dass wirklich die beiden ersten ihn irre führten, und er es erst merkte, dass sie wirklich alle drey verrückt waren, als auch die dritte die nämliche Schilderung der vorigen darlegte. In einem andern Fall erzählte ein Wahnsinniger in Gegenwart des Doctor Gregory's, seiner Freunde und einiger Magistrats - Personen seine Geschichte so wahrscheinlich und bestimmt, dass die letzten, der Protestation des Arztes ohnerachtet, ihm die Fesseln abnahmen. In dem nämlichen Augenblick fuhr er mit einer solchen Wuth auf seine Freunde los, dass ihr Leben dabey in Gefahr kam. Weder die scheinbare Vernunft einer des Wahnsinns verdächtigen Person, noch die Gegenwart der eigenthümlichen Symptome

deſſelben, darf unſerem Urtheile eine entſchiedene Richtung geben, es beſtechen. Das erſte kann Folge einer momentanen hellen Zeit, das letzte Folge einer Leidenſchaft oder Berauſchung ſeyn. Betrügt uns der Schein; ſo bleibt eine gefährliche Perſon in der Geſellſchaft, oder eine unſchuldige wird aus ihr entfernt. Schwer ſind die Fälle, wo über die Zurechnungsfähigkeit einer Handlung entſchieden werden ſoll, wo die Seele an einem Gegenſtand haftet, einer beſonderen Denkart als Folge einer fehlerhaften Erziehung nachhängt, der dem eignen Spiele der Phantaſie überlaſſene Geiſt keinen Troſt in der Freundſchaft findet, durch nichts abgezogen, zerſtreut, oder von Gewiſſensbiſſen geängſtiget wird, ohne alle moraliſche Zucht iſt, oder wo die Umſtände es gebieten, den Heuchler zu ſpielen.

Oft ſetzen die ſcharfen Urtheile, der treffende Witz und die Originalität der Gedanken den zufälligen Beobachter in ein ſolches Erſtaunen, daſs er darüber die Spuren der hoffnungsloſen Krankheit vergiſst. Und doch ſind eben dies die Fälle, wo man am meiſten auf ſeiner Huth ſeyn, und die wirkſamſten Maaſsregeln ergreifen muſs. Es iſt unglaublich, mit welcher Schlauheit die Kranken ſelbſt den erfahrenſten Arzt zu betrügen oder zu ihrem Endzweck zu kommen wiſſen. Ein Patient, der ſich einem benachbarten Journaliſten als Candidat bey der nächſten

Parlements-Wahl empfehlen wollte, und keine Schreibmaterialien hatte, riſs ein weiſses Blatt aus der Bibel, ſchnitt ſich aus Stroh eine Feder mit einen Glaſsſcherben, machte Dinte aus Kirſchſaft, eine Oblate aus gekautem Brodt, und prägte das Familien-Petſchaft auf. Den Brief ſchlug er in ein Couvert mit der Auffchrift, unmittelbar auf die nächſte Poſt abzugeben, und gab ihn einem Obſtmädchen zur Beſtellung mit einem Schilling, obgleich ſein Bedienter ihr zur Seite ſtand und Obſt einkaufte. Man beachte in ſolchen Fällen die Natur der Seelenkrankheit und die Gröſse der Abweichung von der gewohnten Denk- und Handlungsweiſe; man verzögere oder ſetze ganz die Entſcheidung bey Seite, wenn die Verrücktheit gering, ruhig und ohne Gefahr iſt. Der Verſtand hat ſeine Grade, und jedes Individuum ſeine Eigenheiten, ſo daſs es ſchwer iſt, zu entſcheiden, wo dieſer Zuſtand endet, und die Verrücktheit anfängt, was Ausbruch des Genies oder Symptom einer zerrütteten Seelen-Function iſt. Jede Krankheit iſt ſo groſs, als ſie von dem gewohnten Zuſtande abweicht, und wie weit ſie von demſelben abweicht, kann nur der beurtheilen, der den Patienten vorher genau gekannt hat. Es giebt Individuen, deren einzelne Seelenkräfte hervorſtechen, aber doch Mangel an geſundem Menſchenverſtande haben.

Es ſey feſte Regel für jeden Arzt, niemanden für wahnſinnig zu erklären, der es nicht durch ſeine Handlungen beweiſt. Die bloſse Denkart allein kann nicht verdammen. Doch muſs man auch auf der andern Seite es immerhin vor Augen haben, daſs Menſchen durch Gewohnheit, Leidenſchaft und ſchlechte Grundſätze zu den grauſamſten Handlungen eines Verrückten getrieben werden können.

Habituelle Trunkenbolde kann man ſchwerlich verrückt nennen. Doch betragen ſie ſich wie Menſchen, deren Verſtand zerrüttet, deren moraliſches Gefühl erloſchen iſt. Endlich verfallen ſie wirklich durch die Fortdauer des Laſters in eine Art von Fatuität, die an Wahnſinn gränzt. Doch iſt der Trunk ein Akt der Willkühr, und jeder freye Mann für ſein Betragen verantwortlich. Daher entſchuldiget auch nach den Geſetzen der Rauſch ein Verbrechen nicht. Indeſs iſt es auffallend, daſs, da der Trunk Leib und Seele zerſtört, und eine häufige Urſache der Verrücktheit iſt, die Polizey ſich nicht ins Mittel ſchlägt und dieſe Gefahr abwendet. Die Wirkungen des Rauſches ſind verſchieden. Einige Trunkene ſind excitirt, andere deprimirt; einige hell, andere ſtumpf, einige bloſs an der Seele, aber nicht am Körper, andere an Seele und Körper verletzt. Bey einigen hören die Symptome mit dem Rauſch

auf, bey andern ſind die Intervalle zwiſchen den Paroxysmen des Rauſches nicht rein, die Symptome des Rauſches in der Verrücktheit mit einander vermiſcht, und dieſe werden meiſtens bald Märtyrer ihres Laſters, verfallen in Schlafſucht, Schlagfluſs, Wahnſinn und Blödſinn. Einige Trunkenbolde treibt das peinliche Gefühl zum neuen Rauſch, in andern erregt es eine kranke Reitzbarkeit und eine Dispoſition zu Leidenſchaften, die ſie unwiderſtehlich zu abſurden oder gewaltſamen Handlungen treibt. Beide kommen in der Folge leicht um ihren Verſtand. Sollte man dergleichen Menſchen nicht einſperren, um ſie zu retten?

Andere Fälle giebt es, wo die Geiſteszerrüttung am Tage liegt, und der Arzt ſie atteſtiren muſs, wenn es gefordert wird, aber der Deciſion gemäſs, beſonders in Betreff der Sperre, nicht gehandelt werden kann. Dahin gehört der Wahnſinn, der die Folge eines Fiebers, ſtarker Ausleerungen, Entkräftungen, angreifender Geburten, Verletzungen des Kopfs, narcotiſcher Subſtanzen und anderer Gifte oder heftiger Leidenſchaften iſt. In allen dieſen Fällen kehrt oft der Verſtand mit der Herſtellung der Kräfte und der Geſundheit wieder.

Mit Recht tadelt der Verf. die engliſchen Geſetze, nach welchen jeder, der ein Certifikat über Wahnſinn nachſucht, zur Ausſtellung deſ-

ſelben, nach ſeiner Willkühr jeden Arzt, Wundarzt oder Apotheker wählen kann, wie unwiſſend dieſe Perſonen auch ſeyn mögen. In ſchwierigen Fällen, wo die Symptome nicht entſcheidend ſind, meint er, müſſen wenigſtens zwey, oder gar eine Comitee aus mehreren Aerzten zu Rathe gezogen werden, und keine Certifikate paſſiren, die ſich nicht auf wiederholte Beſuche und Unterſuchungen gründeten. Dann, ſagt er, ſey es eine Lücke in der Geſetzgebung, daſs ſie zwar Certifikate für nothwendig erachte, zur legalen Sperrung einer des Wahnſinns verdächtigen Perſon aber nicht eben ſo auch Unterſuchungen anordne, die ihre Befreyung bezielen, und die Geneſung beſtätigen. Solche Unterſuchungen, meint er, müſsten durch den Arzt, der den Kranken behandelt, und den Gang der Krankheit beobachtet habe, im Beyſeyn der Freunde des Patienten geſchehen, und ſich vorzüglich auf den Gegenſtand ſeines Irrthums beziehn. Nie, ſagt er, ſoll man einen Reconvalescenten der Geſellſchaft zurückgeben, der nicht wenigſtens ſchon einen Monath vor der Unterſuchung wieder bey Verſtande geweſen, und im Stande iſt, mit Ruhe über ſeine Krankheit Reflectionen anzuſtellen. Nach der Herſtellung von Seelenkrankheiten bleibt oft die Seele ſo ſchwach, wie der Körper nach der Geneſung von einem hitzigen Fieber. Hier kann der Reconvalescent nicht gleich wieder zu ſeiner gewohnten Diät

und Beſchäftigung gelaſſen werden, wenn man ihn nicht einem Rückfall ausſetzen will, dort kann er nicht wieder unter die gewohnten Objecte gebracht werden, ohne die nämliche Beſorgniſs.

In gerichtlichen Fällen, wo die Fähigkeit einer Perſon zu beſtimmten Geſchäften, oder ihre Zurechnungsfähigkeit bey einem begangenen Verbrechen in Anfrage ſteht, iſt die Entſcheidung beſonders alsdann miſslich, wenn der Krankheits-Zuſtand ungewiſs, der Verſtand bloſs erſchüttert, nicht umgeſtürzt iſt. Eben ſo miſslich ſind die Anfragen über den Seelen-Zuſtand eines Menſchen zur Zeit eines begangenen Verbrechens. Der Verf. erklärt ſich für die hellen Zwiſchenzeiten, die andere haben leugnen wollen. Der Wahnſinn, ſagt er, iſt zuweilen wie jede andere Krankheit, intermittirend; einige Kranke irren nur in Betreff eines Punktes, in allen andern Stücken ſind ſie vollkommen vernünftig, und daher ſchuldig, wenn ſie ein Verbrechen begehen, das mit dem Gegenſtand ihres Wahns nicht aſſociirt iſt. Man ſoll in ſolchen Fällen alle Umſtände wohl erwägen. Hat der Thäter keinen hinreichenden Grund zu ſeiner Handlung gehabt, läſst er nach derſelben weder Reue noch Gewiſſens-Unruhe an ſich ſpüren, ſucht er ſeine That nicht zu entſchuldigen, macht er keine Verſuche zu entweichen,

und erinnert er sich der Umstände nicht, die mit derselben in Verbindung waren, so muss er für unschuldig, im Gegentheil für schuldig erklärt werden. Die Zurechnungsfähigkeit richtet sich nach dem Zustande, in welchem das in Anfrage stehende Individuum zur Zeit der That war; aber nicht nach dem Zustande, in welchem es zur Zeit der Untersuchung ist. Denn es ist möglich, dass ein Mensch im Anfall des Wahnsinns ein Verbrechen begeht, und nach demselben zu Verstande kommt; oder dass er mit voller Ueberlegung handelt, und nachher in Wahnsinn verfällt. Endlich können sich noch Verbrecher aus Bosheit, oder um der Strafe zu entgehen, wahnsinnig stellen. Doch gehört viel Kunst dazu, diese Rolle zu spielen. Denn die Denkart und Handlungsweise, Sprache, Blick und der Ausdruck des Gesichts sind im Wahnsinn so eigenthümlich, dass sie schwer nachgemacht werden können. Zugleich muss man noch das in Anfrage stehende Individuum heimlich beobachten, und Reitze auf ihn anwenden, die entweder schmerzhaft, oder gegen welche wirkliche Verrückte meistens gefühllos sind.

Reil.

WELLCOME LIBRARY INSTITUTE

Regiſter

zum erſten Bande.

A.

Aeuſsere das, deſſelben chemiſche, mechaniſche und pſychiſche Einwirkung auf die Organiſation 254.

Akologie 199.

Anatomie, was ihr Object iſt 197.

Anſchauung 265.

Arzneykörper 231.

Arzneykunde 222.

— gerichtliche, giebt es eigentlich nicht 165.

Aſthenie des Denkvermögens 38, 40 u. f.

Ausdrücke figürliche, von der Seele 131.

— pſychologiſche, öftere Unbeſtimmtheit derſelben 9.

Aufsenwelt, die ganze, in wiefern ſie Arzneykörper ſeyn kann 231.

B.

Blödſinn 531. 544. ſ. auch Wahnwitz.

Brechmittel bey der Manie 615. und Melancholie, ebend.

C.

Chemiſche Gemeinſchaft des Organismus mit ſeiner Aufsenwelt 223.

Chirurgie 168. 190. 192. Was in die Theorie derſelben gehöre 191.

Cox Beobachtungen über den Wahnſinn 594.

Crichton, ſein ungegründeter Tadel des Moritziſchen Magazins 159.

D.

Dämoniſche, welche Kranke man ſo genannt, und warum 449. 451.

Denkvermögen, ſ. Aſthenie, auch Starrſucht.

Dialekte einer Sprache, wie ſie für die Pſychologie zu benutzen ſind 461.

Dummheit, Sprache des Dummen 531. ſ. auch Verſtandesſchwäche.

E.

Eindruck, pſychologiſch erſchütternder 362.

— primairer pſychiſcher 262.

Einfluſs, rein phyſiſcher, äuſserer Urſachen auf den Körper 23. Wichtigkeit deſſelben für die pſychiſche Medicin 24.

Einheit des organiſchen Leibes 850. der Seele, ebend.; und beider ebend.; iſt bey vollkommner Lebenskraft im höchſten Grade vorhanden 559.

Empfindbare, das, iſt nicht einfach 254.

Empfindung 263. 265.

Entſchluſs, ſ. Ueberlegung und Feſtigkeit.

Epidemiſche Krankheiten, ſ. Verrückte.

F.

Fehler, pſychologiſcher, in der Behandlung eines Wahnſinnigen 374. 388. 409.

Feſtigkeit des Vorſatzes, beweiſet nicht, daſs die Handlung, worauf er gerichtet iſt, frey ſey 430.

Furcht, wahnwitzige 355.

G.

Gall'ſche Organenlehre 35. 152.

Gefühl, das, in der ganzen Haut geht bey einem Menſchen, nachdem er auf den Kopf gefallen, verloren 211.

Gefühlsſprache 550.

Gefühlvermögen, iſt vom ganzen Körper abhängig 39.

Geiſteszerrüttung 104. ihre Vorläufer 596.

Gehirn, ſein Centralpunkt iſt dynamiſch und beweglich 578.

Gemeingefühl, in Verbindung mit den fünf Sinnen 553. begründet die Ueberzeugung von unſerer Exiſtenz 554.

Gifte 230.

Glauben, wie wir etwas glauben, wovon wir das Gegentheil wiſſen 427.

H.

Handlungen, freye und unfreye, in welchem Sinne die Pſychologie ſie unterſcheidet 418.

Hang 137—139.

Haut, ſ. Gefühl.

Heilen, techniſches 167.

Heilkunde, ihre Verzweigungen 166.

Heilmittel 167. chemiſche, mechaniſche und pſychiſche 186. ſchränken ſich nicht auf den Arzneyvorrath ein 184. ihre verſchiedenen Zugänge zum Organismus 187.

Heilmittellehre, pſychiſche 261. ihr Object 255. was ſie zu leiſten hat, ebend.

Heilung, was zur Dauerhaftigkeit derſelben erfordert wird 168.

Helligkeit einer Vorſtellung 443.

Hirnerſchütterung, heilt einen Wahnſinn 614.

Hypochondrie 591.

I.

Ich, das, 550—551. Sein Verhältnifs zum Körper im pathologifchen Zuftande 554.

Ideenflucht 47 u. f.

Impotentes, warum Rafende fo genannt werden 451. 454.

Individuelle pfychologifche Erfcheinungen, was zu ihrer Erklärung erfordert wird 328.

Intelligenz, die abfolute 248.

Intereffe 525.

K.

Körper, f. unfer Körper.

Krankheit 181. als ein Inneres der Organifation, ein anomaler Lebensprocefs 35. ift in der Theorie nicht mit ihrer Urfach zu verwechfeln 149.

Krankheiten find nicht Erfcheinungen zu nennen 155. die zum Reffort des Arztes und Wundarztes gehören, können nicht durch fcharfe Gränzen unterfchieden werden 190. können nicht nach dem überwiegenden Leiden der pfychifchen, chemifchen und mechanifchen Seite des Organismus eingetheilt werden 182. des Geiftes, worinnen fie fich im Körper offenbaren 38. rein pfychifche giebt es nicht 182.

Krankheits-Gefchichten, was fie leiften follen 154. Mangel der gewöhnlichen von Gemüthskrankheiten, ebend.

Kurmethode, pfychifche 172.

L.

Lachen und Weinen, von was für Empfindungen fie Ausdrücke find 79.

Lebhaftigkeit der Vorſtellungen 443.

Leichenöffnungen, ob was von ihnen für die Kenntniſs des Wahnſinnes zu hoffen 595.

Leidenſchaften, zwiefache Wirkung derſelben auf den Korper 482.

Lenhoſſek, Unterſuchungen über die Leidenſchaften, als Urſachen und Heilmittel von Krankheiten 478.

Luſt an etwas 464. Zu etwas 463.

M.

Manie 299. ihre Wirkung auf die Schwindſucht 274. kann ohne Wahnſinn beſtehen 299. wie ſie alsdann pſychiſch zu behandeln 302. 317. heftige Bewegungen ſind bey der Manie ſchädlich 313 u. f. Wirkung des Lichts und der Finſterniſs auf ſie 609. ſcheinbare 301 u. f.

Materielle, das, ein Zeichen des Immateriellen 34. Princip aller Semiologie, ebend.

Medicin, Begriff derſelben 161. Verhältniſs zur Naturkunde 162.

Menſch, geſunder und kranker 40. rechter und linker 579.

Miſsmuth 66.

Mittel, pſychiſche, heilen nicht unbedingt pſychiſche Krankheiten 237—238. heilen auch andere Krankheiten, ebend. wie ſie zu klaſſificiren 259.

Mittheilung des Zuſtandes zwiſchen Seele und Körper 18. geſchieht durch das Nervenſyſtem 473.

N.

Narren, woher ihr eigenthümlicher Geruch rühre 52.

Narrheit geht in Blödſinn über 379.

Naturwiſſenſchaften, ihr eigenthümliches Problem 168.

Neigung 137—139. für ſich ſelbſt zu reden 515—527. bey Menſchen von ſchwachem Verſtande 530. der Wahnſinnigen 534.

Nervenkranke, Beyſpiele von ſolchen, die ſich dem Körper nach, für verdoppelt halten 566.

Noſologie, reine 166.

O.

Objective Seite des Organismus, Zerfallen ihrer Einheit im Bewuſstſeyn 557 u. f.

Ohnmacht, Erſcheinungen die ihr unmittelbar vorhergehen und auf ſie folgen 551.

Onomatopoiie, Grade derſelben 120. in der Benennung pſychologiſcher Gegenſtände 121 u. f. was ſie bey dieſen Gegenſtänden andeutet 128.

Organiſation, wie ſie das Leben erzeugt 226.

Organismus, im Verhältniſs zum Lebensproceſs 35. ſ. auch objective Seite des Organismus.

P.

Parallelen zwiſchen dem Somatiſchen und Pſychiſchen 36.

Perſönlichkeit, Beyſpiele einer getheilten 572.

Phantaſterey 355.

Phyſiologe, was er zum Behuf der Pſychologie zum Gegenſtande ſeiner Beobachtung zu machen habe 22.

Potenzen, pſychiſche, ihre abſoluten und relativen Kräfte 256—257.

Pſyche 445 u. f.

Pſychiaterie 237. 238. gehört zur Medicin 165. ihr eigenthümliches Problem 238. entlehnt ihre Regeln aus der Pſychologie 243. welche Krankheiten durch ſie vornehmlich zu heilen ſind 274. ſchränkt ſich nicht auf die Heilung der Seelenkrankheiten ein 277.

Pſychiſche, das, ſ. Somatiſche.

Pſychiſche Heilmittellehre, ihr Object 253.

Pſychiſche Heilung, worauf es bey Beyſpielen derer ankommt 2. ſ. auch Wahnſinn.

Pſychiſche Kuren, Erzählungen und Analyſe derſelben 2 u. f. wie dieſe beſchaffen ſeyn müſſen, ebend.

Pſychiſcher Reitz, was alles dahin zu rechnen 261. ihre Anwendung in Beziehung des Heilgeſchäfts 262.

Pſychologie 242. ihr Verhältniſs zur Heilkunde 243. äuſsere 17. innere, was für ſie gethan zu ſeyn ſcheint, und noch zu thun übrig iſt 17. wodurch ſie ſehr gewinnen würde 588.

R.

Raſerey 107.

Rauſch, ſeine Wirkungen ſind bey Verſchiedenen verſchieden 636.

Receptivität des Menſchen, mechaniſche, phyſikaliſch-chemiſche und pſychiſche 168.

Reden zu ſich ſelbſt der Blödſinnigen 532. Kinder 118. Wahnſinnigen 534. Grund davon 118. 530.

Reitz, mechaniſcher, phyſikaliſch-chemiſcher, pſychiſcher 169. ſ. auch pſychiſcher Reitz.

Religiöſer Wahnſinn, zwey Arten deſſelben 606.

Reue nach einer That, ob ſie ein Beweis für die Freyheit einer Handlung ſey 436 u. f.

Rother Fingerhuth. Wirkung deſſelben gegen die Manie 616.

S.

Schaukel, Anwendung bey der Manie 617. dem Wahnſinn 622. der Fallſucht 630. ihre Wirkung 628.

Schreck, hebt eine Taubheit 470. lindert auf kurze Zeit eine Schwerhörigkeit 477.

Schwärmer, ihre Heftigkeit gegen anders geſinnte Schwärmer 345.

Schwermuth 70. bloſse 289. dieſelbe führt zum Wahnwitz, ebend.

Seele eines Organismus 247 nach ihrer Einfachheit oder Zuſammengeſetztheit iſt nicht zu fragen 252. ihr Vermögen, ſich den Zuſtand des Körpers vorzuſtellen 20.

Seelenkrankheiten, direkte und indirekte Heilung derſelben 275.

Sehen, das einfache, mit zwey Augen, worin es ſeinen Grund hat 556.

Selbſtzwang, heilſam im Wahnſinn 497.

Σεληνιαζομενοι 457.

Semiotik, pſychiſche, der Medicin 30.

Sinn, äuſserer, innerer 68. 125. 557. vermittelſt des innern kommt alles Aeuſsere zum Bewuſstſeyn 69.

Sinnesreitze, wie ſie zunächſt phyſiſch wirken 260.

Sinnorgane, in wiefern ſie dem Gemeingefühl angehören 556.

Sitz der Seele, darnach iſt nicht zu fragen 252.

Somatiſche, das, in Erſcheinungen, wie es von dem Pſychiſchen getrennt, und wie es damit verbunden werden müſſe 142. 149.

Sprache ſ. Zeichen.

Sprache des gemeinen Mannes, warum ſie pſychologiſch zu benutzen iſt 134.

Sprachen, pſychologiſche Benutzung derſelben 118.

Starrſucht des Denkvermögens 47.

Sympathie, warum ſie nicht allein durch den Mechanismus im Körper beſtimmt wird 582. im pſychologiſchen Sinn 5. Anmerk.

Synonymen für pſychologiſche Gegenſtände, wie ſie wiſſenſchaftlich zu benutzen ſind 459. 460.

T.

Taubheit, ſ. Schreck.

Taubſtumme 515. wie ſie zu ſich ſelbſt reden 542. Verſtandesſchwäche bey denſelben 549.

Täuſchungen gegen den Wahnſinn angebrachte, was vor der Anwendung derſelben zuerſt zu unterſuchen 410.

Tiefſinnigkeit, als habitueller Zuſtand, wie ſie in Schwermuth übergeht 72 u. f.

Tolle Streiche werden von einem Wahnſinnigen gemacht, um nicht für melancholiſch zu gelten 398.

Tollheit 107. 140. kann ohne Wahnſinn ſeyn 297.

U.

Ueberlegung kann bey einem Entſchluſſe ſtattfinden, ohne daſs er frey iſt 427.

Unfreye Handlungen, wie ſie durch Krankheiten veranlaſst werden können 439. Wie der Trieb zu denſelben unſchädlich zu machen iſt 440.

Unmuth 67. wie ihm entgegenzuwirken 102—103.

Unſer Körper, wie wir ihn als den unſrigen und in ſeiner Einheit wahrnehmen 553.

Urtheilskraft 495. iſt ſelten mit dem tiefſinnigen Verſtande verbunden, ebend.

V.

Verrückte werden ſelten von epidemiſchen Krankheiten befallen 598. durch ſie temporell von ihrer Seelenkrankheit befreyt, ebend.

Verrückung 295.

Verſtandesſchwäche, blödſinnige, dumme 530. 544. warum zwiſchen beiden zu unterſcheiden 532.

Verwundungen, ihr Unterſchied an Lebenden und Todten 213.

Viſionnär, Beyſpiel davon 357.

Vorſatz, unfreyer 427. wo man etwas gegen einen gefaſsten Vorſatz thut 426. gebundener 441. ſ. auch Feſtigkeit des Vorſatzes.

W.

Wahnſinn 284. chimeriſcher 290. Beyſpiele einer pſychiſchen Heilung deſſelben 601 u. f 611. ſ. auch religiöſer Wahnſinn und Zwiſchenzuſtand.

Wahnſinnige, welche, und wo ſie einen Mangel an Erinnerung nach ihrer Wiederherſtellung beweiſen 535—536. zeigen oft Schlauheit 634. und Verſtellung 633. worauf es bey der Zurechnung ihrer Handlungen ankommt 640.

Wahnwitz 70. vergl. 280. ſein Unterſchied von dem Blödſinn und der Dummheit 293.

Weinen, ſ. Lachen.

Winkelmann, Beobachtungen über den Wahnsinn 141.

Wundarzt, was zu dem gelehrten erfordert wird 225.

Wunderbare, das, zeigt oft das Natürliche nur vergrößert 159.

Z.

Zeichen, warum wir ihrer zum Denken benöthigt sind 250 f.

Zerfallen der Leiblichkeit im Bewußtseyn 550. seine Variationen 564 u. f. ist eine Krankheit der Seele 575.

Zerstreuung, als Heilmittel wirkt nicht, wenn ihre Wirkung von dem Kranken erwartet wird 512 u. f.

Zurechnung, s. Wahnsinnige.

Zwischenzeiten, helle im Wahnsinn 639.

Zwischenzustand zwischen Wahnsinn und Phantasterey 355.